~~Ga. III. 3944. b.~~

S. 319 ff. fehlen!

A.l.o. 104. 2

Ehrerbietige Anfragen der Bürgerschaft
zum Schul- und Privatgebrauch erläutert mit
Lat. & Griech. Schulen Hollst. Holstein
in Oldenb. Zell. Hamm Hanse 1838. 16 Bg. 164 Sp.

Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1839.

21.

Uebergang zur Klassik.

1.

Die Leipziger und die Schweizer.

Herkömmlich und wohlklingend wird dieser Abschnitt die Morgenröthe der deutschen Literatur genannt. Er umschließt von Hagedorn bis Klopstock alle die lebhaft, ja enthusiastisch auftretenden Versuche, auf alle Weise und um jeden Preis eine deutsche Literatur in Poesie zum Druck und in's Leben zu bringen. Der leidliche Vers wird mehr und mehr wieder eine National-, eine Gewissenssache.

Es gelang nirgends, ein großes nachhaltiges Gesetz dafür aufzufinden, die Talente gehörten mehr redlichen als genialen Leuten, der Abschnitt ist ein kritischer Versuch, ein Uebergang; allerlei Themata in allerlei Tonweisen wurden angestimmt, und die Theilnahme war so groß, daß sich bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein klassisches Lob dafür erhalten hat. Die redliche Absicht, klassisch zu sein, galt den Mitlebenden für die klassische That, so überlieferten sie's den Söhnen und Enkeln, und Haller und Cramer, Zachariä und Ebert galten für Namen, des besten Marmors würdig.

Es hat etwas wirklich Rührendes, bei jeder neuen Ausgabe eines Haller in Noten dargelegt zu sehen, was in einem Worte, einem Verse oder Reime der Klassicität halber geändert worden sei.

Dieser Uebergang entwickelt sich also in breitem, langsam und sorgsam weiter gefördertem Detail.

Wie im Reformintereſſe Wittenberg, später Jena und Helmstädt, so wird jetzt Halle Mittelpunkt des Ueberganges, und von Halle übernimmt zunächst Göttingen die Aufgabe.

Wenn man sich nach einem Mittelpunkte des damaligen geistigen Lebens umsieht, auf den sich dieser klassische Dilettantismus stützt, so erblickt man den Freiherrn Christian von Wolf der 1679 in Breslau geboren wird, und 1764 in Halle stirbt. Auffallenderweise also noch einmal ein geborner Schlesier. Er blieb in Deutschland siegreicher Haupterbe jener philosophischen Wendung, welche nach Reform der Kirche sich über alle positive Kirche hinaussetzte, sie entweder ganz übersah, oder einem großen Herrn gleich Dies oder Jenes als Konceſſion gewährte. Diese philosophische Erbschaft war nun in Wolf zu einer magern Verstandesfigur zusammengetrocknet, von der geistigen Oberherrschaft kam also den dichterischen Versuchen kein füllendes, schwellendes Leben zu Hilfe. Man glaubte von Wolf, er entwickele die Leibnitz'sche Philosophie. Wäre dies in wahrem Umfange der Fall gewesen, so hätte der poetische Versuch einen vollen Zufluß erlangt, denn nach Spinoza war doch in Leibnitzens innerer Welt die reichhaltigste Bewegung, eine individuelle Gliederung, ein weiter und interessant bevölkerter Raum. Aber Wolf, mit scharfer Verstandeskraft begabt, der Tiefe indessen ermangelnd, faßte die Nachfolge Leibnitzens nur in der Form, der Inhalt ward ein ganz ordinaires Verstandesbewußtsein, was aus der gewöhnlichen Erfahrung auswählend den nöthigen Stoff verschaffte.

So kam's, daß sich der edle Drang dieser Zeit nirgends über den Umkreis einer gewöhnlichen Welt erheben konnte, denn der herrschende philosophische Gedanke ist der Umkreis, aus welchem nur das Genie hinausreicht, und solche Genies besaß die Epoche nicht. Dieser Umkreis war ein durchaus prosaischer, ein verständiger, und so gab jener Drang den Anblick, als wenn ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Armen fliegen will, und sich doch nicht von der Erdfläche erheben kann.

So sehen wir allerdings die philosophische Wendung noch fortwirken, aber wir müssen uns mit einer formellen Anregung begnügen. Zu gutem Glücke bediente sich dies mathematische Verstandesprincip Wolfs der deutschen Sprache, und in seiner Deutlichkeit, Klarheit und Schärfe bildete es eine kritische Gewalt, welche unberechenbar auf eine Zeit einwirkte, die sich aus dem Neuen und Groben eine neue Literatur wiederzugebären trachtete. Durch Wolf wird alles formell Logische nach allen Seiten deutsch festgestellt, und der Literatur ein fertig geschnitztes Begriffsmodell an die Hand gegeben, dessen sie sich als brauchbaren Instrumentes bedienen konnte. Er gab das Handwerkszeug zu jenem Schiffe, was auslaufen sollte, um eine neue poetische Welt zu finden.

Einen tieferen, einen poetischen Inhalt fand aber die strebsame Literatur nicht vor, wie alles Vorausgehende deutlich genug darlegt. Der Religionsglaube war dahin, und man bewegte sich nur in den kleinen Verschiedenheiten, ob nicht Einiges von der Tradition, wohl zugeschnitten, aufgefaßt werden könnte, oder ob Alles wie ein alter Kram hinzugeben sei.

In Wolfs Leben stellt es sich dar, wie trostlos es in diesem Punkte aussah: protestantischen Eiferern, Joachim Lange an der Spitze, galt er für den Erbfeind der Religion, und sie brachten es 1723 dahin, daß er unter Bedrohung des Stranges binnen 24 Stunden Halle und das Land verlassen mußte. Siebzehn Jahre darauf ward er, derselbe unreligiose Philosoph, mit Ehren zurückberufen, ward drei Jahre später Kanzler der Universität und 1745 Reichsfreiherr. So schwankend und haltlos stand es mit der kirchlichen Forderung. Die Pietisten blieben schwach, und bewiesen keine Schöpfungsfähigkeit. Was sich aus der formell protestantischen Kirche gegen die glaubensfeindliche Verstandesphilosophie erhob, wie Joachim Lange, das handthierte eben auch nur mit ein Paar Konfessionsformeln, wie sie sich aus den Religionsstreitigkeiten in die außen bestehende Kirche geordnet hatten, und denen nichts tiefer Lebendiges inne wohnte.

Von daher also konnte die Literatur nichts gewinnen. Und der Staat? Der Staat schwamm als ein herkömmliches Institut, was lose zusammenhängt, hin und her, wie es eben die Strömung von außen mit sich brachte. Die Kriege Ludwigs XIV.,

rein politische, hatten allgemeine höhere Haltpunkte verwischt, man sicherte nur eben das Nächste. Das Reichsbewußtsein, die Erbschaft des Mittelalters, war längst eben so verloren, wie die Poesie des Mittelalters. Die Kaiser waren österreichische, sicherten ihre Erbländer, und so that jeder andere einzelne Fürst. Schöne Provinzen des Reichs gingen an Frankreich verloren; wenn man sich zu einem allgemeinen Kriege vereinigte, so war's das Interesse einer Erbschaft oder sonst eines lediglich äußeren Vortheils, von der poetischen Idee eines nationalen Verbandes war keine Faser mehr übrig. Und so war es nichts Befremdliches, daß im spanischen Erbfolgekriege deutsche Fürsten für Ludwig fochten. Wie die alte Kirche aufgelöst hatte, und in den neuen Kirchen jede einzelne Ansicht geltend gemacht wurde, so ging auch der alte Staat in die Reform des einzelnen Vortheils über, jeglicher nächste Gewinn ward erstrebt, und die Einigung zu einem Staatssysteme blieb dahin gestellt. Augenblickliche Klugheit statt des Staates, augenblicklicher Verstand statt der Kirche regierte in tausendfacher Aeußerung, — wie hätte da die Literatur eine Einigung zur Poesie gefunden? Sie sah sich also darauf angewiesen, allerlei neue, eigene Wege poetischen Schwungs aufzusuchen, sich an das nächste herrschende Bewußtsein des philosophischen Gedankens anzuschließen. Was konnte unter solchen Umständen der Wolf'schen Macht Eintrag thun?

Daß die französische Welt nicht noch verführerischer einwirkte, ist sehr zu verwundern. War diese neufranzösische Ludwigsexistenz auch innen hohl, in den höchsten Anknüpfungen hin und her schwankend wie ein Schiff ohne Steuer, bald ohne Religion, bald von Verstandesreligion, bald von Maintenon-katholischer bewegt, sie war doch geschickt in ein lockend Haus zusammengezimmert, sie bot doch ein fertiges Ansehen, sie war doch ein schimmernder Glanz der Prosazeit, und sie ward an unsern Höfen in Einzelnheiten beliebt, in lockenden Punkten nachgeahmt, sie ward von geschickten Parteien auch auf die deutsche Literatur angewandt.

Aber unserem ganzen Volke fehlte doch die Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit, sie als ein erfülltes neues Weltwerk im Ganzen aufzunehmen. Just in dieser suchenden Epoche versäumten es gesunde Talente nicht, sich dagegen zu stemmen, weil sie einsahen,

oder doch ahneten, wie wenig sich diese bloß zierlich-fertige Welt mit dem tieferen Nationalwesen und Bedürfnisse der Deutschen vertrüge.

Was war nach alle dem in Wahrheit für unsere Literatur geboten, als daß man sich eines geschulten Verstandes bediente, um irgend was Leidliches hervorzubringen? Dies war der glücklichst gewählte Inbegriff dieser Epoche. Genug, daß diese kritische Bestrebung doch ziemlich allgemein, ja mehr und mehr mit einem völligen Feuer betrieben wurde. Daß man glaubte, in dieser versuchenden Bestrebung zunächst schon eine neue Poesie gefunden zu haben; der Irrthum war verzeihlich, und die nächste Folgezeit war stark genug, in ihm nicht zu ruhen.

Die stets Viel fordernde und Viel versprechende Humanistik, die sich in wirklicher Schöpfung stets machtlos erwiesen, trat wieder mit in die Reihe und brachte von Neuem jene philologische Literatur auf's Tapet, welche man täuschend so gerne die klassische Richtung nennt. Sie wies auf Griechen und Römer und jetzt, wo man wirklich allerlei Gutes brauchen konnte, sei's woher es sei, um daraus für einstig eigene Schöpfung irgend ein Splitterlein zu gewinnen, jetzt hatte sie doch mehr denn je ihr Förderliches. Glücklicherweise gerathen einige ihrer Anhänger auch zur Abwechselung auf englische Muster, wie Bodmer und Breitinger, und brachten auch hiermit einen brauchbaren Beisatz zu der kritischen Gährung, wenn auch manches Leere, wie Pope und Aehnliches mit eingeschmolzen wurde.

Auf der diesmaligen Wetterscheide der Literatur fruchteten die humanistischen Ansichten besser denn je, weil sie später in die Hände wirklicher Talente übergingen, welche in eigen schaffender Kraft nur das wahrhaft Ewige aus den alten Klassikern empfingen, nicht allerlei frühere Schale und Leibeszuthat für das Nachzuahmende ansahen. Die jetzt auftretenden Humanisten haben auch wirklich einen gesünderen Takt, als die leeren Franzosenempfehler, eben weil diese leer waren. Denn das Zeitgemäße und darum Aechtere lag diesen, den letzteren, im Grunde näher, wenn ihnen der poetische Hauch dienstbar gewesen wäre, diese geformte neue Ludwigswelt eigenthümlich und hinlänglich zu beseelen. Das fehlte ihnen, und so ward jenes humanistische fernere Hilfsmittel bedeutender. Denn die Gottsched und Genossen

erkannten nicht einmal das wirklich Abgerundete der neuen französischen Welt, und das Konsequente darin, wenn denn einmal aus bloß politischem Belieben ein neuer Lebenskreis gefaßt werden sollte, sie ergriffen nicht die positive Größe der modernen Gestaltung, dazu selbst waren sie zu arm, sondern sie wollten nur von jener Außenwelt das Aeußerliche einführen, obendrein mit Uebergehung alles ursprünglich Deutschen in Anschauung und poetischer Farbe. Der deutsche Ausdruck war Alles, was ihnen vom Vaterlande brauchbar schien.

So viel Nationalbewußtsein war aber im innersten Kerne, der nur etwa von Volksliedern und Volksgeschichten ernährt wurde, übrig geblieben, daß dieser Versuch scheiterte, uns als poetische Nation zu schleifen. Der endlich siegende Gang aus dieser Epoche heraus ward also der: nach guten Mustern der Griechen und Engländer sich an den heimathlichen Sinn anzuschließen, und solchergestalt wenigstens eine poetische That im Einzelnen zu wecken.

Wie war es gekommen, daß dieser nationale Zusatz noch einmal mächtig werden konnte, der so lange ganz und gar verschwunden zu sein schien? Mit stets wiederkehrendem, stets betontem Nachdrucke ist er oben im Anfange unsers literarischen Lebens hervorgehoben und gefordert worden. Warum verschwand er denn? Die Hauptstaaten Europa's gaben sich einer gleichmäßigen Ueberlieferung des römischen Christenthums hin, bei aller höheren Lebensfrage schwand der nationale Unterschied, und in jenes allgemeine Bewußtsein tief hinein bildete sich die katholische Poesie des Mittelalters; nur Nüancen blieben übrig. Man mußte abstehen von der streng nationalen Forderung, sie wurde eine Ungerechtigkeit, sobald einmal der Eingang überschritten, und die Konsequenz geweckt, und auf diesem Wege eine geschlossene, poetische Existenz gewonnen war. Als sie in der Reform gesprengt wurde, und sich das Leben wieder einzeln von vorne aushob, da eigentlich trat erst die nationale Frage und Folgerung gerecht wieder auf. Nun bedurfte man zunächst eines umgrenzten Volksumkreises, um in solcher bereits gegebenen Form und Gesinnung sicher und leicht eine neue Glaubenseinigkeit auszubilden. An die Stelle der europäischen Allgemeinheit, an die Stelle des eigentlichen Katholicismus sollte die Nationalität in

ihrer runden Fertigkeit treten. Aber die Geschichte holte weiter aus, die Nationalumkreise sonderten sich nicht einig ab, Katholicismus und Protestantismus rang durcheinander, und in Deutschland ward er zu keiner Einheit irgend einer Art unterjocht. In Frankreich und England geschah das, und deshalb sind diese Nationalitäten in der modernen Zeit so kompakt geworden, und bei ihnen ist es ein auf der Hand liegender, klarer Begriff, wenn von Nationalität gesprochen wird. Bei uns ist er das nicht. Er ist feiner schattirt, geht mehr in eine verborgenere Innerlichkeit, weil er sich nur in der höheren Bildung und im Sprachverbande fortpflanzen konnte. Deshalb wird in Deutschland so viel Unwesen mit dieser Forderung getrieben, die in plumpen Händen leicht das Thörichte, uns nicht Nationale wird. Deshalb, eben weil diese Nationalität nicht so zur fraglosen Einheit gedieh, wird sie von den besten Geistern unserer Nation nicht so als ein abgemachter, stets gleichmäßig zu verstehender Begriff häufig angewendet, wie es der Franzose und Engländer füglich thun kann, und wie es bei uns die Mittelmäßigkeit thut. Er ist vielmehr wie ein Heiligthum nur den wichtigsten Momenten vorbehalten, wo aller Eindruck koncentrirt und gesteigert ist, und wo es mit Leichtigkeit von den Gebildeten und Ungebildeten verstanden wird, daß mit dem Worte Deutschland dennoch eine tiefere, innerlichste Gemeinschaft ausgesprochen sei.

Unsere Literatur wäre besonders in neuester Zeit von vielem Gepolter befreit geblieben, wenn nach der Reform eine nationale Einheit durchgedrungen wäre; in England mähte sich der Protestantismus zu einer solchen durch, in Frankreich erzwang sie Ludwig **XIV.** durch Dragonaden im wenigstens äußerlichen Interesse der katholischen Kirche. Bei uns schleppte es sich, und blieb schleppend, nachdem der dreißigjährige Krieg keinen entscheidenden Sieg gegeben hatte. Aus dem Gröbsten heraus erholte sich unser poetisches Interesse in den schlesischen Schulen von der Kriegsverwüstung, und jetzt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam das nationale Moment in der Literatur wieder in so weit zur Frage, als es Nichtscheit für eine Literatur sein konnte, die sich neu aufbaute.

Unabhängig herrschend konnte es nicht mehr werden, und es mag den Männern jenes Ueberganges ja nicht zum Vorwurfe

gemacht sein, daß sie nicht eine Deutschthümelei angeregt haben. Durch Reform, durch Politik, durch die moderne Philosophie war Frankreich, England und Deutschland von Neuem so in einander verschwistert und verschlungen, daß eine leidenschaftliche Absonderung schon damals beinahe eben so thöricht gewesen wäre, wie sie es heute ist. Die Aufgabe stellte sich schon eben so, wie sie heute steht: den Fortschritt aufnehmen, aber nur so, wie er nationalcharakteristisch verarbeitet werden kann, von Fremden gewinnen, aber nur die Eigenthümlichkeit mitten hinein, auf der Eigenthümlichkeit für und für beruhen, aber keinen Popanz daraus machen.

Es begegneten sich sogar beide Parteien damals in dem einen Punkte, die Leipziger und die Schweizer Partie, die alte Nationaldichtung aufzusuchen und in Ehren zu halten, ja Gottsched that darin fast noch mehr als sein schweizerischer Gegner.

In dem Vorstehenden ist das Rüstzeug enthalten, dessen man sich zur Vorbereitung einer klassischen Literatur bediente. Dem aufmerksamen Auge mag klar sein, daß für eine allgemeine Verdichtung zu einer neuen Poesie im Ganzen und Großen die Hilfsmittel keinesweges ausreichten. Man ist im eigentlichen Grundsatze um kein Haar weiter als Opitz: man hält sich an den Geschmack, man sucht sich ihn leidlich auszubilden, und mit ihm dann weiter zu helfen. Die dazwischen liegende philosophische Zeit trug das ihrige bei, man war geschulter denn früher, aber im eigentlichen Inhalte war noch nichts weiter gewonnen.

So kam es, daß auch diese Epoche noch nichts dauernd Musterhaftes, was man Klassisches mit einem Worte nennt, hervorbringen konnte. Ja, die nächste war genöthigt, immer wieder über das Princip von Neuem anzuheben, sich immer wieder eigene Kreise der ästhetischen Existenz zu sichern, und mit dem persönlichen Genie sich einen klassischen Umkreis zu bilden. Darauf hindeutend ist schon im Früheren einmal gesagt, daß wir auch in unserer besten modernen Zeit nur partienweise der eigentlichen Poesie habhaft werden.

Tritt man zu den Personen dieses Uebergangs, der sich schon in Christian Weise und Morhof aushob, so erscheinen gleichzeitig

im Norden und Süden zwei Männer, an welchen überaus deutlich erkannt werden mag, in welcher weit verschiedenen Art poetisches Genüge aufgesucht wurde. Das ist Hagedorn und Haller. Beide horchen auf Lohenstein, Beide wollen weiter, und versuchen es auf weit auseinander gehenden Wegen.

Friedrich v. Hagedorn 1708 zu Hamburg geboren, sieht sich aufmerksam in französischer und englischer Literatur um, lebt als Geschäftsmann lange in London, neigt weniger zu Principienprüfung, genießt heiter, und verarbeitet leicht, was ihm die Außenwelt, was ihm die Natur bietet. Er ist fast unberührt von dem schweren Streite der Leipziger und Schweizer, welcher noch in seine kräftigste Lebenszeit hineinfällt, feilt und säubert an seinen leichten Liedern, poetischen Erzählungen und Fabeln, und gewinnt eine größere Bedeutung dadurch, daß er fortwährend producirt, während man über das Wie? streitet und Wenig zum Vorschein bringt, daß er ferner mit der glücklichsten Sorgfalt Sprache und Reim immer glatter und reiner bildet. Eine Neigung zu heiterer Sinnlichkeit ist ihm von Lohenstein her stets verblieben, wie wir denn jenes Schlesiers Einfluß noch vielfach fortwuchern, und besonders seinen inneren Schwung nach mancher Seite hin anregen sehen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem späteren Wieland, hat Hagedorn, sowohl in leichter, naturalistischer Fassung der Welt, als auch in gewandter Sprache, in geschickter Aneignung des Fremden, in graziöser, wenn auch nirgends großer Manier, zu denken, zu wenden und anzuschauen. Man nennt ihn schon beim ersten Nachwuchse der Lohenstein'schen Schule, und er erlebt noch den Klopstock'schen Messias, obwohl er nur 46 Jahre alt wird, und 1754 stirbt. So ist er die eigentliche Prosa des Uebergangs, welche weder von der Schwäche, noch von der Stärke dieses Zeitraums recht überwältigt wird. Eschenburg hat sein Leben beschrieben.

In gleichem Jahre mit ihm zur Welt kommend, ihn aber weit überlebend und ganz und gar anders artend ist Albrecht Haller, den der Kaiser 1749 zum Herrn von Haller macht. Er stammt aus Bern, ist ein Frühpoet, der schon als Knabe nach Lohenstein'schen Mustern dichtet, in allen Reichen des Wissens sich später herumbewegt, für Göttingen als Gründer und Förderer medicinischer Anstalten, der „Götting'schen

gelehrten Anzeigen," der „Gesellschaft der Wissenschaften" äußerst wichtig wird, und in seinem Vaterlande, der Schweiz, ein hohes Alter als ernster Geschäftsmann erreicht. Er ist mannigfacher von der Geistesstrebung seiner Zeit gepackt, und auf trübe, düstre Lebensansicht geleitet. Nirgends gelingt es ihm, sich aus reichem Stoffe zu einer geläuterten, wohlthuenden Fassung durchzuarbeiten; das haltlose einer ungeeinigten Welt herbe empfindend sucht er Trost in einzelnen Lehrpunkten, die sich starr um ihn her einrammen, und sein sehr mäßig dichterisches Talent verleiden. So ist denn vom eigentlichen Siege der Schönheit, dem Ziele poetischer Kunst, fast nirgend etwas in ihm zu finden. Einzelne Naturschilderungen aus seinem beschreibenden Gedichte „die Alpen" nähern sich ihm noch am Ersten, aber auch dies Gedicht, was aus einer botanisirenden Alpenreise entsprungen ist, bleibt von den nützlichen Zwecken solcher Reise, von den herb lehrreichen Betrachtungen niedergehalten.

Haller ist als strebender, ernster, sich zusammenschnürender Mensch interessanter, als seine Dichtung, die sich nirgends von der groben, unpoetischen Lehre befreit, nirgends jenen erschütternden oder reizenden Zauber gewinnt, ohne den keine Dichtung bestehen kann.

Sein ernster, feierlicher Ton für das oft nur trivial Lehrreiche machte einer losen, suchenden Zeit ungebührlichen Eindruck und ist als Erbschaft lange durch die Literatur gewandert. Er hat Oden, Elegien, philosophische Lehrgedichte, z. B. „über den Ursprung des Uebels," und im Alter auch Romane geschrieben, die streng politisch sind. Der eine „Usong" lehrt, wie Despotismus durch Gemüthsadel gemildert wird, der andere „Alfred" vertheidigt die beschränkte Monarchie, und der dritte „Fabius und Cato" die Aristokratie. Um den großen Streit in der Literatur kümmerte auch er sich wenig, obwohl seine dichterische Bildung aus den Bestandtheilen erwachsen war, welche als Hauptmuster von der Schweizerpartei verlangt wurden, nämlich aus den alten Klassikern und Engländern. Freilich wurde ihm bei reiferer Einsicht der schwatzhafte Virgil lieber als der Homer, welcher den unbefangenen Knaben gelockt hatte, und bei einer streng protestantischen Moralansicht blieb es doch stets mehr das Aeußerliche als die Seele, welches ihm an den Alten gefiel. Ein reizbarer

Nervenbau überschlich ihn oft mit düsterer Hypochondrie, mit pietistischer Furcht, und im Alter ergab er sich ganz dem orthodoxen Protestantismus. Seine Stellung in Deutschland ist eigentlich viel größer durch die rastlose Gelehrsamkeit, von welcher er die wirksamsten Proben ablegte. So war er es, welcher zuerst die Boerhave'schen Vorlesungen drucken ließ, die er als Student in Leyden nachgeschrieben, er war's, der in der Medicin Anatomie und Botanik zu Ehren brachte, auch gestand er selbst, daß er sich nie für einen Dichter ausgeben möchte.

Dies Geständniß ist indessen nicht so wörtlich zu nehmen, die sogenannte poetische Täuschung war ihm leicht, sich für irgend einen jugendlichen abstrakten Gedanken in Verse zu setzen, den Ruhm, die Ehre als Nichtiges zu deklamiren, während er bald darauf das Gegentheil anerkannte. Jedenfalls war er eine sehr reichhaltige Erscheinung, eine außerordentliche Figur des damaligen Deutschlands, welche einen großartigen Gewinn bieten konnte, wenn dieser Reichthum in die Hände eines wirklich dichterischen Talentes gerieth. Wie verschiedenartig er in seiner ersten Wirkungszeit angesehen wurde, ehe sein protestantischer Dogmatismus alle sonstige Regung unterjochte, beweis't die Widmung La Mettrie's. Dieser materialistische, geistreiche Philosoph widmete ihm, ohne anzufragen, sein berüchtigtes, scharfsinniges Buch „**L'homme machine**," und Haller mußte sehr nachdrücklich auftreten, um dieser Gemeinschaft zu entgehen.

Seine Gedichte, die eilf Auflagen erlebten, gab er zuletzt unter dem Titel heraus „Herrn v. Haller's — nun folgen acht Zeilen Titel — „Versuch Schweizerischer Gedichte." Schweizerische, weil er sich nie ganz und gar von seinem unbehilflichen Vaterlandsdialekte freimachen konnte. Die Sprache all seiner Dichtung ringt mit einer rauhen Härte, und auch der Ausdruck erreicht, wie sein ganzes Wesen, nirgends den eigentlichen Wohllaut. Der kräftige Lehrgedanke imponirte aber dem Publikum. 1828 ist in Bern noch die zwölfte Ausgabe seiner Gedichte erschienen, und die Lebensbeschreibung, welche Zimmermann 1755 von ihm anfertigte, gilt noch jetzt.

Weil er und seine Sachen aus der Schweiz stammten, griff sie die Leipziger Schule heftig an. Noch in später Zeit wurde in dem „Journal von und für Deutschland" eine ganze Abhand-

lung über einen Haller'schen Vers „Unselig Mittelding von Engel und von Vieh" gedruckt. Breitinger schrieb eine Vertheidigung der „schweizerischen Muse."

Neben ihm wird noch der Durlacher Drollinger genannt, dessen Oden oft mit Haller's verglichen sind.

Es ist hier der Punkt, sich an die Personen selbst zu wenden, welche das kritische Centrum bilden, und um welche sich der Geschmacksstreit bewegt, an die Leipziger, welche Gottsched vertritt, und die sich an die neufranzösische Schule halten, und an die Schweizer, deren Vertreter Bodmer und Breitinger sind, deren Muster die Alten und die Engländer.

Gottsched.

Er wurde 1700 zu Juditenkirch in der Nähe von Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war Prediger, und schickte ihn nach Königsberg auf die Universität, damit er dort Theologie studire. Schon mit 14 Jahren kam er dahin, und es interessirte ihn bald Sprachkunde, Philosophie und schöne Wissenschaft mehr als Theologie. Er trat früh mit philosophischen Abhandlungen und Gedichten auf, und wurde 1723 Magister. Ein stattlich gewachsener junger Mann fürchtete er die Vorliebe des damaligen Königs für großes Militair, und entwich 1724 nach Leipzig. Dort gewann er die Theilnahme des gelehrten Burkard Menke, und erzog dessen Kinder; auch begann er bereits Vorlesungen über schöne Wissenschaften, die in der damals so strebsamen Zeit lebhaften Anklang fanden. Er griff darin die übertreibende Manier der zweiten schlesischen Schule an, was man von jener Zeit her Hofmannswaldau'schen und Lohenstein'schen Schwulst nannte, empfahl einen einfacheren Ausdruck, berief sich auf die Alten und auf die Franzosen, als die geschmackvollsten Nachahmer derselben. 1726 ward er Senior der in Leipzig bestehenden poetischen Gesellschaft, aus welcher er schon das Jahr darauf die „Leipziger deutsche Gesellschaft" bildete, die in dem vorliegenden kritischen Uebergange eine so große Rolle spielt. Sie weckte immer mehr den kritischen Antheil an der deutschen Sprache, und förderte die Bestrebung, selbige rein und zierlich

zu schreiben. Eine dünn dogmatische, aber klar sichtende Begriffsphilosophie, wie sie von Wolf eingeführt, und größtentheils von Gottsched angenommen und dem literarischen Läuterungsprozesse zugeschnitten wurde, erwies sich hierbei äußerst hilfreich. Das Interesse des Publikums, dem diese neue Manier verständlich und einleuchtend war, wurde in einem bis dahin unerhörten Maaße gewonnen. Die Gesellschaft suchte auch eine nationale Begründung darin, daß man die alten deutschen Dichtwerke aufzufinden, die Sprache historisch zu entwickeln trachtete, daß man sich aber nur an die Sprache, nicht auch an ihren poetischen Inhalt wendete, gab später den Unterschied, auf welchen die andere Partie verwies. Es findet sich aber doch in diesem Gange viel Würdigeres, als die schreiende Stimme später dem Gottsched zugestehen mochte. Man sieht diesen Mann meist in sehr lobenswerther Thätigkeit, so lange er sich in kritischer Anregung erhält; seine Schwäche beginnt da, wo er darüber hinaus will und auch für seine positiven Versuche den besten und einzigen Lorbeer heischt. Das Eine gelang allerdings dieser Leipziger Schule nicht, Dichter zu erzeugen, und sie erinnert darin an den alten Naturphilosophen Paracelsus, der als Hauptthat von sich rühmte, daß er einen Homunkulus zu fertigen im Stande sei.

Gottsched entsagte später der „deutschen Gesellschaft" und stiftete eine neue, „die Gesellschaft der freien Künste." Er gab nun seinen Entwurf der Redekunst, und seine „kritische Dichtkunst" heraus. Dies war in den Jahren 1728 und 29, und von da begann sein allgemeiner Ruf, denn so klar, bestimmt und einfach war die Rede- und Dichtlehre dem Publikum noch nicht zu Handen gekommen. Es muß dies betont werden, da man bei der gewöhnlichen Anklage und bei der bloßen Anklage Gottscheds niemals begreift, wie der Mann doch eine solche Bedeutung gewinnen konnte, um eine ganze Epoche, sei es auch großentheils in Entgegnung zu bewegen. Er war ein praktisch klarer, im Leben gewandter Mann, der aus einer sicheren, kräftigen Persönlichkeit heraus das nüchtern Verständliche kräftig darzulegen wußte, dem der allgemeine Drang nach nüchterner Verständigkeit, wie er in der Wolf'schen Philosophie begrüßt wurde, zu Hilfe kam, der endlich in dem national Sprachlichen, so weit es auf den Verstandesausdruck hinausging, einen richtigen Takt hatte.

Im Jahre 1729 machte er eine Reise durch den Norden, erwarb sich durch seine stattliche Persönlichkeit Anhang, und gewann zu Danzig die talentvolle Luise Adelgunde Victorie Kulmus, welche bald darauf seine Frau wurde, und das literarische Geschäft durch Uebersetzung und eignes Erzeugniß mit noch besserem Erfolge führte als Gottsched selber. Der Spott über sie ist nicht so wohlfeil, wie gemeinhin angenommen wird, sie besaß in Wahrheit dichterisches Talent, jedenfalls mehr als Gottsched selber, war eine sehr gebildete, starke Frau, und vernachlässigte über Reform der Literatur ihr Hauswesen keinesweges. Besonders ihre „Briefe" gewähren manchen interessanten Einblick. Dieser Beitrag, das Haus, was Gottsched nun in Leipzig machte, und wo durch starke Persönlichkeit fortwährend ein starker nächster Einfluß gesucht und gefunden ward, die ununterbrochene Thätigkeit selbst, — dies Alles hilft ebenfalls erklären, daß der Name Gottsched ein so viel bedeutender und so viel vermögender werden konnte.

Die Bezeichnung des Geschmackes dieser Partie mit dem Ausdrucke französisch und die Bezeichnung der Schweizer mit dem Ausdrucke klassisch und englisch hat übrigens für den oberflächlichen Verstand ihr sehr Mißliches. Man findet schon oben eine Andeutung, daß auch Gottsched die Alten kannte, und sogar empfahl, es ist ferner bei seiner Frau zu erwähnen, daß sie eben auch aus dem Englischen übersetzte und derartige Muster empfahl, wenn diese Muster auch Addison's Cato und Pope's Lockenraub waren. Man muß also dabei stets auf einen tiefer liegenden Geschmacksinstinkt hinweisen: Gottsched kam nicht über das äußerlich Formelle hinaus; seine deutschen Studien hielten sich mehr oder minder an das rein Sprachliche, und das Geheimniß des dichterischen Herzens blieb bei der deutschen Literargeschichte verschlossen; seine Theilnahme an den Alten beschränkte sich ebenfalls auf die Außenseite, und er fand in der französischen Verkleidung ein klassisches Genüge. Selbst an den Franzosen traf ihn nicht das gewaltsame Ensemble einer modernen Welt, sondern nur das anspruchsvolle, hochklingende Wort dafür.

In solchem Sinne wendete er sich auch an unser Theater, und meinte, ein Wesentliches dafür gethan zu haben, wenn er eine äußere Form derselben, wenn er den Hanswurst abgeschafft

hätte. Es entging ihm völlig, daß die Laune dieser Figur ein Ausdruck deutscher Laune sei, und immer wieder zum Vorschein kommen müsse, sobald die Bühne auf eine allgemeine Theilnahme des Publikums Anspruch macht. Dies nur konnte ihm vorschweben, wenn mehr untergelegt werden soll, daß die Bildung in feinere Tendenz und Wendung komme, als sie vom Hanswurst ausgedrückt wird, vom Hanswurst, der durch Name und Gestalt dem ordinairsten Sinne angepaßt ist.

In dieser Bedeutung mag selbst diese viel verlachte Scene, wie der Herr Professor Gottsched auf das Theater wirkt, von Werth und Wichtigkeit sein. Der Hanswurst hing übrigens auch mit der italienischen Vorliebe zusammen, welche durch die schlesischen Schulen gefördert worden war.

Um dieselbe Zeit, um 1730, gab er „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" heraus, worin schätzbare Materialien. Von den übrigen Schriften, deren sehr viele, da er rastlos schrieb, ist noch herauszuheben: „Erste Gründe der Weltweisheit," worin die Wolfische Philosophie verbreitet wurde. Später gab er eine eigene „Historische Lobschrift des vielhoch- und wohlgebornen Herrn, Herrn Christians, des h. Röm. R. Freiherrn von Wolf ꝛc." heraus, alsdann mit Uebergehung seiner vielen, die Sprachkunst betreffenden Bücher und seiner zahlreichen Uebersetzungen, Bayle's, Fontenelle's, Corneille's, Moliere's, Racine's, Voltaire's, den Madame Gottsched besonders gutirte, mit Uebergehung aller der literarischen Akten aus jener deutschen Gesellschaft und ihrer Nachfolgerin, müssen seine Vorräthe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst gewürdigt, und es muß der Treffer belobt werden, welcher ihn bei altdeutschem Studium besonders auf Reinecke Fuchs verweilen ließ.

Es ist ein bekannter Satz, daß Gottsched zu lange lebte für seinen Ruhm. Goethe hat uns in seinem Leben noch eine kleine Schilderung geschenkt, wie würdevoll der literarische Sultan in Leipzig residirte. Die Opposition, welche in der Schweiz anhub, verbreitete sich wie ein Rottenfeuer immer mehr, zog sich stets enger um ihn zusammen, und bestürmte den alten, matt werdenden Herrn am Ende ganz in der Nähe, so daß er machtlos Jahrelang auf dem goldenen Stuhle starb, welchen er sich mit stolzer Hand selbst gezimmert hatte. Der Anregung, welche er

gegeben, bemächtigten sich stärkere Hände. Schon 1751 beginnt er die vierte Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst mit den Worten: „Und meine Dichtkunst lebet noch, sie lebet, sag ich" — ein Zeichen, daß sie bereits in's Herz getroffen war.

Außer den unermüdlichen Schweizern trat Jacob Immanuel Pyra aus Cottbus, der als Conrektor des Cölnischen Gymnasiums in Berlin lebte, 1744 mit der Schrift auf „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe," und seine reimlosen Gedichte wurden von den Schweizern dringend empfohlen. Der Satiriker Liskov, welcher für den besten Prosaiker vor Lessing gilt, und den der Graf Brühl in Eilenburg einkerkerte, verspottete die Leipziger Schule; ja ein eigener Schüler Gottsched's, Johann Christoph Rost, der leichtfertige Schäferspiele geschrieben hatte, geißelte Gottsched's Streit mit der Schauspieldirektrice Neuber in dem „Vorspiele in fünf Gesängen" von Dresden aus, und einer beißend spöttischen Zuschrift „des Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne." Die Neckerei und der Spott wurden nun täglich allgemeiner. 1747 trat ein Philosoph in Halle Georg Friedrich Meier mit einem zwar trocken geschriebenen, aber schwer einschlagenden Urtheile über Gottsched auf, welches besonders das philosophische Ansehen desselben vernichtete. Dommerich griff ebenso 1758 die Gottschedische Dichtkunst an, und Heinze warf sich 1759 auf die Schwächen der Gottschedischen Sprachkunst. Das Hauptunglück für ihn war, daß er sich nicht eines einzigen geistreichen Schülers zu erfreuen gehabt, der die Unterstützung des alten Kritikers übernommen hätte. Herr Schönaich, der sich in letzter Zeit an ihn schloß, war Gegenstand herben Gespöttes, und besonders Lessing war gegen ihn mit schonungsloser Verachtung zur Hand.

Es ist nun nach den Hauptgegnern umzublicken, nach

Bodmer und Breitinger.

Beide waren aus der Schweiz und von früh auf an theologische Studien gewiesen. Zum Theil daher und zum Theil durch den Charakter selbst, der namentlich bei Bodmer vorherrschend prüde war, galt ihnen die bloß schöne Erscheinung an dem

literarischen Werke sehr wenig. Von ihnen stammt eigentlich das deutsche Verlangen, was Anfangs so günstig, später oft so störend eingewirkt hat, der schönen Kunst eine streng moralische Unterlage zu geben. Sinn für Schönheit an sich ging ihnen völlig ab, Bodmer begriff nicht, was man mit der Musik eigentlich wolle, und einen Hauptärger erweckten ihm bei Gottsched die Alexandriner und alle Reime. Er begrüßte also auch, schon der Hexameter wegen, mit dem größten Jubel die Messiade von Klopstock. Indessen lag alle dem ein richtiges, nur unzulänglich erfaßtes Gefühl zum Grunde, daß die Poesie sich mit dem heiligsten, innerlichsten Interesse der menschlichen Seele zu beschäftigen habe, und Miltons verlornes Paradies, das er in Prosa übersetzte, und alle Theilnahme an ernsten, al en Klassikern zeugen dafür. Außerdem reizten ihn von Jugend auf Romane überaus, und ein Antheil dieser Art hielt ihn theilweise von der eigentlich theologischen Laufbahn ab, es war ein mannigfaltiger Drang in ihm, und der Uebelstand lag nur darin, daß er selbst kein besonderes Talent für die Dichtung besaß, daß er an eine Stellung gerieth, wo man geradezu neue Gesetzgeber brauchte, und daß er von jenem düsteren, unerquicklichen Schweizertemperamente durchdrungen war, woraus sich fast noch niemals eine freie, schöne Literaturthat erfunden hat.

Es darf deshalb von dieser Gottschedischen Opposition auch keineswegs eine baare neue Wahrheit, eine geschlossene, wenn auch kleine Welt neuer Poesie erwartet werden. Auch von hier aus gedeiht nur die Anregung, welche dem nächsten Geschlechte zu Statten kommt, wenn man auch dieser Opposition zugestehen muß, daß sie sich näher anschloß an den tief strebenden deutschen Geist, an die Innerlichkeit des poetischen Gedankens. Dort bei Gottsched war mehr Kenntniß und Benutzung der äußeren, lebhaften Lebenskultur, mehr leichter Empfängnißsinn für Reiz und Grazie der äußeren Erscheinung, hier bei den Schweizern mangelte dies ganz, und die deutsche Kritik gewann den herben Beisatz, als sei dies überflüssig, wenn nicht gar verderblich. Aber hier fand sich ein kerniger Drang nach strengem Inhalte, und aus diesem Drange kam die Theilnahme an gehaltvolleren Mustern, selbst der Versuch, die Schönheitskritik tiefer zu begründen, und der endliche Sieg über Gottsched, über die Neufranzosen

und über die oberflächliche Bestrebung, nur eine äußere Form nachzubilden. Wenn auch nicht den Schweizern allein, so doch dieser Oppositionsrichtung ist es zu danken, daß unser nationales Wesen in einen eigenen Weg vertieft wurde, um ein neues poetisches Bewußtsein zu erlangen, daß eine so schwer wiegende Literatur entstand, wo mannigfaltig, immer eigen, und oft tief eine poetische That erstrebt, kurz, daß eine klassisch deutsche Literatur geschaffen wurde, die an Reichthum und Kraft die meisten Nationen überbietet und an eig'nem Geschmack und eig'ner Schönheit von keiner andern übertroffen wird.

Dies ist zu sagen, wenn sich auch in dieser nächsten Opposition selbst noch nicht die geringste positive Probe davon bietet.

Bodmer war 1698 dicht bei Zürich, Breitinger 1701 in Zürich selbst geboren. Zürich ward die schweizerische Festung gegen Leipzig, hier dichteten und trachteten sie, hier erschienen ihre polemischen Zeitschriften, die erst „Discourse der Maler," später „der Maler der Sitten" hießen, und von Hause aus mehr auf eine moralische als auf eine schönwissenschaftliche Thätigkeit abgesehen waren. Der direkte Streit brach erst 1740 aus bei Gelegenheit des Milton'schen Paradieses, was Gottsched nach bornirt-Voltaire'scher Kritik mißhandelte. Die norddeutschen Gegenblätter, welche sich mehr oder minder an Gottsched schloßen, waren „der Leipziger Spectateur" von „Diogenes" herausgegeben, der „Patriot" in Hamburg, „die vernünftigen Tadlerinnen," Gottsched's eignes Blatt, was in Halle gedruckt wurde.

Demnächst war Veranlassung zum Ausbruche Breitinger's „kritische Dichtkunst," worin er Poesie und Malerei verglich, und über die Aeußerlichkeiten jener dergestalt sich verlautbarte, daß die Leipziger sich getroffen fühlten, und alle die kleinen Poeten, die „Triller," die „Schwabe" und „Schwarz" aufsprangen. Bodmer's Feder that sich dabei durch Derbheit hervor, während Breitinger, der sich immer nur auf Kritik beschränkt und das eigene Dichten gar nicht versucht hat, in feinerer Entgegnung sich auszeichnete.

Durch stete und oft sehr ergiebige Untersuchungen über allerlei Principien der literarischen Kunst, durch Herausgabe alter

Nationaldichtungen, wie des Nibelungenliedes, des Manesseschen Kodex, durch Uebersetzung, freilich durch eine sehr dürftige, englischer Sachen wie des schon angeführten Milton, der „Dunciade" Pope's, des Hudibras von Buttler, altenglischer Balladen, des englischen Zuschauers, den Bodmer hoch verehrte, ferner durch Uebertragung Homer's, durch Würdigung und Empfehlung Opitzen's, Wernicke's und Aehnlicher wirkten diese beiden Leute, am fleißigsten Bodmer, auf Geschmack und Theilnahme.

Sie waren gründlicher und trafen den deutschen Ton besser, als Gottsched mit seinen Genossen im Stande war. Die eigene Dichtung Bodmer's ist sehr unbedeutend, und man thut dem alten Manne, welcher mit fünfzig Jahren erst noch mit Gedichten auftrat, einen Gefallen, wenn die „Noachide," die „Kalliope" und mancher dramatische Versuch unbetrachtet bleibt. Recht würdige Dinge, jedenfalls ohne Reim, auszudrücken, mochte damals recht wacker sein, zur Poesie konnte sich's nicht erheben. Ein braver Mann war er durch und durch, Bodmer, und ein schöner Halt in dem lobsamen, vielfach tändelhaften Literatentreiben, wie es bei den Leipzigern zu schmarotzen begann. Man erzählt, daß ihm ein Freund über die namenlos erschienene Noachide eine sehr tadelnde Recension zugeschickt habe, ohne zu ahnen, daß sie von Bodmer selbst herrühre. Und Bodmer ließ sie auf der Stelle abdrucken. — Klopstock, der mit der Messiade und mit deutschen Hexametern darin aufgetreten war, ging ihm über Alles, das theologische Thema, die reimlosen Verse thaten es nicht allein, er beschwor den jungen Dichter nach der Schweiz zu kommen, er empfing ihn wie einen Apostel, bewirthete ihn über ein halbes Jahr in seinem Hause, hielt ihn wie ein Kleinod, das schon durch Theilnahme an heiterer Gesellschaft entweiht werde. Eben so freundlich nahm er sich später Wieland's an; denn sein Leben zog sich wie das der Patriarchen, die er vorzugsweise gern zu Helden seiner Gedichte nahm, 84 Jahre hin, bis 1783.

II.

Die Dichterpartieen.

Die kritische Bewegung weckt natürlich auch unter den jungen Leuten lebhafte Theilnahme, und Sachsen mit seiner im Mittelpunkte Deutschlands liegenden Hochschule Leipzig ward derjenige Mittelpunkt, wo sich zunächst die strebende Jünglingswelt zusammenfand. Seit jener Zeit ist Sachsen das Land geblieben, wo jeder Studirthabende seinen Vers machte, er sei wie er wolle. Denn diese nächsten Erben des kritischen Kampfes, welche man oft die sächsischen Dichter nennt, erhoben sich nur mit zwei Ausnahmen über die Mittelmäßigkeit; aber ihr Eifer, ihre Thätigkeit, den Mittelpunkt des Lebens in schöner Literatur zu suchen, ging belobend in die meisten Provinzen des Vaterlandes aus, erhielt die geweckte Theilnahme des Publikums rege, und weckte größeres Talent.

Die Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta waren die Hauptpflanzstätten, die Schüler schwärmten für Literatur, und wenn sie als junge Studenten nach Leipzig kamen, so ging es alsbald an die literarische Thätigkeit. Sie fanden Vereine vor, wo man sie mit Weihe aufnahm, ein kleines Gedicht ward Gegenstand langer Besprechung, und Zeitschriften, welche man sich, Anfangs unter Aufsicht und Beihilfe Gottsched's, gründete, und rastlos unter anderem Namen und anderer Firma erneuerte, gaben Gelegenheit, die Dachstübchenbestrebung gedruckt, und mit größter Aufmerksamkeit in Leipzig selbst, in Hamburg, in der Schweiz besprochen zu sehn.

In diese Kreise gehören Zernitz, Kästner, Mylius, Gärtner, zwei Brüder Schlegel, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, J. A. Cramer, Giseke, Schmid, Klopstock; — Lessing, welcher auch in Leipzig herumging, hielt sich ferner, und sein Freund Mylius trat bald aus. Uz steuerte bei, auch später während des siebenjährigen Krieges Ewald v. Kleist.

Anfangs, ehe die Zahl noch so groß geworden war, hielt man sich eng zu Gottsched, dessen leibeigner dichterischer Diener Johann Joachim Schwabe die wiederkehrende Sammlung „Be-

lustigungen des Verstandes und Witzes" Leipzig 1741—54 herausgab. Der als Satiriker bekannte Kästner hat auch nie von seinem verehrten Freunde Gottsched gelassen. Eine natürliche Laune gab ihm manches artige Sinngedicht, manchen heitern Einfall, die ihrer Zeit für witzig galten, und sehr geschätzt wurden. Den alten Bodmer nahm er sehr fleißig vor seinen kleinen Degen, und besonders spottete er darüber, daß Bodmer seine deutschen Verse mit lateinischen Buchstaben, und aus griechischer Vorliebe das ü nie anders, denn als y drucken ließ. Er hat auch Lehrgedichte abgefaßt, die trauriger sind als seine einzelnen Einfälle. Seinen wissenschaftlichen Aufsätzen — er war ein geschätzter Mathematiker — wird eine bündige, leichtfaßliche Prosa nachgerühmt.

Die Späteren sagten sich immer entschiedener von Gottsched los, oder hatten weniger kritischen Drang, um über Principien einen Punkt festzusetzen. Sie sammelten sich um die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," welche 1746—48 in Bremen erschienen, und davon Bremische Beiträge genannt werden. In diesen ward rüstig gedruckt, was der neue Verein, welcher sich Mittwochs versammelte, von Vers und Prosa schuf, und die drei ersten Gesänge des Messias erschienen auch hier zum ersten Male.

Es findet sich nur in diesem, in Klopstock nämlich, der Drang nach einer Poesie, welche an die Sterne des Himmels angeknüpft sein soll, die meisten übrigen kommen nicht weit über jenen sächsischen Versdilettantismus hinaus. Aber sie sind für das Publikum wichtig, welches an dieser sächsischen Schule ein munter beflissenes Interesse zeigt, und für unsere Sprache, die in dieser unablässigen Verswendung dort manche kleine Geschmeidigkeit mehr erworben hat.

Die würdigste und geachtetste Person aus diesen Kreisen war Gellert, Christian Fürchtegott Gellert, im erzgebirgischen Städtchen Hainichen 1715 geboren, der als außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig Vorlesungen hielt über schöne Redekunst und Sittenlehre, der Fabeln und kleine gereimte Erzählungen herausgab, und für ein mäßiges Talent eine Theilnahme durch ganz Deutschland genoß, als ob ihm die größte Dichterweihe über Haupt und Herzen schwebte.

Dies war das Ergebniß eines sanften, liebenswürdigen Charakters, eines leutseligen tugendhaften Wesens, was sich nichts vorzuwerfen hatte als hie und da ein kleines verzeihliches Wohlgefallen, eine sanfte Eitelkeit an Schriftstellerruhme. Der gute Gellert! Dies war sein Beiwort durch das ganze Vaterland. Er erfand nichts Großes, er war von keiner großen Begeisterung, von keinem besonders scharf unterscheidendem Verstande, er war kein Dichter und Denker großen Stiles, er war nur ein bescheidener Lehrer in Leipzig, der leicht, weich und anspruchslos gewöhnliche Wahrheiten in Verse brachte, der einen einfachen, aber freundlichen kleinen Stil schrieb. Aber der milde Schimmer eines klaren, guten Gemüths lag darüber gebreitet, die anspruchslose deutsche Gutherzigkeit trat dem unkundigsten Auge daraus entgegen, der Charakter Gellerts ward in den ästhetischen Werth seiner Schriften hoch eingerechnet. Väter, Mütter, Liebhaber, Verunglückte, Zweifelnde schrieben aus ganz Deutschland an ihn um guten Rath, er war der allgemeine Vormund, ein Wort von ihm stärkte überall.

Nirgends spricht es sich deutlicher aus, wie sehr man einen Anhalt suchte und brauchte; eine Poesie war nicht da, und man streckte die Hand aus nach einer sittlichen Würde, nach dem guten Herzen eines kränklichen Professors in Leipzig. Und dieser treffliche Gellert trug verborgen die schwere, bis auf den Tod ängstigende Hypochondrie seines Leibes, er lächelte aus seinem eignen Weh heraus, vertheilte Almosen, schrieb Trostbriefe, korrigirte den Studenten deutsche Aufsätze, las ihnen eine Kunst- und Sittenlehre, die keine weitere Gewähr und Nothwendigkeit hatte, als den Takt seines Herzens. Die ganze Erscheinung ist nur einmal da gewesen, und nur in schwächerer Weise hat es sich später bei Schiller und Jean Paul ähnlich dargestellt, daß die deutsche Nation all ihr Wohl und Wehe in die Brust eines Schriftstellers gelegt glaubte.

Durch alle Stände ging die Liebe für Gellert, es gingen kleine und große Geldsummen aus Ost und West für ihn ein, daß er sich stärken, und menschliches Leid mildern möge, wo es möglich sei. Friedrich der Große, welcher die deutsche Literatur und das tiefere Ausholen derselben nach einer poetischen Größe nicht kannte, und mit der schmalen Fertigkeit der französischen

begnügt war, sah sich durch die allgemeine Stimme veranlaßt, Notiz von Gellert zu nehmen. Er rief ihn in Leipzig zu sich, und unterredete sich mit ihm — freilich war der dünne Professor, dessen literarische Kraft nur in der Gemüthlichkeit lag, nicht geeignet, einen König für deutsche Literatur zu gewinnen, der nur durch ein gefaßtes Verstandessystem zu überwältigen war. Es lag aber darin das Unglück: Friedrich sah von den deutschen Literaten nur einen französischen Abdruck in Gottsched und einen gemüthlichen aber literarisch unbedeutenden Mann in Gellert; alle literarischen Versuche um ihn her waren Nachahmungen des Auslandes oder unzulängliches Produkt, das kritisch Scharfe, Vorausgreifende, wie es in Lessing ganz in seiner Nähe grub und harkte, erfuhr er nicht, ein Mann der raschen Handlung, wie er, sah sich nicht berufen, mit der Möglichkeit einer deutschen Literatur begnügt zu sein, — was Wunder, daß er eine fertige literarische Welt, die französische, vorzog. Ohnehin hatte ihm seine Jugendrichtung dafür alles Verständniß erleichtert, so wurde er der großen poetischen Bewegung, welche noch bei seinen Lebzeiten mit Schöpfungen zu Tage trat, gar nicht theilhaftig, und die kleinen sächsischen Dichter haben ihm eigentlich die Vorstellung von der deutschen Literatur gegeben.

Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, nahm wärmern Antheil an Gellert, er schenkte ihm das sichere Pferd, was er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, damit der hypochondrische Mann sich Bewegung mache. Und als er dies Thier verlor, ließ der Kurfürst von Sachsen ein gezäumtes frommes Roß von Dresden nach Leipzig führen für den kranken, braven Professor; ja als dieser an einer unbesiegbaren Verstopfung zum Aeußersten erkrankte, schickte er ihm seinen Leibarzt, und ließ sich durch tägliche Stafetten Nachricht geben von Gellerts Zustande.

So sorgten sich die Reichsten um ihn, und den Aermsten war er der Augapfel. Als er wirklich an jener Krankheit, 54 Jahre alt den 13ten December 1769 starb, brach eine allgemeine Wehklage aus. Der Leipziger Magistrat mußte das Wallfahrten nach Gellerts Grabe auf dem Johanniskirchhofe verbieten, so störend nahm es überhand.

Bei diesem Manne und bei Klopstock spricht sich's mit einer rührenden Leidenschaft aus, wie sehr man nach einem poetischen

Halt verlangt habe: dort schloß man sich an eine sittlich schöne Persönlichkeit, hier an den gewaltsamen Versuch, die apostolische Geschichte und die früheste Nationalmythe für ein poetisches Bewußtsein auszugeben.

Von der rein literarischen Thätigkeit Gellerts sind außer den Fabeln und Erzählungen und Liedern, noch seine Prosabücher zu nennen. Da findet sich der unschuldige Versuch zu einem Romane in dem „Leben der schwedischen Gräfin v. H.," wofür natürlich die dürftige Phantasie und die schüchterne Ansicht vom Leben selbst nicht Spielraum genug gaben; ferner „Trostgründe wider ein sieches Leben," die „Moralischen Vorlesungen," welche nach seinem Tode erschienen, und die „Briefe."

Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist in Leipzig von 1775—84 in zehn Theilen veranstaltet; J. A. Cramer hat Gellert's Leben verfaßt.

Im Anfange seiner literarischen Laufbahn schloß sich Gellert an Gottsched, arbeitete sogar mit an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuches, welches dieser herausgab. Bald aber brachte ihn die Lektüre des englischen Zuschauers und die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern, welche die „Bremischen Beiträge" schrieben, auf eine andere Bahn. „Es war eine Zeit" — sagt er später — „wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein."

Seine theatralischen Versuche, Lust- und Schäferspiele, sind das Schwächste, was er hervorgebracht, für das Drama fehlte ihm der dreiste Zugang und die dreiste Kenntniß des Lebens. Seine Fabeln und Erzählungen dagegen fanden eine solche Anerkennung, daß sie selbst in fremde Sprachen übersetzt wurden. Das Neckende, Liebenswürdige darin verfehlt auch in späterer Zeit seine Wirkung nicht. Für die Tendenz der vorliegenden Darstellung ist seine Prosa die wichtigste. Sie wußte sich aus höherem und niederem Kreise den freundlichen Ausdruck anzueignen, und ihn mit einer leichten und geschickten Art zu gruppiren. Die Anschauungsweise ging nirgends über den populären Begriff hinaus, fand aber dafür die ansprechendste, anspruchloseste und gefälligste Form.

Neben ihm lebte der Satiriker Rabener, Gottlieb Wilhelm

Rabener, in Wachau bei Leipzig geboren 1714, Steuern einnehmend und die gewöhnlichste Thorheit der Menschen verspottend in „satirischen Briefen." Man wirft ihm vor, daß seine Ironie nur eine einzige, etwas grobe Wendung gehabt, und immer das Gegentheil seiner Meinung gelobt oder getadelt habe. Goethe sagt, dies fiele auf die Länge einsichtigen Menschen verdrüßlich, mache die Schwachen irre, und behage freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken könne als Andere. Uebrigens ist er ein rechtlicher, heitrer Mann gewesen, und in Folge solcher sittlichen Vorzüge habe er den unbegrenzten Beifall seiner Zeit gefunden. Liscov wird ihm jetzt bei Weitem vorgezogen.

Zwei Brüder Schlegel, Johann Elias und Johann Adolph, werden ebenfalls ausgezeichnet unter den sächsischen Dichtern. Besonders Elias hatte einen berühmten Namen als dramatischer Dichter, es sind sieben Trauerspiele, darunter „die Trojanerinnen," „Orest und Pylades," „Dido," nach griechisch französischen Mustern, „Hermann," „Canut" in freierem Stile von ihm da, und Lustspiele nach dem Vorbilde Molieres. Seine Entwickelung, die sich Anfangs streng an Gottsched schloß, versprach interessant zu werden, als er in dänische Dienste trat, sich vom engen französisch-griechischen Joche befreite, in „Hermann," „Canut" und Aehnlichem Eigeneres zu geben suchte, und sogar an Shakespeare gerieth, dessen Größe ahnte und empfahl. Aber er starb schon mit ein und dreißig Jahren, ohne eine gereifte Hervorbringung erlebt zu haben, und man muß sich mit der Notiz begnügen, daß ein Schlegel, der Oheim, den Shakespeare zuerst empfehlen mochte, den der Enkel so wirksam später verbreitete.

Sein Bruder, auch aus dem Kreise von Schulpforta und Leipzig, Johann Adolph, später Superintendent in Hannover und Vater der Gebrüder Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, hat sich nur durch einige Kirchenlieder mäßig hervorgethan, seine übrige Dichtbeflissenheit wurde selbst von der damals so genügsamen Forderung nicht gelobt. Aber er war ein sehr thätiges Mitglied im Leipziger Vereine gewesen; auch hat er von Batteux übersetzt unter dem Titel „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" und nach seinem Geschmack berichtigende Anmerkungen hinzugesetzt.

In dieser Weise, wo eine redliche Bestrebung mit mäßigen Mitteln auftritt, sind dieser sächsischen Dichter noch viele zu nennen, sie behandeln Alle die Literatur, wie eine Gewissenssache, sind durchweg brave, redliche Leute, und haben nur Alle den gleichen Fehler, daß sie die Poesie in einzelner Virtuosität eines Gedichtes, nicht aber in einer zusammengefaßten Dichtung des mannigfaltigen Lebens suchen. Denn dies Letztere wäre doch da in einer sammelnden Prosazeit die einzige Rettung gewesen, wo ein gemeinschaftlich höheres Gesetz der Welteinigung nicht gefunden wurde.

Als Beiträge für den strebsamen Eifer, als Förderer im persönlichen Kreise haben sie sich ein Recht der Namensnennung erworben, und so muß denn noch genannt sein:

Karl Christian Gärtner, ein Hauptstifter der Bremischen Beiträge.

Johann Arnold Ebert, als Uebersetzer aus dem Englischen genannt.

Konrad Arnold Schmid, als Sänger geistlicher Stoffe angeführt. Die beiden Letztern werden von Klopstock als dessen persönliche Freunde ausgezeichnet. Alle drei, und mit ihnen der nächstfolgende Zachariä fanden sich am Carolinum in Braunschweig wieder zusammen, um die Hoffnungen für die deutsche Literatur gemeinschaftlich weiter zu nähren, und Verwirklichungen zu sehn, die ihnen nicht für ganz preiswürdige Erfolge gelten mochten. Denn sie erlebten Lessings Treiben, Goethes und sogar Schillers Anfang, und sahen da eine ganz andere Regung, als sie ihnen für das Gedeihen der Literatur nöthig dünkte. Im Gegensatze zu alten Literaturherren verhielten sie sich aber Alle ruhig und betrachtsam, als ihnen eine kühn aufstrebende andere Dichterwelt über den Kopf sprang. Diese ganz sächsische Schule hat sich ihrer bloßen Uebergangs- und Anregungsstellung nirgends überhoben.

Justus Friedrich Wilhelm Zachariäs, der vierte Carolinumprofessor, war ein rascheres, zeugsameres Blut. Von ihm sind die komischen Epopöen der „Renomist," „der Phaeton," „das Schnupftuch," „Murnes in der Hölle," manch anderes beschreibendes Gedicht, wie die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters, eine Uebersetzung Miltons und des spanischen

Theaters, Fabeln nach Burkard Waldis und eine poetische Chrestomathie, von denen besonders die komischen Heldengedichte noch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Studenten geschätzt wurden. Ein fleischiges, nicht eben gewähltes, aber muntres Leben machte seine Alexandriner sehr beliebt, und er war bescheiden genug, sich durch „die Literaturbriefe" zurechtweisen zu lassen, und mancher Andeutung nach Kräften zu folgen.

Einer der thätigsten sächsischen Dichter war Johann Andreas Cramer, welcher, in Leipzig Hausgenosse Klopstocks, diesen bei dem Dichtervereine einführte, und sich ebenfalls in allerlei geistlicher Poesie hervorthat.

Nicol. Dietrich Giseke, eigentlich Köszeghi, ein Ungar, der in Leipzig zur deutschen Literatur tritt, und im Lyrischen und Didaktischen moralisch und geistlich zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen dichtet.

Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, ein Franke, der 1750 ebenfalls in Leipzig ist. Er wendet sich der tragischen Dichtkunst vorzugsweise zu, und sein „Kodrus" erhält den von Nicolai ausgesetzten Preis.. Er stirbt sehr jung, und man hoffte das Beste von ihm. Jenen Preis anbetreffend war Lessing mehr für das bürgerliche Trauerspiel „der Freigeist" des achtzehnjährigen Joachim Wilhelm von Brawe, obwohl es noch an groben Fehlern litte. Brawe schrieb bald darauf noch einen Brutus, und Lessing hielt die beiden Sachen noch zehn Jahre nachher der besondern Herausgabe werth. Cronegk erlebte die Preiszuertheilung nicht, und Brawe starb auch bald darauf, als man ihm das Accessit bewilligt und er eben den Brutus vollendet hatte. Er ward nur 20 Jahre alt.

Somit wäre nur derjenige noch übrig, welcher sich nur kurze Zeit diesen sächsischen Dichtern in der Nähe anschloß, übrigens aber selbstständig einen Weg suchte.

Friedrich Gottlieb Klopstock, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und bis zum 14. März 1803 lebend, ein

Dichtergreis, der bis an seinen späten Tod pietätsvoll von der Nation gleich einem Patriarchen verehrt wurde; obwohl sein edler Dichterdrang mit aller Frische und Kraft ein halbes Jahrhundert früher aufstand, und dann vor einer bewegten Dichtungswelt mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Neben all diesen betriebsamen Dichtern ging er einher, sah, hörte, lächelte, schonte, ja liebte, und verlor mitten in Mittelmäßigkeit seine eigene, höhere Absicht. Ja ihm war von Hause aus der ächte Poetentrieb, es klopfte schon in der Brust des Schülers zu Pforta das ungestüme Verlangen, sich in einer Einheit mit dem Himmel zu empfinden, den Gedanken unseres Planeten festzuschlingen um eine positive Ewigkeit. Und eben so pochte der nationale Drang in ihm, sich auch zunächst irdisch und leiblich in einer Sammlung und Einheit treu und stark zu fühlen, und alles Uebrige als unwesentlich bei Seite lassend begann er den Gesang nach diesem großen Ziele.

Diese ächte Seele der Poesie fühlte auch die Nation sehr richtig heraus, und sie begrüßte ihn wie einen Propheten, wohl ahnend, daß eigentlich immer die Propheten des Landes eigentliche Dichter gewesen. Aber die rechten Propheten wußten nicht allein vom Himmel, sondern auch von der Erde, wie das Ziel ringsum beschaffen wäre. Darin lag die Täuschung bei Klopstock und das Unglück für uns: er kannte bloß den Gedanken eines solchen Zieles, und wußte bloß ihm zuzusingen; so gab's eine poetische Aufregung, aber die Poesie ward nicht errungen. Er ward ein Wegweiser, aber die Geheimnisse, Reize, Schönheiten und Abwechselungen des Wegs selber erfuhr er nicht, und konnte er nicht verkünden, und deshalb wohnte stets dicht neben der Begeisterung für ihn die Langeweile. Seine Sachen wurden besten Rechtes um der Absicht willen, die in ihnen webte, gepriesen, um deßwillen, was man die Intention nennt; aber für die Intention findet man sich ab mit einer Notiznahme. Der begeist'rungsvollen Aufnahme des Klopstockschen Messias saß das Unglück auf der Ferse, daß man die Messiade pries, sich aber das Lesen derselben schenkte.

Klopstocks Erscheinung und wie sie aufgenommen wurde, gab in Wahrheit ein gefüllteres Gedicht als das, was er schreiben

mochte: man dichtete in der persönlichen Mannigfaltigkeit hinzu, was dem abstrakten Poeten abging.

Dies Leben Klopstock's ist folgendes: Seine Jugend am einfachen, artigen Saalufer sprang rüstig und tüchtig in mancherlei körperlicher Uebung umher. Was massenhaft später versucht wurde zur Zeit eines nationalen Aufschwunges, das Turnen des Körpers, auch dazu gab der Knabe Klopstock ein Vorbild. Dann kam er auf die Schulpforte, und studirte dort sechs Jahre von 1739 — 1745 die alten Sprachen, besonders unter Stübel und Freytag, und dachte über die Möglichkeit nach, Großes zu dichten. Oden und Schäferspiele genügten ihm nicht, er suchte und wählte unter großen Stoffen, und entschied sich endlich für den Messias. Die Biographen haben sich den Beweis zu einer Nationalaufgabe gemacht, daß er den Plan eher gefaßt habe, als ihm Milton's verlor'nes Paradies in die Hände gekommen sei. Sicher ist, daß Beides, Lektüre und Plan seines Gedichts auf jener stillen Schule statt gefunden habe, daß er Milton eifrigst gelesen, und daß er manches einsame Plätzchen in den Büschen der dortigen Berglehnen gesucht habe, wo ein schmaler, einst von Mönchen abgeleiteter Arm der Saale ruhig vorüberzieht.

Das Ziel seines Lebens ward jener unendliche Begriff der Poesie, den jedes Zeitalter in seinen Kreis bannt. Er schied mit einer Rede von Pforta „über den hohen Endzweck der Poesie."

Zuerst ging er nach Jena, und studirte Theologie. Hier ward er jene gute Regel der lateinischen Klassiker los, spät und langsam, der Begeisterung baar, aber des Urtheiles reif an die Dichtung zu gehen, er verwarf den früheren Vorsatz, erst mit dreißig Jahren an die Messiade zu treten, und begann sie. Merkwürdig zusammenstimmend damit, daß er in verständig bewußter Absicht an's Dichten ging, begann er die Messiade in Prosa. Der einförmige Alexandriner, der kecke Trochäus, der noch so unkultivirte Jambus genügten ihm nicht, jene waren trivialisirt durch allerlei Geklimper, dieser schien ihm auch nicht feierlich und reif genug. Er beneidete die Alten schmerzlich um den hohen Hexameter ihrer Sprache. Dies Versmaaß war allerdings schon einzeln gebraucht worden lange vor Gottsched, und dieser hatte es einige Male anmuthig gebraucht, aber Niemand

traute ihm und der deutschen Sprache dies gemeinschaftliche Leben zu, wie es, bei vielen Mängeln, in Klopstock bereits geboten ward. Von Jena nach Leipzig gehend, und stets darüber sinnend kam ihm an einem Sommernachmittage der Gedanke, die Hexameter zu versuchen. Es geschah, es gelang, drei Gesänge wurden hinein versetzt, nur sein Stubengenosse Schmid wußte darum. Da kam eines Tages Cramer auf ihr Zimmer, man sprach über Poesie, über Engländer, und deren Vorzug, man vereinigte sich nicht, Klopstock und Schmid vertheidigten die deutsche Fähigkeit, im Feuer des Beweissuchens sprang Schmid nach Klopstock's Koffer, suchte das verborgen gehaltene Manuscript hervor, begann, trotz Klopstocks Verneinung, es vorzulesen, besiegte damit Cramer, und so kam es zur Kenntniß des Dichtervereins und in die Bremischen Beiträge.

Die Intention dieses Gedichtes traf wie mit einem elektrischen Schlage, von diesem Momente an war Klopstock unauslöschlich berühmt. Wie unendlich stach sie auch von den kleinen Sächelchen der Leipziger ab.

Auch der allgemeine Ton des Vereins, zu welchem Klopstock hiermit getreten war, paßte nicht zu seinen großen, wenn auch dunkeln Vorstellungen von Poesie, es findet sich kein Zeichen von seiner lebhafteren Theilnahme. 1748 verläßt er Leipzig und wird in Langensalza Hauslehrer. Dort erfüllt ihn eine lebhafte Neigung für Fanny Schmid — der Name findet sich Schmid und Schmidt geschrieben — die in seinen Oden so gepriesene Fanny, die Schwester seines Freundes. Diese Liebe fand keine Erwiederung. Dort begann seine Zeit tiefer Schwermuth — die Liebe brachte kein Glück, der Körper war durch stete geistige Aufregung angegriffen, vielleicht empfand Klopstock, damals noch in jünglingswahrer Unbefangenheit, daß er die vorschwebende Idee der Poesie nirgends fest und ganz ergreifen könne. Reisen und der immer mehr sich ausbreitende Ruhm stärkten ihn wieder — der Ruhm! wie mancher Poet ist im Keim ertödtet worden, weil ihn kein Ruhm befeuerte, wie manchen Anderen hat er auf halbem Wege gefesselt, und ihm das für Erfüllung vorgespiegelt, was ein Anfang war.

Damals ging Klopstock Bodmer's Einladung nach und erholte sich in Zürich. Sulzer begleitete ihn dahin. Von dort

wollte er auch eine Lehrerstelle am Carolinum in Braunschweig unter seinen Freunden suchen, da kam ihm Dänemarks schöner Vorschlag, zu kommen, zu singen, wenn ihm die Muse günstig sei, und für einen Gehalt keine weitere Verpflichtung zu übernehmen, als daß er seiner poetischen Thätigkeit treu bleiben möge. Ehre diesem meergrünen Lande, was so oft seinen dänischen und den Talenten Deutschlands eine so edle Hand geboten hat! Bernstorf und durch ihn veranlaßt Molke gingen den König Friedrich V. darum an. Später — 1775 — that Friedrich von Baden ein Aehnliches für Klopstock.

Damals auf der Reise nach Kopenhagen fand er in Hamburg Margaretha Moller, niederdeutsch abgekürzt Meta, die vielbesungene Cidli, seine neue Liebe und spätere Frau, an welche Briefe und Oden von Copenhagen reichlich abgingen.

Schon 1758 nahm sie ihm der Tod. Er begrub sie zu Ottensen bei Altona, und bestimmte daneben sein eigenes Grab. In hohem Alter heirathete er 1791 noch einmal. Diese Verbindung fiel in die stürmische Zeit der französischen Revolution, an deren Ausbruche Klopstock ein so begeistertes Interesse nahm, daß er dem Civismus Hymnen sang, und von den Franzosen das Bürgerrecht erhielt, auch zum Mitgliede des Institutes erwählt wurde. Großen Schmerz brachte ihm die immer ärger werdende Wildheit jenes Kampfes.

Es ist nirgends genügend beachtet worden, daß Klopstocks Leben ein so außerordentlich langes wurde, daß sein hoch aufstiegender poetischer Anfang keine entsprechende Folge fand, daß seine grammatische und für schriftstellerische Verwaltung eifrige Bemühung so wenig Erfolg gewann, und daß bei seinem Tode 1803 im Frühjahre dennoch eine so großartige Theilnahme an seinem Begräbnisse bewiesen wurde, wie sie noch keinem deutschen Schriftsteller geworden ist. Er starb den 14. März zu Hamburg; alle Gesandte Europa's begleiteten ihn zu Grabe, alle Glocken in Hamburg und Altona läuteten, die ganze Bevölkerung strömte hinzu, Militairmassen waren beordert und salutirten, alle Schiffe zogen Trauerflaggen auf, die meisten Frauen des gebildeten Standes erschienen schwarz, über hundert Trauerkutschen folgten dem Sarge, der Geistliche, Domherr Meyer, las am Grabe die Schilderung des Todes aus dem zwölften Gesange der Messiade,

das Buch selbst ward auf den Deckel gelegt, die Jugend streute die ersten Blumen darüber, und nun ward er unter die Linde versenkt, neben welcher seine Geliebte schlief.

Es war ein feierlicher Zoll der Pietät. Beinahe 79 Jahre hatte er gelebt, man gestand sich's nicht, daß der große Aufschwung nicht gelungen, daß Klopstock mit Anschluß an die apostolische Geschichte keine Poesie erschaffen, daß eine farbigere, innigere Welt aus den Herzen der Goethe und Schiller darüber aufgewachsen, daß das lange Leben Klopstocks nur ein matter Nachhall seines Jünglingsbeginns geworden war. Man ehrte den Beginn, man ehrte die Anregung, welche jeder Sinnende durch Klopstock an sich selbst erlebt hatte, die letzte Anregung unsrer Literatur in Gemeinschaft mit der kirchlichen Tradition eine Poesie gesucht zu haben. Klopstock hat in Deutschland dadurch stets die feierliche Würde eines von der Kirche Geweihten behalten, die Väter empfahlen ihren Kindern die Messiade wie eine neue Bibel, in Familien erbaute man sich davon, und las sie wie das heilige Buch in Perikopen, alle Geistliche Hamburgs und Altona's gingen freiwillig mit zu Grabe. An Klopstocks Namen kommend senkte die schärfste Kritik die Feder, und ging ehrfurchtsvoll grüßend vorüber, dieser Name lag außer den ästhetischen Gesetzen.

So blieb er denn auch sein langes Leben hindurch unangetastet, während sich ringsum auf neuen kritischen Grundsätzen eine neue Dichtungswelt gestaltete, während ihm selbst für die Tendenz seines lyrischen Epos, für die zweite Hälfte des aus zwanzig Gesängen bestehenden Messias die Kraft ausging, und seine abstrakt aufgefaßte Dichtung immer kälter, dürrer, härter, dunkler, gewaltsamer, ungenießbarer wurde. So lange die Jugend ihren Hauch einmischte, wenn auch unberufen einmischte, hatte dies bekannte Thema, was den Messias und dessen Kreis von Anfang der Verfolgung bis zur Himmelfahrt schilderte, eine doch belebte Theilnahme der Poesie in sich getragen, so lange hatten auch die Oden, worin er mannigfach die alten Versmaaße nachahmte, einzelne, kräftig rhetorische, innig empfundene Partieen gebracht — mit der Jugend hörte dies Leben auf, was niemals streng in die Tendenz abstrakter Poesie gehörte. Die Poesie Klopstocks zeigte sich als ein Lattengerüst, was seinem Herzen Ehre

machte, aber das große Talent vermissen ließ, an welches man bei der Ankündigung des Worts geglaubt hatte, Religion und Vaterland! Allerdings liegt die große und kleine Seele aller Poesie darin; aber es bedarf nun eben des Talentes, diese Seele zu bekleiden, charakteristisch, den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Zeit gemäß zu bekleiden. Ja, er schrieb vaterländische Dramata, die „Hermannschlacht," „Hermann und die Fürsten," „Hermanns Tod," und darin gab's Bardiete, wie man sie nach Tacitus den alten Deutschen zutraute, und eine Prosa, welche ein sehr junges Volk nicht füglich steinhärter und uninteressanter gesprochen haben möchte; ja, er verbannte die südliche Mythologie der Römer und Griechen, und führte die eiskalte skandinavische ein als urverwandt mit der germanischen. Aber in dem Allen war eine fleischlose Absicht, die Sachen wurden deutscher, aber ungenießbar. Das Vaterland ist ein Begriff, so reich wie die Jahrtausend-alte Geschichte des Vaterlandes, so mannigfaltig wie diese, und es hat zu jeder Zeit seinen Lebenspunkt darin, wo sich der Kern des Bewußtseins einer solchen Geschichte für die jedesmalige Zeit in Wahrheit und lebendig ausdrückt, der Cherusker Hermann ist im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr das deutsche Vaterland, nicht einmal ein Repräsentant desselben, nur eine Erinnerung an einzelne Eigenschaft. Das Vaterland wird in Poesie nur ausgedrückt, wenn der Herzenspunkt des Vaterlandes zeitgemäß und interessant, das heißt wirklich berührend ausgedrückt wird. In diesem Herzenspunkte ruht alle Geschichte des Vaterlandes. Eben so bedarf das religiose Moment eines solchen Herzenspunktes der jedesmaligen Zeit — die Wahrheit mag ewig sein, aber sie ist nur lebendig, wie sie sich im jedesmaligen Bildungsbewußtsein ausspricht. Das Mittelalter glaubte an seine Tradition, das achtzehnte Jahrhundert aber glaubte nicht daran, und der Dichter konnte damit nur eine Poesie erwecken, wenn er eben den Glauben zu erwecken wußte, die innige, hingebende Theilnahme dafür.

Das vermochte aber Klopstock nicht; man fühlte theoretisch das Bedürfniß nach religiosem und nationalem Anhalte, um eine Poesie zu gewinnen, aber es war des Dichters Aufgabe, die große Poesie solches Interesses selbst zu gebären mit Leib und Seele, eine in sich fertige, nothwendige und nach außen über-

wältigende Welt zu gebären. Es reichte nicht aus, für eine Zeit auf den historischen Theil einer Kirche zu verweisen und darüber ein rhetorisch Gebäude zu formen, wo diese Kirche selbst nicht zweifellos geglaubt wurde. Für solche Zeit muß der Dichter selbst die neue Kirche werden, und dazu gehört eben wunderbares Talent, nicht bloß die Erkenntniß des Bedürfnisses, und ein gelegentliches Feiern desselben. In diesem Sinne war des alten Bodmers Vorstellung eine ganz richtige, welcher Klopstock, wie er sich in den ersten Gesängen angekündigt hatte, von aller vertraulichen Berührung mit der trivialen Welt abhalten und entfernen, ihn wie einen wirklichen Apostel im geheimnißvollen Heiligthume aufbewahren wollte.

Aber diese Kraft der eigenen Schöpfung war durchaus nicht in Klopstock, er vermochte nicht mehr, als hinzuweisen, anzuregen. Und dieß nur äußerlich — der schaffende Sinn blieb unberührt, Klopstock bleibt allein mit dem Gesange einer heiligen Geschichte. In ganz andere Kreise wirft sich die dichterische Thätigkeit; der Versuch, sich in einer religiosen Sammlung zur Poesie zu fassen, versinkt ganz und gar wieder, man bereichert sich in der nächsten Folge unermeßlich nach andern Seiten, und entweder die Zeit jener religios poetischen Reife ist noch nicht da und bedarf noch großen und breiten Zusatzes für Kenntniß und Gefühl, oder die Poesie drängt nach einer Einheit, die noch gar nicht dagewesen, und nicht befriedigt ist mit Anknüpfung an einen historischen Bereich des Religiosen.

So ist das Meiste seiner Dichtungen der jetzigen Generation unbekannt, nur der Literat weiß von den biblischen Trauerspielen, vom „Tode Adam's," von „David," „Salomo," von den „Elegieen" nach klassischem Versmaaße, von Klopstocks grammatischen Thaten. In den Volksschatz ist Alles nicht gelangt, kaum sind einzelne Kirchenlieder, wo er sein hartes Princip gegen allen Reim aufgab, noch in wirklich lebendem Gedächtnisse der Nation, zum Beispiele „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferstehe." —

Am tiefsten tragisch erscheint seine Bestrebung, als er in den siebziger Jahren eine mächtige Reform des Schriftstellerzustandes ankündigte, als durch Subscription und sonstige Beschlagnahme Alles gespannt wurde, und nun 1774 der erste Theil erschien in

folgender Weise: „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Altermänner Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstock."

Ganz Deutschland war betheiligt und gespannt. Klopstock hatte einen reformatorischen Drang, aus welchem später seine leidenschaftliche Theilnahme für die französische Revolution sich ergab, man erwartete Außerordentliches.

Und eine Todtenstille fiel über das Produkt, man fand sich nicht darein, man gestand sich's nicht unumwunden, daß kein wirkliches Leben, nur eine todte, unbrauchbare Abstraktion darin sei. — Unter dem Bilde eines Freistaats kamen Urtheile, Wünsche, Vorschläge für Literatur und Literaten, aber Niemand ward getroffen, das Leben ward verfehlt.

Eben so wenig fand er Anklang mit seiner Reform der „deutschen Rechtschreibung," wo nach dem Principe der Sparsamkeit nur das in der Schrift bezeichnet werden sollte, was die Aussprache hören ließ. So theilnahmsvoll man seiner Reform harrte, das fand man kleinlich, unnütz, ja schädlich. Eben so eindruckslos blieben seine „grammatischen Gespräche," worin sich grammatische Wesen, der Buchstabe, der Wohlklang, die Empfindung, der Sprachgebrauch, die Hellänis, Galliette, Inglaß, Teutone mit einander unterhielten.

Diese eben so todt bleibende Arbeit erschien 1794 — seine Wirkung war dahin, blieb beschränkt auf die erste Anregung seines Messias; eine Poesie gewann er nicht und seiner Prosa stand der unklare, unpraktische Versuch entgegen, Sprache und Begriff in eine steinerne Einheit zu bringen. In seiner Prosa liegt seine ganze Geschichte: einer einzelnen Regung, einer wackern Einseitigkeit wird alle Geschichte, alle Schönheit, aller Reiz geopfert, und es ergiebt sich ein ungenießbar starres Wesen.

Seine häusliche Persönlichkeit, welche erst am Schreibtische verschwand und dem Begriffe geopfert wurde, schildert Sturz, einer der feinsten Prosaiker jener Zeit folgendermaaßen: „Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft, er fließt über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthume seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist

er darum nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalte, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden könnten, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach Verhältniß des Ranges immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft der feinen abgeschliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen und freuen sich mit. Immer ist er mit Jugend umringt. Wenn er so mit seiner Reihe Knaben daherzog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. — Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck hat; in der Musik, was das Herz bewegt, sie muß aber die Singstimme nicht betäuben. — Die freudigste Jahreszeit für Klopstock war die Zeit der Schrittschuhe. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab, und eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm ein Fest der Götter. Doch kam er einmal in Lebensgefahr, aus der ihn nur mit Mühe sein Freund Beindorf rettete. Als Freund ist Klopstock „„Eiche, die dem Orkane steht.““ Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auch sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen."

Dieser Brief ist im Jahre 1777 geschrieben. Die neuste Ausgabe von Klopstocks Werken ist Leipzig bei Göschen 1823 und 1829 in 18 Bänden erschienen, von Spindler und Bach besorgt. Der allgemeine Biograph Döring hat 1825 in Weimar auch Klopstocks Leben zusammengefaßt.

Außer diesem in Leipzig vereinten Kreise ist nun noch eine Anzahl Dichter zu nennen, welche sich entweder näher oder ferner in eine Partie vereinigen, oder in denen der poetische Dilettantentrieb jener Epoche einzeln hervortritt.

Eine Hauptpartie ist noch diejenige der preußischen und Hallischen Dichter, denen die preußische Kriegszeit, oder die Universitätszeit in Halle eine Vereinigung bietet. Dahin gehört

Ewald von Kleist, geboren 1715, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf fällt. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „Der Frühling," welches ihm große Theilnahme verschafft hat. Lieder, Oden, Elegieen sind nach dem Geschmacke jener Zeit ebenfalls von ihm da, auch ein größerer Versuch im Epischen „Cissides und Paches" in drei Gesängen, der über das Lyrische nicht recht hinaus will. Seine Sachen, durch eine sanfte Innigkeit ausgezeichnet, sind lange beliebt geblieben. Als Soldat Friedrichs kam er eine Zeitlang nach Leipzig in's Standquartier, und verkehrte dort mit Lessing und Weiße oft.

Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, ein sehr bekannter und geschätzter Name, ein Freund Klopstocks und fast aller derer, die Verse machten und somit ein persönlicher Mittelpunkt alles Dilettantismus dieser Kreise. Brav, gutmüthig, edel, aller Aufopferung fähig, hat er manchem armen Dichter aus der Noth geholfen, welcher im ausschließlichen Antheil für seinen Vers die nöthigen Bedürfnisse der Welt verabsäumte, oder nicht zu gewinnen wußte. Ein langes, mit äußerem Vortheile leidlich ausgerüstetes Leben machte ihn zum förmlichen Papa all dieser Poeten; ihm wurde alle Noth geklagt und aller Plan mitgetheilt, er half, wo er nur irgend konnte, er war einer der liebenswürdigsten Menschen. 1719 wurde er bei Halberstadt geboren und lebte bis zum 18. Februar 1803, in der letzten Zeit erblindet, aber stets sanft und heiter. Im vierundachtzigsten Jahre, also wenige Wochen vor Klopstock, starb er, schrieb noch dicht vor dem Tode an den alten Freund den letzten Brief, worin die Worte „Klopstock, ich sterbe!" Weil auch Klopstock schon darniederlag, verbarg man ihm den Brief, aber ihr Herzensbezug war so eng und fein, daß dieser ahnte, Gleim gehe mit ihm hinüber.

Gleim studirte von 1746 in Halle, und wie die nahen Leipziger sich für Poesie vereinigten, so bildete er auch dort einen

Kreis, zu dem Uz und Götz gehörten. Schon in Potsdam hatte er den damals verwundeten Kleist kennen gelernt. Lessing, Herder, Johannes Müller, Voß, Stolberg liebten ihn, er hieß allgemein der deutsche Anakreon, weil er nach Art des Griechen die kleine Auffassung der Freudendinge in leichte Verse brachte, und zumeist von Rosen, Mädchen und Wein sang. Das war so leichter Dichtungsstil, obwohl ihm kein Liebesglück blühte, und der Wein nicht just seine leidenschaftliche Sache war. Sein preußisches Kriegsinteresse, hier also doch ein wahrhaftes und starkes Interesse, schuf seine „Lieder eines Grenadiers," die freilich nicht ohne fremde Gelehrsamkeit und dem eigentlichen Grenadier so wie dem Volke unbekannt blieben, in der gebildeten Welt aber große Theilnahme fanden. Es war nun einmal in all dem Dichtungstreiben keine tiefe, ächte Nothwendigkeit, es ward eine Sitte, und Vater Gleim mußte bis in die späteste Zeit seinen Vers machen, so übel ihm auch schon die gründlicher geformte Kritik mitspielte, so wenig auch lebendiger Drang wirklich pochte. Es war einmal Lebensgewohnheit, es handelte sich um eine leidliche Fertigkeit für mäßige Anforderung. Auch ein didaktisch-religioses Gedicht „Halladat" oder das rothe Buch, worin ein morgenländischer Weiser lehrt, hat der alte Herr abgefaßt. Aus gutem Protestantismus heraus hat er doch auch sein größeres Werk zu Stand bringen wollen.

Gleim's Sachen wurden vielfach unrechtmäßig, nachlässig und schlecht gedruckt, Körte hat von 1811—13 eine Ausgabe in 7 Theilen veranstaltet, und eine Biographie Gleim's dazu gegeben. Ein Gleiches hatte er 1803 mit Kleist's Sachen gethan.

Johann Peter Uz, 1720 in Anspach geboren, stirbt dort als Geheimer Rath 1796. Brav wie Gleim, von tieferem Ernste, schrieb er ebenfalls im damaligen Stile Oden und Lieder, die sehr geschätzt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß Schiller stärkere Eindrücke von ihm empfing, als von Klopstock. Wie üblich fehlen auch Lehrgedichte nicht, wobei der lockende Titel „Kunst, stets fröhlich zu sein." „Der Sieg des Liebesgottes" ist Pope nachgeahmt. Weisse hat 1804 in Wien Uzen's Werke in zwei Bänden herausgegeben.

Johann Nicolaus Götz aus Worms 1721—1781, war lange Feldprediger bei einem französischen Regimente, und gerieth da-

durch mehr in französische Form. Er ist als Badenscher Superintendent gestorben. Ramler hat seine artigen leichten Gedichte in drei Bänden, 1785 Mannheim, herausgegeben, leider auch dabei, seiner sehr üblen Manier folgend, sie in seinem Geschmacke zu feilen. In Berlin ist 1809 eine neue Ausgabe erschienen.

Karl Wilhelm Ramler aus Colberg, 1725—1798, ist Repräsentant der äußerlich formellen Poesie. Nach Horaz und Martial für einige Versmaaße begeistert, fand er Genüge und Erfüllung in abgewogenen und abgezählten stolzen Worten. Glücklicherweise sah er doch an Friedrich einen lebendigen, großen Stoff. Dieser nahm keine Notiz vom römisch-deutschen Dichter. Auch an die Stadt Berlin richtete Ramler eine Ode, er lebte als Professor des Kadettenkorps dort, und eine Zeitlang als Direktor des Theaters mit Engel, schrieb mehrere Theaterreden, Cantaten und Oratorien, übersetzte Batteux und seines Ideals, des Horatii Oden, Martials Sinngedichte, Catull's Gedichte, und genoß das Ansehn eines großen Dichters. Sein Verdienst ist vielmehr die große Regsamkeit und der unversiegbare Enthusiasmus, mit dem er aus einer kümmerlichen Welt des Innern die Poesie fördern wollte. Heinsius hat sein Leben verfaßt, 1800 und 1801 ist in Berlin eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet worden.

Auch eine Dichterin, eine Naturdichterin, Anna Luise Karsch, in früherer Sprachweise bekannt als Karschin, kommt 1761 nach Berlin. Sie lebt von 1722—1791. Auf dem Hammer bei Schwiebus an der Grenze Schlesiens geboren, erst an einen geizigen Tuchmacher Hirsekorn, dann an einen trunknen Schneider Karsch verheirathet, läßt sie sich doch ein schnelles Talent, Verse zu reimen, nicht verkümmern. Diese seltne Gabe des Improvisirens, welche in dem schwerer zu fügenden Deutsch doppelte Aufmerksamkeit verdient, erregte große Theilnahme, man nimmt sie sogar mit nach Berlin; Sulzer und Mendelssohn unterhalten sich mit ihr, Ramler will umsonst die wilde Dichtung durch Prosodie zähmen, auch Gleim, der sie besucht und liebt, vermag es nicht. So bleibt das Talent eine Versschnelligkeit, die in ihrer seltenen Art des Andenkens werth ist. Aus der kläglichsten Hungerwelt, in einer noch so wenig ausgebildeten Zeit, wo alle

mittelmäßige Reimfertigkeit Anspruch auf klassische Beachtung machen durfte, hatte sich die Karsch ohne die geringste Lehre so aufgeschwungen, daß sie für alle Gesellschaft als überraschendes Talent gesucht wurde. Ihre Tochter, L. v. Klenke, hat eine Nachlese ihrer natürlich wie Baumblätter verstreuten Gedichte, Berlin 1792 und 97 herausgegeben. —

An Gleim schloß sich auch Johann Georg Jacobi, der Bruder des spätern Dichterphilosophen Fritz Jacobi, deren Musensitz das Landgut Pempelfort in Westphalen war. 1740—1814. Er dichtet Anfangs leicht in Gleimscher Weise, später indessen ernster und voller. Für das Beste gelten seine Lieder; und einzelne Gedichte und Aufsätze, welche in mehreren Taschenbüchern erschienen, in der „Iris" und dem „überflüssigen Taschenbuche." Für diese moderne Form der Vereinigung warb er die besten Namen zusammen. An der Iris arbeitete Herder, Jean Paul, Klopstock, Voß, Heinse ꝛc. — Ein Briefwechsel zwischen ihm und Gleim ist in Berlin 1768 und 1778 erschienen. Seine Freunde haben mehrmals sein Leben geschrieben und Rotteck hat ihm 1814 eine Gedächtnißrede gehalten. Die Jacobi's zeichnen sich mehr durch literarische Förderung, Theilnahme und Verbindung als durch fertig gestaltete und gelungene Werke aus, ihr Pempelfort war eine kleine Akademie. Die Singspiele und Comödien Jacobi's können daneben unerwähnt bleiben. 1826 ist eine neue Ausgabe seiner Schriften erschienen.

An Ramler schloß sich der Buchhändlerlehrling Salomon Geßner, der in Berlin Landschaften zeichnet, und ohne Versmaaß dichtet. Wie wenig dies nun auch eigentlich im Geschmacke des deutschen Horaz war, er ließ ihn gewähren, und ermunterte zu harmonischer Prosa, da er bemerkte, die Verse würden nicht fehlerlos, und strenge prosodische Kritik bestürze den jungen Mann. Ramler hat nie einen bessern Rath gegeben, und wenn Geßner's Schäfer nicht alle süß und unterscheidungslos sprächen, wenn sie nicht alle Theaterschäfer in weißen Trikots, rothen Bändern und schön gestickten Hosenträgern wären, die Prosa hätte sie vor der Langweiligkeit bewahrt. Aber das splitterbacken-Weichliche, das porzellanhaft Schimmernde daran hat doch eine lange Zeit großes Glück gemacht bei unsrer Nation, und man war sehr dafür, Geßner unter die Klassiker zu reihen. Diese

öfters wiederkehrende Erscheinung in Deutschland erklärt sich nur durch das mannigfaltigste Publikum, was bei uns Theil an der Literatur nimmt, also daß wir's ehrlich vor uns sehen, wie neben dem Reifsten und Ausgebildetsten auch für das Unbedeutendste die Statue verlangt werden kann. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts wurden Geßner's „Tod Abels," „der erste Schiffer," „Daphnis," „Idyllen und Schäferspiele," als klassische Werke für Schulbibliotheken angeschafft. Zweierlei darf dabei nicht vergessen werden: erstens lebten noch viele gutmüthige Literaturfreunde aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weit in das jetzige herein, sie brachten ihre Jugendtheilnahme unverändert mit, denn es ist bekanntlich schwer, über das Selbsterlebte auf einen unbefangenen Standpunkt zu kommen, und solchergestalt wurden unsrer besondern und klassisch genannten Theilnahme so viel Mittelmäßigkeiten überliefert. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war all das kleine Geflügel der zweiten schlesischen Schule auch noch in treuem Gedächtnisse und Ansehn. Ferner übte Geßner, der auch mit Stift und Pinsel Landschaftszeichner war, und einen idealen Landschaftsstil in seine Beschreibungen trug, dadurch einen ganz neuen Reiz.

All der Schäfergeschmack, welcher bei allen Nationen herrschend gewesen, und nur etwa bei den Portugiesen am Natürlichsten ist, weil dies Land bis auf den heutigen Tag zu drei Viertheilen aus Weide und Hirtenleben besteht, hängt genau mit der Unmacht zusammen, sich einer gesunden Poesie zu bemächtigen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens kann nur ein starkes Talent poetisch erfassen und verdichten, der schwache Drang rettet sich in einen charakterlosen Unschuldsstand, und weil da nichts Uebles geschieht, meint er dort auch das Beste zu finden. Es vereinigt sich damit eine verschwimmende Beschreibung des Natureindrucks, und so glaubt man, ein Ideal, eine Poesie, gefunden zu haben, ergreift mit einem angekünstelten Enthusiasmus die bloße Staffage und verliert die lebendige Welt. Geßner lebte von 1730—1787. Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist 1818 dreibändig erschienen, und Hoffinger hat 1796 Geßners Leben verfaßt.

In Christian Felix Weiße, 1716—1804, ist noch ein regsamer Kopf anzuführen, welcher viele Wandelungen des Geschmacks

mit durchmachte. Er lebte als Obersteuersekretair in Leipzig, hielt sich ziemlich in der Mitte der Parteien, ja verspottete beide in einer Komödie „die Poeten nach der Mode." Eine Zeitlang schloß er sich an die sächsischen Dichter, besonders Gellert, und verkehrte intim mit Lessing, von dem er erst durch die Klotzschen Händel entfernt wurde, in denen unglücklicherweise Klotz unter Anderem als Weiße's Vertheidiger auftrat. Von Gottsched hatte er sich frühzeitig losgesagt. Seine Hauptrichtung war das Theater; ein erfahrungsreiches Leben, ein heitrer, beweglicher Sinn, ein Aufenthalt in Paris, Umgang mit Eckhoff, dem später so berühmt gewordenen Schauspieler, gemeinschaftliches Interesse mit Lessing für die Bühne machte ihn ganz geschickt dazu, und er war einer von denen, welche das junge deutsche Theater am Fleißigsten praktisch versorgten. Praktisch überhaupt war er im Gegensatze zu den übrigen Poeten seiner Zeit, und darin lag auch ein Grund seines näheren Anschlusses an Lessing und Nicolai. Des Letzteren „Bibliothek," eine berühmte Zeitschrift, setzte er eine Zeitlang auf Nicolai's Veranlassung fort. Derselbe praktische Sinn führte ihn später auf seine Thätigkeit in Jugendschriften; unter denen sein „Kinderfreund" den außerordentlichsten Erfolg gewann. Die Bekanntschaft mit Zollikoffer hatte dazu eine Veranlassung gegeben. Bis zum Jahre 92 sind 48 Bände davon gedruckt worden, wenn die letzte Folge „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" eingerechnet wird.

Weiße war nicht mit Schärfe und Nachdruck genug begabt, um eine hervorragende Stellung in der Literargeschichte einzunehmen, aber seine wirksame Fruchtbarkeit sichert ihm stets einen Platz. Verständig und klar umschauend rettete er sich auch in seiner dramatischen Bestrebung bald aus der bloß französischen Manier, und schloß sich in „Romeo und Julie," in „Jean Calas" den Lessingschen Genren an, was bürgerliches Trauerspiel genannt, in Prosa, später in reimlosen Jamben geschrieben wurde, und was einen großen Schritt zur Aechtheit der Auffassung gab. Von seinen übrigen Dramen wird besonders „Richard III." ausgezeichnet, und seine „Matrone von Ephesus;" seine zahlreichen Singspiele waren überaus beliebt. „Lottchen am Hofe," „der Dorfbarbier," „die Jagd" sind heute noch bekannt. Standfuß und Hiller gaben die Musik dazu.

Unter den lyrischen Sachen sind seine „Amazonenlieder" viel genannt und belobt, und man hat viel hin und hergestritten, ob sie Gleims Grenadierliedern nachgebildet seien. Die große Entdeckung, dies sei nicht der Fall, Weiße habe schon vor Gleim einiges gemacht, war ein Ereigniß. Sein Leben hat er selbst dargestellt, und es ist nach seinem Tode 1807 in Leipzig erschienen.

Als Dramatiker zeichnete sich ferner aus, und ist noch jetzt in allen Gymnasialbibliotheken zu finden: Wilhelm v. Gerstenberg aus Tondern in Schleßwig, 1737--1823, lange Zeit dänischer Officier, dann Civilbeamter und Privatmann in Norden, in Lübeck, Eutin, Altona. Er hat all den klassischen Aufschwung in unsrer Literatur noch erlebt, aber von etwa 1785 an still geschwiegen. Am berühmtesten ist sein „Ugolino," dies unselige Thema, wo Vater und Söhne verhungern, und was für so viele Dichter eine unglückliche Anziehungskraft gehabt hat. Sein letztes war die mit Chören versehene „Minona." Außer „Tändeleien" in anakreontischer Manier, wie sie nun einmal damals Jeder drucken ließ, existirt auch eine kleine Sammlung kritischer Aufsätze von ihm, „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," zu denen Klopstock, Sturz und Aehnliche beigesteuert.

Als Gegner Shakespeares, und der auftretenden Lobpreiser desselben macht sich ein Wiener, Kornelius von Ayrenhoff, 1733—1819, bemerklich, dessen Stücke nicht ohne Geschick erfunden, aber sehr mangelhaft ausgeführt waren. Besonders haben manche seiner Komödien belustigt, „der Postzug oder die nobeln Passionen" hat auch Friedrich den Großen ergötzt. Oesterreichische Landjunker, denen ein Gespann Pferde und eine Koppel Jagdhunde über Alles geht, werden darin verspottet. 1817 ist eine neue Ausgabe seiner dramatischen Werke in 6 Bänden erschienen.

Jetzt sind noch die sogenannten Barden zu nennen, welche Ossian und Aehnliches nachahmten, und in den nebelhaften Namen des Nordens und der nebelhaft flatternden Versandeutung ihr Genüge fanden. Dahin gehört Michael Denis, der sich Barde Sined nennt, und dem wir eine Uebersetzung Ossians in Hexametern verdanken. Er war Jesuit, Lehrer in Wien, dann Bibliothekar und Hofrath daselbst, als welcher er mit Johann von Müller in Berührung kommt. Stirbt 1800. Karl Mastalier ist sein Schatten, und wird als solcher immer mitgenannt.

Karl Fried. Kretschmann aus Zittau, geheißen Barde Rhingulf, daneben Gerichtsaktuar. Er hat sich von der Bardenpoesie auch zum Dramatischen, zu Erzählungen, Fabeln, Sinngedichten herabgelassen, was Alles bis 1805 zu Leipzig in sieben Bänden gesammelt ist. Die Compendien klagen, daß er zu früh vergessen sei.

Ein Hauptfabeldichter Magnus Gottfr. Lichtwer 1719 — 1783 ist es nicht, seine schlichten Fabeln werden noch deklamirt. Vier Bücher äsopischer Fabeln sind von ihm da. Noch 1828 ist von Pott eine Ausgabe und von F. Cramer eine Biographie des sächsischen Juristen veranstaltet worden.

Weniger populär war der preussische Dithyramben- und Fabeldichter Willamov 1736 — 1777, von dem „dialogische Fabeln." Noch weniger zu klassischen Namen sind gelangt Kasimir Freiherr von Kreuz, ein Autodidakt aus Homburg, der als Geheimer Rath in Hamburg 1776 stirbt, und Oden, Aufsätze und ein philosophisches Gedicht „die Gräber" geschrieben hat. Die Sorgfalt, daß kein Name verloren ginge, an dem ein Vers hängt, war bewundernswerth. Das neunzehnte Jahrhundert würde mit Lesen und Schreiben nicht fertig, wenn alle gleich wichtige Namen gemerkt sein sollten.

Auch Lorenz Withof, ein Duisburge, der akademische Gedichte und Reden verfaßt, ist sehr vergessen. Es kann aber mit ihm die betriebsame Dichterader geschlossen sein, und es sind noch einige Prosaiker zu suchen.

Zum Beispiele, was denn außer der unschuldigen „Schwedischen Gräfin" für den Roman und dies Thema geschehen sei? Der Roman ist eine so vortreffliche Form für eine Zeit, die auf dem Kreuzzuge nach Poesie begriffen ist! Er umfaß't so viele Bereiche, daß ihm selbst der im Allgemeinen nicht fertige Standpunkt sehr viel einzelne Richtungen und Partien geben kann, worin die Dichtung ein Genüge findet. Aller Zweifel, alle Frage ferner kann darin Raum haben, denn er ist ein Bild des mannigfachen Lebens, eine reife Kunst der Prosa, wo alle Nüance erscheinen darf, ja erscheinen soll, und wo die rein künstlerische Bildung doch einen harmonischen Abschluß zu erringen im Stande ist.

Man ergriff den Roman nicht in diesem Umfange seiner Bedeutung, aber die Theilnahme, welche man für England bewies, hatte doch auch hierbei ihr Gutes. Die Engländer mit ihrem materiellen Anfluge und ihrer praktischen Tendenz griffen nach dem nächsten Leben, was sich für die Beschreibung bot; damit ergriffen sie viel Einseitigkeiten; Richardson, dessen Clarissa und Grandison, dessen Pamela bei uns so bekannt wurden, sah zu viel Empfindsamkeit, Fielding sah lauter Farce, und die nächste Nachahmung in Deutschland trieb diese Einseitigkeiten noch weiter. Die empfindsamen Romane, welche in Werther ihren Höhepunkt und in Lafontaine ihre Breite fanden, sind ein Schritt zur Aechtheit, wie es das bürgerliche Drama in einem andern Theile war. Wirkliches, von Fleisch und Blut erfülltes Leben war doch jedenfalls reichlicher darin, als in den politischen Gerippen der Haller'schen Romane. Der Familienroman, welcher damals zu gelten anfing, war doch ein organischer Versuch, welcher sich folgerecht dann erweitern, den Entwickelungs-Roman vorbereiten und dichter und höher zu wichtigen Stoffen des Menschen der Gesellschaft führen, die höhere Frage allmählig einschließen, und so zu einem Kunstwerke leiten konnte, was die große poetische Welt in aller Einzelnheit und Mannigfaltigkeit doch harmonisch in Anregung und Bewegung bringt, wenn es sie auch nicht abschließt.

Die lebhafteste Opposition gegen den empfindsamen Roman machte Joh. Karl August Musäus, 1735 — 1787, besonders in seinem „Grandison der zweite," wie er 1760, oder „deutschen Grandison," wie er 1781 in der späteren Ausgabe hieß. Diese Verspottung der Empfindelei, in welche jene Romanart bis zur Karrikatur gerieth, hatte ihr Gutes. Es wird auch in der Literatur das Meiste nur durch den Gegensatz weiter gefördert. Musäus, der als Gymnasiallehrer in Weimar starb, hat durch seinen heiteren Spott so Manches in größere Bedachtsamkeit gewiesen. Auch Lavater's Physiognomik erfuhr durch ihn eine satirische Entgegnung in den „physiognomischen Reisen," die er 1778 herausgab. Daß er darum doch des poetischen Sinnes keineswegs ermangelte, hat er durch seine „Volksmährchen der Deutschen" gezeigt, worin mit heiterer Kindlichkeit die Sagenwelt noch einmal leicht vorübergeführt wurde, und womit er die größte Theilnahme fand. Ein Zeichen, daß der Geschmack am

Wunderbaren immer leicht wieder erregt wird, wenn es nicht auf eine gewaltsame Weise geschieht, und daß man auch in einer vorherrschend rationellen Zeit die Anknüpfung an das Unerklärliche nicht verschmäht, wenn sie unbefangen auftritt. Jacobs hat in Gotha noch 1826 eine Ausgabe davon veranstaltet. Außerdem sind noch von Musäus da: „Freund Hein's Erscheinungen," „Straußfedern" und eine Sammlung nachgelassener Schriften, die Kotzebue 1791 herausgegeben hat. Die „Straußfedern" ein Band Erzählungen sind zunächst von Müller, dem Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg, und später von Andern fortgesetzt worden.

Wie sehr sich das höhere Leben allgemach von alter Sage entkleidet hatte, zeigt das Quellenstudium der Volksmährchen, dessen sich Musäus bedienen mußte: Die Kinder von der Straße rief er zu sich, damit sie ihm für einen Dreier die Geschichte erzählten, welche die Amme ihnen vorgesagt; mitten unter die Spinnräder alter Weiber setzte er sich, alte Soldaten nahm er auf sein Zimmer, und nöthigte sie zum Tabakrauchen und Erzählen.

Der Zug war stärker als des Musäus Entgegnung, noch neben ihm stand als ein Hauptförderer des Familien- und Sittenromanes Johann Timotheus Hermes auf, der 1738 — 1821, aus Pommern gebürtig, als Probst in Breslau starb. Schon 1766 war er mit einem Roman aufgetreten „Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut, als aus dem Englischen übersetzt," und um 1770 brachte er die vielberühmte „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen," die 1778 auf sechs Theile vermehrt wurde. Er hat lange Zeit für den ersten Sittenroman gegolten. Daß der Abweg zum Moralischen sehr nahe lag, und daß ein Bestreben, Kinder mit solcher Literatur zu erziehen, sichtbar und wirksam wurde, schob die Gattung bald aus dem Gebiete höherer Literatur. Hermes schrieb auch 1787 noch drei Bände „Für Töchter edler Herkunft," ferner „Manch Hermäon," für Eltern und Ehelustige ꝛc. ꝛc." Alles halb Roman, halb Sittenlehre. Bei langem Leben verscholl er doch, wie das immer geschieht, da sich die Tendenz ganz und gar in die Schulmeisterei verlor, an welcher zu keiner Zeit Mangel. Noch weniger erwähnenswerth sind

seine Kirchenlieder und Predigten, da sein Ausdruck und Stil überhaupt nirgends rein und musterhaft und ganz ohne Schwulst war. Jean Paul sagt in seiner Vorschule: Hermes's Romane besitzen beinahe alles, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; aber da ihnen der poetische Geist fehlt, so sind sie die besten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß sehr viel Geld in Banken und im Hause haben, um die Dürftigkeit, wenn sie in seinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten.

In ähnlicher Weise that sich J. J. Dusch durch die „Geschichte Karl Ferdiner's" hervor, da es ihm mit Gedichten nicht glücken wollte.

Diese Sittenromantiker spotteten übrigens nicht minder über den empfindsamen Roman, welcher bei den Autoren stets wenig, beim Publikum stets großes Glück gemacht hat. Es ist eine alte Behauptung, daß die Masse einen Hauptreiz darin findet, gerührt zu werden, wie es denn ein Herkommen bis auf den heutigen Tag bleibt, an Trauerreden und Aehnlichem zahlreich Theil zu nehmen, damit man zu Thränen und zu einer gründlichen Rührung komme.

Hier muß auch die Kanzelbestrebung angeführt sein, den Prosaausdruck zu fördern. Da ist mit dem alten würdigen Mosheim anzufangen, 1684 — 1755 — der als Kanzler in Göttingen eine stattliche Erscheinung ist, und bei Entwickelung der Geschichtsschreibung noch genannt werden muß, da er für einen Hauptreformator der Kirchengeschichte gilt. Leider ist seine Kirchengeschichte lateinisch geschrieben. Hier sind Hauptsache seine „heiligen Reden" drei Bände und seine „Sittenlehre der heiligen Schrift," welche Gellert so eifrig lobt. Ferner ist von den in anderer Beziehung schon Genannten Cramer, Schlegel, Giseke hier anzuführen, dann Rambach in Gießen, Sack in Berlin, der 1786 stirbt, und von dem sechs Theile Predigten gedruckt sind, Jerusalem 1709 — 1789 in Braunschweig, ein vertrauter Genosse der dortigen Dichter, ein gelehrter Denker, von dem ebenfalls Predigten und religiose Betrachtungsschriften, endlich Spalding

1714 — 1804 in Berlin, als einer der besten Prediger berühmt, der eine große Menge Predigten und geistlicher Schriften herausgegeben hat.

Für das rein Sprachliche wirkten: Popowitsch, Fulda, Frisch, Haltaus, Schilter, Scherz, Oberlin, Stosch und Eberhard, der noch in Rede kommt.

Eine ganz andere Romangattung, als jene obige, war der von Wieland versuchte philosophische Roman, wie der Agathon. Wieland gehört mit manchem Anderen schon in starker Wirksamkeit in diesen Bereich, aber er und die Lessing, Winkelmann, Möser ꝛc., deren Lebenszeit hierher fällt, müssen hinter die große Scheide gestellt werden, die aus diesem Uebergange sich bildet, und es konnte die Jahreszahl nicht allein entscheiden. Art, Grundsatz, Folge wiesen ihnen den Platz an, welcher in den letzten Abschnitt gehört.

Um diese reich bevölkerte Uebergangsepoche zu beschließen, sei noch Einzelnes von dem aufgeführt, was Goethe in seiner Lebensbeschreibung gibt, und was im Summarischen die Epoche schildert. Für die Jahre 1750 — 1770 wählt er folgende Beiwörter: Emsig, geist- und herzreich, würdig, beschränkt, fixirt, pedantisch, respektvoll, antik-gallische Kultur, formsuchend.

Ferner sagt er: „von einem höchsten Princip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben; ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazen's Dichtkunst, wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werkes mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten."

„Die Schweizer traten auf, des Gottsched's Antagonisten; sie mußten doch also etwas Anderes thun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber

nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertigt diese Worte."

„Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger. Engländer und Franzosen hatten schon über bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellten Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das Erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von dem Gleichnisse an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache."

„Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt über die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?"

„Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als Alles Andere."

„Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares oft leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar, uud zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler

Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben."

„So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag; so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden."

„Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, so viel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sei? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise, doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buches gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet."

„In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand."

V.

Das Klassisch-Deutsche.

22.

Die neue Kritik.

Lessing.

Mit Lessing wurde es ganz anders: er warf mit einer ehernen Hand Alles beiseite, was ordnungslos auf dem Gedankenfelde unserer Literatur umherlag, er grub den Boden nach allen Seiten auf, er grub ihn von Neuem auf, ohne Rücksicht auf das, was geschehen sein sollte, was für bereits bestellt und zugerichtet ausgegeben ward. Mit ihm beginnt diejenige Literatur, welche man die klassische nennt. Was ist klassisch? Wie vielerlei ist über das Wort hin und her geredet worden! Kurz und hoffentlich gut nehme man es für eine Bezeichnung von musterhaft. Eine Literatur, die auf Principien des Ausdrucks, der Form und des Inhalts beruht, auf Principien, die in sich eine fertige Ausbildung und in ihrem Zeitbereiche eine genügende Anerkennung finden, eine solche ist klassisch.

Ursprünglich gehört der volle Begriff einer Poesie hinein. Nämlich: wo Sitte, Gedanke und Glaube eine zweifellose Einigung gefunden, wo die Sprache zur Vollkommenheit ausgebildet ist, wo sie und in ihr das Kunstwerk voll-gestrichenen Maaßes das höhere Leben eines Menschenbereiches ausdrückt. In solcher um und um reichenden Erfüllung, in solchem Aufgehen ineinander des Stoffs, der Menschenansicht und des Ausdrucks liegt die Klassicität.

Ruft man sich zurück, was in den vorhergehenden Abschnitten dargestellt wurde, so erwartet man hier nicht plötzlich eine so ausgedehnte klassische Erscheinung. Sie müßte vom Himmel gefallen sein. Denn das ungeeinigte Durcheinander des Gedankens und des Glaubens hat durch eine Schaar mäßiger Dichter nicht geeinigt werden können, bei denen nicht viel mehr als ein guter Wille und ein leidlicher Vers anzutreffen ist. Auch Lessing hat kein solches Wunder gethan, er hat es gar nicht einmal versucht, seine Bestrebung geht fast nirgends solchergestalt nach dem Allgemeinen; die Literatur als eine specielle Art, als schöne Literatur hat er vorzugsweise in's Auge gefaßt, und darin aufzuräumen getrachtet mit Herkulischer Kraft, damit doch in einzelnen Theilen ein fester Boden, das heißt ein fester Grundsatz gewonnen werde.

Also der Haupteinschnitt beruht eigentlich darin, daß man sich scharf und nachdrücklich auf Verhältnißgesetze der Kunst, der schönen Literatur stellt, dafür zu Hilfe nimmt von alten und neuen Völkern, was sich nur irgend erlangen und deuten läßt, daß man in dieser Weise eine kleine Gesetzvereinigung erschafft, einen Musteranspruch der Form, und daß man darin zu einer klassischen Fertigkeit dringt. Die große Seele der Welt, in welche Alles gehört im Himmel und auf Erden, dessen der Mensch als einer Frage habhaft werden kann, sie bleibt auf sich beruhen, man begnügt sich mit einem Ausschnitte, jeder Berufene mag von jener großen Seele in seiner Weise erobern, so viel ihm möglich ist; die Grenze ist ein weites, unsicheres Populärbewußtsein. Der Prediger äußert wohl ein Bedenken, der Staatsmann ein anderes, aber sicher steht darüber nichts, und darum ist Alles erlaubt; das hohe Gesetz ist dem einzelnen Genie frei gegeben; dies Genie beschränkte sich nach allenfalsigem Herkommen, nach eigenem Takte.

Deshalb sehen wir in dieser Periode neue Wege, Außerordentliches, Ausschweifendes aller Gattung, denn das Bischen Christenthum, was da ist, schattirt sich tausendfach, da seine dogmatische Kraft so mannigfach erschüttert worden; Staat, Sitte, Herkommen erleiden mit ihm positiv die ärgsten Stöße, und doch hält sich just in diesen ärgsten Krisen der Ausschnitt einer klassischen Welt in der schönen Literatur, als ob darin Anhalt und Rettung bewahrt werden sollte. Dies ist ein wunderbar Eigen-

thümliches der deutschen Literatur, daß sie gerade da ihre glänzendste Zeit erlebt, wo alle Einigung des Weltgedankens in Trümmer zu gehen scheint. Dieser Literatur hat es unser Vaterland zu danken, daß wir durchaus in Formen geblieben sind, und es ward so mit einem heiligen Siegel bekräftigt, daß die schöne Literatur in Deutschland das größte Herzensinteresse der Nation geworden.

Deshalb, um in selbiger Folgerung fortzufahren, kommt von jetzt an bei Darstellung deutscher Literargeschichte Alles darauf an, wie sich das Gesetz der schönen Schreibe- und Bildungskunst gestaltet, wie das einzelne Talent seinen Weg sucht im Verhältnisse zum allgemeinen Chaos. Jeder einzelne große Dichter wird jetzt zu einer wirklich eigenen Welt, worauf die sorgfältigste Aufmerksamkeit gerichtet sein muß.

Solcher Weise ist bei uns die Bezeichnung klassischer Literatur zu fassen: Streng in der schönen Kunst werden gültige Gesetze erzeugt, aus dieser Einigung und konsequenten Fortbildung heraus wird die That des Talentes zu einer allgemeinen Musterhaftigkeit. Der nächste Ausdruck ist eine in den Hauptumrissen für normal angenommene Sprache. Jedes einzelne große Talent wird in seiner eigenen Gesetztheit begriffen und anerkannt.

So entsteht eine romantische Klassik, die allerdings nicht vollendet ist, und deren einst geglaubte Summe erst das werden kann, was man im Vollen und Großen eine klassische Welt nennt.

Der griechische Klassiker unterschied sich von seinem Genossen, daß er einen Mythenkreis ein wenig Anders deutete, im Grunde des Bewußtseins war Alles einig, war Alles geglaubte griechische Welt. Diese geglaubte Welt im Einzelnen musterhaft darzustellen, war klassisch. So leicht ist es uns nicht, so leicht in der Bewältigung sind wir nicht; erreicht das aber irgend ein Enkel, so ist er millionenfach reicher klassisch, denn alle Eroberung seit Euripides ist bewältigt sein. Unsere Klassiker hatten jeder seine eigene Welt in ein Schönheitsverhältniß zu ordnen, während die allgemeine herumtrieb wie eine ungeheure, aber nicht unter gemeinschaftlichen Oberbefehl versammelte Flotte.

Weil so viel auf die einzeln siegende Persönlichkeit ankommt, sind viele Dichter jenseits dieses letzten Abschnittes geblieben, die

gleichzeitig mit Lessing gelebt, ja ihn überlebt haben. Der rein sprachliche Punkt ist allerdings zur Grenzscheide gemacht worden, der Punkt, von wo eine deutsche Schrift gegeben wird, die geltend geblieben ist bis jetzt, klassisch als Ausdruck. Insofern hätte Mancher noch Anspruch, diesseits des Scheidepunktes zu erscheinen, Viele von jenen Dichtern schreiben beinahe ganz so, wie es noch jetzt gültig ist. Aber da eine solche Scheidung an sich sehr schwierig ist, da sich das Gelingen oder Mißlingen in der Literatur nicht wie bei der äußerlichen That so streng auf einen Tag, auf ein Jahr beschränkt; so mußte noch ein genaueres Merkmal gesucht werden. Dies Merkmal ist eine Kenntniß oder Theilnahme, wie sich die Literatur neuer kritischer Gesetze positiv bewußt wird. Bei den sächsischen und preußischen Dichtern des vorigen Kapitels blieb das Bestreben nach dieser Kenntniß und Theilnahme zu sehr Dilettantismus, der so geschäftige Ramler ward doch im Grunde der neuen kritischen Seele ganz und gar nicht habhaft, so sehr er sich kritisch bestrebte; Klopstock, der einen so kühnen Gang nach der ganzen, vollen Weltseele versuchte, eroberte sie nicht, verlor darüber Schärfe, Nachdruck und Klarheit, um im Einzelnen eine gelungene That zu finden; und so wird sich für Jeglichen eine Ursache aufthun, warum die Auswahl nur scheinbar willkürlich geschehen sei.

Freilich wird so Mancher nun auch noch im Folgenden auftreten, der eben auch keinen klassischen Beigeschmack hat; aber ihm hat die Geburtsstunde eine Stellung in späterer Reihe verschafft, es kann Tiedge, Göckingk und mancher Gleiche nicht füglich jenseits Lessing aufgestellt werden, so weit verlangt die nüchterne Zeitfolge Achtung. Und sei's in einer einzigen Wendung, betheiligt vom kritisch Neuen ist jeder Spätere.

Was in der Sprache selbst von jener Zeit an abweicht im Verhältnisse zum jetzigen Ausdrucke, das ist nicht eben der Rede werth. Lessing selbst sagt einmal „fürchte," wofür wir jetzt fürchtete sagen, und einiges Aehnliche, was nur den Pedanten stören mag. Farbe, Wendung, Geist im Allgemeinen stellen sich klassisch fest, die Persönlichkeit kann im Stile neuen Reiz entwickeln, der Typus bleibt fest. Lessing's Dramaturgie könnte heutiges Tag's erscheinen, man fände die Sprache rasch, scharf, bürgerlich, und nicht der feinste Kenner möchte an ihr entdecken,

daß sie siebzig Jahre alt sei. Wenigstens an der Sprache selbst würde diese Entdeckung nicht gemacht, wenn auch an Stoff und Beziehung; da natürlich jetzt eine Empfehlung Shakespeare's, eine Bekämpfung des französischen Geschmacks nicht mehr so nothwendig und unerläßlich ist, wie damals.

Hierin lag Lessing's Größe, daß er eine neue Kritik schuf, auf deren Grundlagen sich eine klassische schöne Literatur aufbauen konnte. Möge man sich nicht täuschen, möge man nicht erwarten, Lessing habe ein ästhetisches System aufgestellt, nach allen Seiten fertig und bedacht. Nein, fast alle Lessing'schen Schriften sind Gelegenheitsschriften. Vor seinem Laokoon sagt er: „Die Aufsätze sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lektüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collektanea zu einem Buche, als ein Buch." — Seine Dramaturgie schrieb er, weil er bei'm Hamburger Theater betheiligt ward, und sie entstand in Form von Tagesrecensionen; er besprach die gegebenen Stücke und entfaltete dabei gelegentlich seine Ansichten.

Auch zu dem, was nicht in's Fach der schönen Wissenschaften gehörte, und wovon er dann einen Gewinn für diese zog, ward er durch äußere Veranlassung gebracht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er den Berengarius auf, und machte ihn bekannt, gab er die „Fragmente" heraus, und bei der nun ausbrechenden Polemik mit dem Hamburger Pastor Göze entwickelte er erst sein theologisches Rüstzeug, gewann er erst den Uebergang zu seinem Nathan.

Diesem Gange nach ist in Lessing keine abgeschlossene kritische Welt zu erwarten, die Grundsätze dehnen sich im Laufe der Zeit und der verschiedenen Eindrücke, sie beschränken, sie wenden sich und Lessing ist nirgends peinlich besorgt, daß alles anderswo Gesagte sich folgerecht anschließe an Späteres. Man muß sich mit einzelnen Resultaten begnügen, man beachtet den Gang selbst, die scharfsinnige, siegreiche Manier, man wird geweckt, man hilft hineinschlagen in den Nebel des unklaren Dichtergefühls, wie es damals wogte, und solchergestalt ist und wird Lessing Alles, ohne systematisch, ohne selbst im Breiten darüber aufgeklärt zu sein, was er wolle.

Die Grundlage seines Talentes war ein gesundes, scharfsinniges Naturel, was durch eine geschulte Bildung unterstützt wurde. Derjenige Mann, der oben bei der Leipziger Dichterschule genannt werden mußte, wenn jene Dichter etwas von der kritischen Schärfe desselben gelernt und verrathen hätten, Ernesti, ein höchst schätzenswerther Philologenname jener Zeit und jenes bewegten Leipzig, Ernesti war für Lessing von Wichtigkeit. Der gewöhnliche Schlendrian der Kollegien interessirte ihn nicht, Das Theater der Madame Neuber lockte ihn mehr, aber Ernesti's Vorlesungen besuchte er. So finden wir allerdings das oft zurückgewiesene humanistische Moment auf dem Grunde der Lessing'schen Thätigkeit, und sehen es darin zu so außerordentlichem Einflusse gedeihen. Aber es wird in ihm ein ganz anderes. Fest ruht in seinem Naturell die Nothwendigkeit, das Nächste, das Nationelle, das wahrhaft Lebendige zu fördern, darauf geht er stracks los, die griechische Bildung ist nur seine Waffe, nicht sein Zweck. Daß er mitunter dabei etwas griechischer und lateinischer wird, als wünschenswerth sein mag, ist das in einer Zeit zu verwundern, wo er so allein blieb, in der Nationalliteratur so wenig Unterstützung fand für seinen Geschmack? Ist dies bei einer Umgebung zu verwundern, auf welche nur vermittelst solcher Gelehrsamkeit Eindruck gemacht werden konnte, bei Stoffen, deren Mittelpunkt im Alterthume lag, bei einer überlegenen Kenntniß des Alterthums, wie er, der außerordentlich Belesene, sie zufällig besaß? Allerdings übertrieb er auch zuweilen seinen philologischen Drang, wie sich im Verlaufe zeigen wird, daß der berühmte Streit mit Klotz auf unscheinbaren philologischen Details beruhte, und der schwere Nachdruck nicht nöthig gewesen wäre, den sie erfuhren. Aber bei alle dem, war keine Spur von der unnatürlichen beschränkten Humanistik in ihm, welche gewaltsam und das Nächste, Nothwendige verkennend, eine alte, fremde Welt in die unsrige eindrängen wollte. Waffe, lediglich Waffe war sie ihm, da man einmal so weit gerathen war, nirgends weiter einen zuverlässigen Halt zu besitzen, da er einmal ein Interesse für französische Literatur vorfand und deutlich einsah, diese französische Literatur beriefe sich oberflächlich und falsch auf Griechen und Römer.

Nur in der Jugend ist er manchmal über die Ausdehnung

des humanistischen Geschmackes irre gegangen und hat einmal sogar versucht, die Messiade in's Lateinische zu übersetzen. Sein gesundes Naturel, seine mathematische Denkbildung, die auch ihren Wolf genügend verarbeitet hatte, sein praktischer Sinn hat ihn am Ende stets ganz richtig geleitet. In der Dramaturgie findet sich nur einigemal der Rückfall in die Manier, und es wird dem Hamburger Publikum zugemuthet, mitten in der gesundesten Besprechung einen lateinischen Spaziergang mitzumachen. Aber man bedenke, wie sehr das damals Stil war, wie es bis in die vertraulichste Mittheilung eindrang, wie frei sich im Ganzen Lessing dabei erhielt, sobald nicht das Thema selbst ein antiquarisches war, welche rein nationalen Resultate er zu gewinnen wußte! Hinderte ihn das heroische Drama der Griechen, welches er so genau kannte, bei uns auf ein bürgerliches zu dringen, und darin selbst so vortreffliche Beispiele zu geben? Verkannte er es, daß wir in keiner so dogmatisch-heroischen Welt lebten, und daß unser Lebenspunkt anderswo zu finden und zu treffen sein müsse? Ja, in letzter, wirklicher Wahrheit kommt just Lessing dahin, wo in allem Vorhergehenden dieses Buches die Benutzung fremder Kultur und der Gewinn aus selbiger zulässig und wünschenswerth genannt wird. Nämlich, sich in einer Zeit darnach umzusehen, wo keine starke eigene Entwickelung gestört wird, und in einer Art, welche das Eigene leitet, aber nicht verdirbt oder unterjocht.

Lessing ward den 22sten Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater war Prediger und ein gelehrter Mann, welcher den ganzen Tag in der Studirstube verbrachte, und stets große Achtung vor aller Gelehrsamkeit bewies. Man hat darin eine Veranlassung gefunden, daß Lessing ein so eifriger Bücherfreund geworden, wenigstens hat er schon als Knabe zum bloßen Zeitvertreibe über Büchern gelegen, und diese Neigung verblieb ihm bis an den Tod. Den größten Theil seines kleinen Einkommens verwendete er stets auf Anschaffung derselben, in seiner leichtsinnigsten Zeit selbst, als er zu Breslau häufig Faro spielte und seinen genauesten Freunden aus Faulheit keine Nachricht von sich gab, kaufte er Bücher in Massen.

Einem Maler, der ihn als fünfjährigen Knaben portraitiren und ein Vogelbauer mit einem Vogel neben ihn malen wollte,

soll er entschieden erklärt haben, das schicke sich nicht für ihn, und in solcher Begleitung ließe er sich gar nicht zeichnen. Bücher gehörten neben ihn, Bücher müßten es sein. So früh also kündigten sich zwei Eigenschaften an, Hang zu Gelehrsamkeit, Sinn für das Passende. Von diesem Maler hat er auch einigen Zeichnenunterricht erhalten, und seine Aufmerksamkeit auf bildende Kunst, welche ihm später zu einem Hauptwerke, seinem Laokoon veranlaßte, ist so früh in ihm geweckt worden.

Aus den Sitten jenes Predigerhauses wird auch berichtet, daß Morgen- und Abendandachten mit Gebet und Gesang statt gefunden. Davon ist wenig Spur in ihm verblieben. Sein nüchternes, verständiges Wesen hat erst spät einen tiefen, religiosen Bezug gewiesen, diesen späten, aber auch mehr in Folge eines wissenschaftlichen Dranges, dem die leichte Tagesphilosophie nicht zusagte, dem alte Philosophie, Spinoza, Leibnitz um strengerer Wissenschaftlichkeit halber, interessanter waren; das lyrisch religiose Bedürfniß war ihm niemals eigen, und es ist nicht unwichtig, daß ein Hauptbegründer neuer Kritik diesen Sangestheil des inneren Menschen wenig oder gar nicht besaß, daß also auch Verhältniß und Einschluß des religiosen Bestandtheils in seiner kritischen Bestrebung fast ganz unterblieb. Die Literatur, als schöne Kunst selbstständig werdend, ließ von vornherein jenen religiosen Bezug, in dem sie sich sonst zur vollen Poesie verdichtete, aus welchem sie in der Geschichte meist entsprang, völlig beiseite. So oft auch Lessing später bei kritischer Betrachtung auf das Christenthum zu sprechen kam, er verhielt sich ohne Frivolität, schlug sich in dialektischer Deutung sogar oft zu orthodoxen Punkten, aber eben so ohne tiefere Eingehung in das Seelenleben, in den Gesang desselben. Wenn er sich für den ächten Stoff des nahe liegenden Lebensinteresses erklärt hatte, so wendete er alle Aufmerksamkeit auf die Form, wofür ihm die heidnische klassische Welt Vergleichung und Anhalt blieb.

Auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt er eine gründliche Schulbildung. Bekanntlich bestand diese damals, wie großentheils heute noch, in genauer Kenntniß der griechischen und römischen Literatur. Auszeichnend wird daneben erzählt, daß ein Lehrer der Mathematik, Namens Klemm, ihm großen Geschmack an dieser Verstandeswissenschaft beigebracht, und ihm unter

Anderem auch einleuchtend dargestellt habe, die Sprachen seien nur Mittel zur Gelehrsamkeit, nicht die Gelehrsamkeit selber. Lessing hat auch dort den Euklid übersetzt und eine Geschichte der Mathematik geschrieben, woraus sich ergeben soll, daß er als Schüler bereits aufmerksam den gelehrten Zeitungen gefolgt sei. Sein behender, kräftiger Geist hatte auch so bald alles auf der Schule Lernbare erfaßt, daß der Rektor Grabner dem alten Lessing erklärte, der junge Mensch könne da nichts mehr lernen, und brauche doppeltes Futter.

Vor der gewöhnlichen Zeit, mit 17 Jahren, 1746 ging er also ab, hielt eine Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Sinne hieß, und ging nach Leipzig. Er sollte Theologe werden, das war aber nicht sein Geschmack und der Vater fügte sich leichter als die Mutter in ein philologisches Studium, hoffend, den Sohn bald als Professor in Göttingen zu sehen. Aber es fehlte das Geld, und Lessing schlug sich weiter, so gut es eben ging, und trieb, was sich eben bot. Der Kathedervortrag lockte ihn nicht, er ging nur etwa zu Ernesti, um römische Alterthümer und griechische Klassiker nach geistreichem Vortrage zu hören, besuchte wohl auch einmal Christ, auf den er sich wenigstens später in der Klotzischen Streitigkeit bezieht, und schlenderte Viel herum. Die Schlegel, Weiße und besonders Mylius, der zum Kummer von Lessing's Eltern als Freigeist berüchtigt war, bildeten den nächsten Umgang. Sein praktischer Sinn zog ihn zum Theater, er verkehrte mit Schauspielern, übersetzte mit Mylius den Hannibal von Marivaux in deutsche Alexandriner; sie gaben ihn der Neuber zur Aufführung, und erhielten das gewünschte Freibillet. Bekannt war er freilich mit den meisten sächsischen Dichtern, aber dies Treiben in's lyrisch Blaue hinaus war seinem Sinne nicht angemessen. Ein solcher poetischer Drang war gar nicht in ihm. Und so wurde auch seine dichterische Thätigkeit nicht einmal aus seiner Kenntniß alter Dichter, sondern ganz praktisch durch das Theater angeregt. Dies ist sein ganzes Leben hindurch durch seine Hervorbringung gegangen; das Drama, was sich in lebendigen Verkehr setzt mit der Welt, ist stets der Hauptpunkt derselben geblieben. Er fing damit an, er nahm es in Berlin wieder auf, er schritt sogar in seiner müßigsten Breslauer

Zeit zu der Minna von Barnhelm, und schloß mitten aus theologischen Händeln heraus mit Nathan dem Weisen. Dieser praktische Zug, welcher selbst seine scheinbar abstrusesten Untersuchungen in der Kritik verursachte und begleitete, gab ihm jenen Stempel der Nothwendigkeit und des Nachdrucks, wodurch er so wirksam und so sehr viel wichtiger wurde als all der unklare Dichtungskreis seiner Umgebungen.

Besonders an den Schauspieler Brückner schloß er sich, wie später an Eckhoff, sprach über Deklamation, über Auffassung der Rollen, über die Forderungen und Grenzen der Schauspielkunst. Für sich selbst hielt er nöthig, Tanzen, Reiten und Fechtkunst zu erlernen, ganz in dem Sinne eines praktischen Mannes, der die nöthigen Handgriffe kennen müsse, und ganz in dem Sinne ward er auch so zeitig Schriftsteller. Den kritischen Zustand hielt er von vornherein für jämmerlich, auf Gottsched gab er nicht einen Augenblick das Mindeste; da mitzusprechen schien ihm leicht, und etwas verdienen wollte er nebenher auch. So begann er mit kleinen Gedichten, die er dem Mylius zu dessen Wochenschrift „der Naturforscher" gab, und mit einem kleinen Stücke „der junge Gelehrte."

Die Eltern bekümmerten sich schwer über diese Schauspielerwirthschaft, über den Umgang mit Mylius, und noch mehr, als er gar diesem nach Berlin folgte, nach Berlin, dieser ungläubigen Stadt des freigeistigen Königs. Dort begann er mit Mylius die Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," und gab unter dem Titel „Kleinigkeiten" seine Gedichte heraus. Der Vater schrieb ihm bedenkliche, vorwurfsvolle Briefe über die Theatertheilnahme und den Umgang mit Mylius. „Ein Komödienschreiber," antwortete er darauf, „ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ nicht über Laster lachen? verdienen Laster Hochachtung? — die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Religion im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehn, im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll."

Damals trug sich auch die wunderliche Geschichte zu, welche ihn in Berührung mit Voltaire brachte. Lessing erhielt von Voltaire's Geheimschreiber eins der ersten Exemplare vom **Siècle de Louis XIV.**, ehe dies Buch noch kursirte. Er verleiht es, man spricht davon, Voltaire erfährt's, und ist außer sich. Lessing ist verreis't, als darnach geschickt wird. Vorhergehende Uebersetzung oder gar Originalausgabe fürchtend läßt Voltaire einen Brief an Lessing schreiben, worin die Möglichkeit eines Diebstahls und die nöthige Drohung eine Hauptrolle war. Lessing schickt es mit einem gewandten französischen Briefe, Voltaire aber, noch immer vor möglichen Folgen zitternd, schreibt ihm selbst noch einen Brief, denn der erste war im Namen seines Geheimschreibers diktirt worden, und schickt den Brief nach Wittenberg, wohin Lessing gegangen war.

Die Sache hat darum ein Interesse, weil just dieser kleine deutsche Kandidat, welcher dem französischen großen Herrn so früh Kummer bereitete, derjenige ward, von welchem später der Voltairesche Glanz eines Historikers und Tragöden in Deutschland zertrümmert wurde. Denn dies war eine der großen Thaten der Lessingschen neuen Kritik, daß er den oberflächlichen und falschen Klassicismus des französischen Drama's so erschöpfend nachwies.

In Wittenberg lebte er ein höchst kärgliches Leben, mit jenem Bruder auf einem Zimmer wohnend, und oft den ganzen Tag auf der Universitätsbibliothek zubringend. Sein Büchertic tritt hier schon so stark heraus, daß er sich rühmte, in der ganzen Bibliothek gäbe es kein Buch, das er nicht in Händen gehabt.

Hier ward er auch auf Drängen des Vaters Magister, obwohl er den Titel all sein Lebtag nicht leiden konnte, übersetzte aus dem Spanischen, begann die bereits erwähnte lateinische Uebersetzung der Messiade, welche glücklicherweise liegen blieb, berichtigte und verbesserte das Jöchersche Gelehrtenlexikon und schrieb das Vademecum gegen die schlechte Horazübersetzung des Pastor Lange zu Laublingen bei Halle. Dies war der Sohn jenes Joachim Lange, welcher gegen Thomasius geeifert hatte.

Nach einem Jahre suchte er wieder Berlin auf, übernahm an Mylius Stelle den gelehrten Artikel in der Voß'schen Zeitung, gab seine kleinen Schriften heraus, worunter die „Rettungen" berühmter Männer, wie des Cochläus, Cardanus, Horaz ꝛc.,

übersetzte, und brachte auch zwei Stücke seiner „theatralischen Bibliothek."

Jetzt knüpfte sich auch ein näheres Verhältniß mit Ramler, und besonders mit Moses Mendelssohn und Nicolai, eine Gemeinschaft, die von großer Bedeutung geworden ist. Es waren die Jahre 53, 54 bis Anfang 55. Ramler war dabei eine mehr einzeln stehende Figur, an welcher Lessing stets ein Interesse hatte. Es darf nicht vergessen werden, daß sich eben nur allmählig ein Geschmack bildet, daß Lessing stets eine gewisse Vorliebe für griechische oder römische Aehnlichkeit behielt, und deshalb an Ramlers Oden vorübergehend so viel Theil nehmen konnte, als er wirklich nahm. Nothwendiger und enger war das Verhältniß zu Nicolai und besonders zu Moses, und aus der Gemeinschaft wuchs eine besonnene, nüchterne, bürgerliche Opposition, welche später in der Zeitschrift Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften," von 1765 an „Allgemeine deutsche Bibliothek," einen höchst einflußreichen Wirkungskreis und Mittelpunkt fand. Lessing selbst schrieb gar nicht für die letztere, wie man zu allgemeinem Erstaunen in der eigenen Erklärung findet, die er bei der Klotzischen Streitigkeit giebt, und die von Nicolai bestätigt ist. Und für das erste Blatt, „die Bibliothek der schönen Wissenschaften" einen einzigen Beitrag über Theokrits Idyllen, die man übersetzt hatte. Um so mehr für die „Literaturbriefe," welche dazwischen lagen. Aber sein Umgang, seine Anregung waren wirksam dabei, er verschaffte der ersten Zeitschrift einen Verleger, da er wieder nach Leipzig ging, er besorgte den Druck, er korrigirte ihn sogar. Erst später, als sich Nicolai's nüchterne Verständigkeit immer dürrer ausbildete, und der literarische Reichthum in Deutschland breiter und dichter aufstieg, wurden die Nicolai'schen Blätter bedenklich und Gegenstand starker Anfeindung.

Moses, der sanfte, liebenswürdige Moses, der so eigen, so scharf, so unabhängig dachte, so fein und schön empfand, war die schöne Vermittelung. Nicht so fein empfindend wie er, nicht so nüchtern und alltäglich gescheidt wie Nicolai, aber schärfer denn beide stand Lessing zwischen ihnen, und begann jenen unruhigen, unmuthigen, kraftvollen, schonungslosen Charakter zu entwickeln, welcher die Freunde ihm dienstbar und theilnehmend erhielt, so

rauh er oft war, so oft er sie vernachlässigte. Nicolai weiß nicht genug zu erzählen, wie viel zwischen ihnen disputirt worden sei, wie geistesgewandt Lessing mit den Dingen gespielt, und sie bald so bald anders geworfen habe. Entfernter gehörten zu dem Kreise außer Ramler auch Meil, ein geistreicher Kupferstecher, Premontval, Sulzer und Süßmilch. Indessen ward doch zum Beispiele Sulzer nicht besondere Theilnahme gewidmet, obwohl just der Geschmack in schönen Wissenschaften dessen Thätigkeit beschäftigte.

Gemeinschaftlich mit Moses — so nennen sie ihn Alle, niemals Mendelssohn — gab Lessing heraus „Pope, ein Methaphysiker," worin bewiesen wurde, daß Pope kein philosophisches System habe.

Dann zog sich Lessing eine Zeitlang nach Potsdam zurück, um seine „Miß Sara Sampson" zu vollenden. Dieß Stück ist ein großer Schritt in seinem Leben. Das rein bürgerliche Schauspiel trat damit vollständig hervor: in einfacher, natürlicher Prosa einen Stoff zu behandeln, der in den nächsten, nirgends unnatürlich gesteigerten Verhältnissen lag. Die poetische Anschauung trat damit wieder in das erste Stadium der Wahrheit zurück, aus welchem sie folgerecht einen Aufschwung zu suchen hatte. Aus einer falschen, verkünstelten Konvenienz des sogenannt Poetischen rettete sie sich in einen neuen Anfang. „Die Namen von Fürsten und Helden" — sagt er in Betreff dieses Stücks und des bürgerlichen Schauspiels überhaupt in der Dramaturgie — „können einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen, als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden, unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen."

Diderot und Marmontel vertheidigten das Einfache gegen die Convenienzpoesie in Frankreich, sie hob er hervor, „aber," sagt er, „es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwung kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge

zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmern umgehn, und Gesellschaft mit seines Gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft."

Will man einwenden, daß bei alle dem die Erhebung ausbleibe, so hat man Recht damit. Es ist nur ein Anderes, sie Lessings Principien und ein anderes, sie seiner persönlichen Begabtheit abzusprechen. Seine fast grenzenlose Verehrung für Shakespeare bekundet deutlich, daß in seiner bürgerlichen Vorliebe keineswegs das Begreifen und Würdigen poetischen Schwunges ausgeschlossen war. Schicksal, Talent, und was für den ersten Schritt nothwendig blieb, brachten es bei Lessing so mit sich. Nur wenig Genien ist es vergönnt, das selbst zu leisten, was sie zu schätzen im Stande sind, und in dem Vorwurfe, welcher dem Lessing von Moses und Nicolai oft gemacht wurde, lag eine große Ausdehnung. In dem Vorwurfe nämlich, Lessing bleibe in seinem scharfen, knappen, bürgerlichen Stile stets derselbe, er könne sich nicht verändern oder verbergen.

Miß Sara ward zuerst in Frankfurt a. d. Oder mit großem Beifalle aufgeführt. Lessing wollte nun auch wieder eine Bühne zur Hand haben, und ging 1755 von Neuem nach Leipzig. Er wollte Goldoni bearbeiten und hatte mehrere Stücke entworfen und im Kopfe. Aber sie unterblieben. Weiße verschaffte ihm die Reisebegleitung eines jungen Mannes. Mit diesem ging er bis Amsterdam; da brach der siebenjährige Krieg aus, Leipzig wurde besetzt, und man eilte zurück. Jetzt kam die Leipziger Periode des Umganges mit Kleist, den Lessing nebst Moses am Innigsten geliebt zu haben scheint, so weit seine herbe Natur solch eine innige Theilnahme für die Wahrnehmung ausdrücken konnte. Einen eigenthümlichen Blick über Kleist's Dichtung gewährt die Stelle eines Lessingschen Briefes, wo er von dem vielgepriesenen „Frühlinge" sagt, Kleist habe mit dieser beschreibenden Art ihm und sich selbst keineswegs ein Genüge gethan, und für die Zukunft viel Besseres vorgehabt. Weiße, Kleist, der junge Brawe, Lessing verkehrten hier mit einander, der gute Gleim kam wohl einmal von Halberstadt, oder schrieb doch fleißig. Lessing übersetzte englische Sittenlehren, und äsopische Fabeln. Das brachte ihn auf die eigene Schöpfung äsopischer Fabeln in Prosa, welche er bald darauf in Berlin herausgab, und womit

Bodmer sehr unzufrieden war. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" begann 1757, Lessing faßte den Plan seiner Emilia Galotti, und ging wieder nach Berlin. Hier schrieb er den Philotas, jene Fabeln, gab die ersten „Literaturbriefe" heraus, veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, begann das „Leben des Sophokles," und nahm die Stelle eines Gouvernement-Sekretairs an beim General Tauentzien. Diese führte ihn nach Breslau in ein tumultuarisches, wüstes Leben, worin er seine Freunde, die Literatur und Alles zu vergessen schien. Indessen fällt doch auch mancherlei Beginn in diese Zeit: er fand, in den Bibliotheken herumwühlend, wie er doch auch hier vielfach that, die Gedichte des Gymnasiasten Scultetus, dessen bei Opitz gedacht ist, er kaufte für das damalige schlechte Geld Stöße von Büchern, trug sich mit einem dramatischen Plane von **Dr.** Faust, entwarf Minna von Barnhelm, denn mitten in der Kriegskanzlei war ihm „das Soldatenglück" sehr nahe, übersetzte am Diderot, schrieb kritische und antiquarische Aufsätze, gerieth über Winkelmann's Geschichte der Kunst und bereitete den „Laokoon" vor. Auch die Theologie beschäftigte ihn, er wollte über die christlichen Märtyrer schreiben, und glaubte im Justin ein ganz anderes Christenthum zu finden, als jetzt herrschend sei. Gegen Ende seines Lebens, im Streite mit dem Pastor Goeze, sind diese Studien auf der Wolfenbüttler Bibliothek gewachsen, und dieser Grundgedanke tritt stark hervor. Neben der Theologie wurde auch Philosophisches betrieben, namentlich Spinoza. Die Zeit in Breslau blieb also doch mannigfach befruchtet, und als er 1765 seinen Abschied nahm, des trockenen Geschäftsganges müde, und unerwartet bei seinen Freunden in Berlin eintrat, war er zu alter Wirksamkeit gerüstet.

Zunächst gab er seinen „Laokoon" heraus, worin über die Grenzen der Poesie und Malerei scharfsinnige, an alte Kunstwerke sich lehnende Untersuchungen angestellt wurden. Die berühmte Statue des Laokoon, welcher mit seinen Söhnen von Schlangen erdrosselt wird, gab nur einen Mittelpunkt des Anhalts, sonst ist hauptsächlich von den Homerischen Gemälden die Rede, was daraus von der bildenden Kunst zum Vorwurfe genommen werden könne, wie genau zu unterscheiden sei zwischen dichterischer und malerischer Darstellung. Winkelmann beson-

ders hatte durch sein Studium der antiken Schönheit den Blick auf solche ästhetische Untersuchungen gelenkt, und es ist zu begreifen, wie eine solchergestalt sich aufbauende Theorie, ein scharfsinniges Sondern des Stoffs und der Behandlung segensreich einwirken mußte auf eine Generation, die unsicher und unklar, wenn auch theilnehmend, ja enthusiastisch auf ästhetische Produktion sich warf. Es fällt im Allgemeinen um diese Zeit das lauter nnd lauter ausgesprochene Bedürfniß einer schönwissenschaftlichen Theorie. Natürlich, alle höhere Bestrebung drängte sich in die schöne Literatur! Baumgarten hatte 1750 einen Band und 1758 einen zweiten gebracht, welche Aesthetik hießen, und die Sache lateinisch abhandelten. Riedel und besonders Sulzer bemächtigten sich alsdann des Stoffes, und behandelten ihn lexikalisch, das größere Werk Sulzers begann aber erst 1771. Von alle dem kam, außer Winkelmann's auf gründliche Kenntniß und Principien gebauter, Anregung Lessing nicht viel zu Gute, „Baumgarten," sagt er in der Vorrede zum Laokoon, „bekennt, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Geßner's Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist, als das Baumgarten'sche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken."

Befreit sich nun Lessing's Laokoon nicht hinreichend gewandt und geschmackvoll sparsam von einschlagender philologischer Untersuchung, ergeht er sich manchmal zu breit in der antiquarischen Gegend, das durchleuchtende Princip des schönen Geschmacks gab doch für den schönwissenschaftlichen Trieb jener Zeit einen außerordentlichen Gewinn. Und was fremd und weit hergeholt schien in der Theorie, das sah man doch in eigner Schöpfung Lessings und in praktischer Deutung so gesund nahe, so kernhaft heimisch werden, daß kein Vorwurf aufkommen kann, dieß ästhetische Leben sei gewaltsam einerkünstelt worden.

Der Hauptpunkt, worin er von Winkelmann abging, war, daß er von der bildenden Kunst vor allem Uebrigen Schönheit verlangte, daß es bei einer Kunst, die nur einen Moment fesseln und darstellen könne, nicht hinreichend sei, die ausgedrückte Wahrheit zu bilden, — dergleichen komme nur dem Dichter zu. Während Winkelmann, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, Wahrheit und Ausdruck für das erste Gesetz der bildenden

Kunst giebt. Diese Frage bewegt sich um den Punkt, warum Laokoon als Statue nicht schreie. — Der Dichter solle nirgends das bloß Aeußerliche schildern, das sei des Malers, welcher auf den Raum angewiesen, während dem Dichter die weite Zeitfolge, und statt der körperlichen Schönheit der Reiz zu Gebote stünde, die Bewegung der Schönheit, woraus der Reiz entspringe. — Die Malerei dürfe nichts mit dem Häßlichen zu thun haben, in der Poesie aber könne es als einzelne Zuthat wirken. Schließlich weis't er Winkelmann Irrthümer im Einzelnen nach, wo sich dieser nicht an die alten Quellen selbst gewendet habe. Die hinterlassenen Fragmente zum zweiten Theile des Laokoon beginnen: „Herr Winkelmann hat sich in der Geschichte der Kunst näher erklärt. Auch er bekennt daß die Ruhe eine Folge der Schönheit sei. Nothwendigkeit, sich über dergleichen Dinge so präcis auszudrücken, als möglich. Ein falscher Grund ist schlimmer, als gar kein Grund." Aber was den Uebergang zur Poesie betrifft, da ist er noch gar nicht mit ihm zufrieden, das Ideal der Körper, wie es die bildende Kunst habe, so streng zu unterscheiden vom Ideal der Handlungen, wie es in die Poesie gehöre.

Lessing hat oft die Fortsetzung des Laokoon geben wollen, oft dazu angesetzt, und reichlich dazu gesammelt, aber es ist nicht geschehen. Die antiquarischen Streitigkeiten, in welche er durch dies Buch besonders mit Klotz verwickelt wurde, ließen ihn das Material gelegentlich zu der Polemik verbrauchen, und das Publikum kam um die fortgesetzte Gesammeltheit in dieser Form. So ist es schwieriger geworden, Lessings Principien in Ordnung und Schlachtlinie aufzustellen. Gewiß aber sind sie aus den polemischen Schüssen, wohinein sie vertheilt wurden, nicht minder tief und fest in das Bewußtsein jener Mitwelt geflogen, gewiß ist aber auch darum oft nicht so gewürdigt und anerkannt worden, wie viel man im Princip der schönen Kunst von Lessing gelernt habe. Man zählte die Worte des Zorns nicht so genau, weil man vom Zorne selbst betroffen war.

Bald nach Herausgabe des Laokoon erhielt er 1766 eine Einladung nach Hamburg; eine Gesellschaft errichtete dort ein sogenannt „akademisches" oder „National" Theater. Dieser Ausdruck kommt bei uns so oft vor, wo eine plane Deutung desselben so schwer, und wo man doch in der halben Klarheit

des Wortes so oft eine Zuflucht suchte. Lessing sollte seine kritische Hilfe gewähren. Dies gebar seine „Dramaturgie," wo er auf einem anderen Felde die neue Kritik seines Talents entfaltete. Es war ein Wochenblatt, was er den 1. Mai 1767 begann und was den Titel führte „Hamburgische Dramaturgie."

Mit welchem Interesse, mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung verweilt man auf diesen zwei Bänden, die bis zum 19. April 1768 gehn! Wie frisch, wie lebendig, wie scharf, wie umsichtig, wie ächt wird alle Regel! Da ist die humanistische Bildung nur ein freundlicher Zuschauer, dem er Fehler und Vorzüge weis't, das nächste, eigenste Leben wird beachtet und verlangt, der wirkliche Zustand von Bildung und Nation, der Fortschritt einer modernen Welt wird Lebensbedingung. Und wie straff, wie fein, wie klar ist Alles geschrieben, Alles bürgerliche Prosa, wie es seiner Schlichtheit angemessen war, wie selbst die Hamburger Kaufleute von der Einheit eines Stückes etwas verstehn konnten, — die Sachen könnten alle heut noch einmal gedruckt sein, Vieles paßt noch in der Forderung, Vieles im Vorwurfe, und der Ausdruck gälte beim heutigen Journalisten noch für musterhaft.

Die Hauptthat in der Dramaturgie war der Kampf gegen die französische oberflächliche Klassik, der Kampf für ein nationales, zeitgemäßes und ächt ansprechendes Drama. Die Waffe dafür war der Geschmack des reinen, unverfälschten Alterthums, der interessante und oft geniale Versuch Englands, dort vor allen Uebrigen Shakespeares, und die Hinweisung, wie treffend und rührend das zunächst liegende Interesse wirken könne, das Interesse, was man mit einem Worte bürgerlich nennen kann, und in welchem Sinne er das bürgerliche Trauerspiel aufgefaßt sehen wollte.

Das Repertoir zeigt zum Schrecken, wie unerläßlich eine solche Einwirkung war: nichts, nichts als französische Uebersetzung war aufzuführen, in dem Raume eines Jahrs fanden sich kaum drei deutsche Originalstücke, etwa ein Versuch von Elias Schlegel, der sich in seiner späteren Zeit so hoffnungsvoll anließ, und ein Stück von Weiße; was sonst zu beachten blieb, war Nachbildung des Englischen. Bei diesem Repertoir ergiebt es sich erst recht schlagend, wie einsam Lessing, wie unendlich segens-

reich er war, was seine Stücke zu bedeuten hatten, wie viel es heißt, daß sie heute noch gesund anziehende Theaterabende gewähren, welch eine Schwere in seinen stets wiederholten Vorwürfen lag. Ihr könnt nicht nur nichts Eigenes produciren, war sein stets wiederkehrender Vorwurf, sondern Ihr seid dergestalt von diesem äußerlichen französischem Geschmacke unterjocht, daß Ihr aus dieser leidigen Anständigkeit und Convenienz heraus gar nichts Gesundes mehr vertragen könnt.

Mit einem Worte, der ganze Boden unsers nationalen Geschmacks in schöner Kunst, wie er später von den Schlegel und Anderen kultivirt worden ist, er ist von Lessing gelegt, unter Aerger, Zorn, Bekümmerniß gelegt; alles kräftige Element, mit welchem wir jetzt so hoch über das kurze Convenienzverhältniß der Franzosen hinwegsehen, es ist Lessings Werk.

Wie wenig haben doch die Franzosen immer ihre großen Situationen für ihre schöne Literatur zu benützen gewußt! Im Mittelalter haben sie alle Stoffe, wir haben die Gedichte! In der Ludwigszeit gewinnen sie eine allgemeine Form, und nur oberflächliche Tragödieen; wir wirken aus dem Einzelnen und Innerlichen eine reifere und tiefer klassische Literatur, wenn es uns auch nicht gelingt, sie auf ein klassisches Leben auszudehnen. Wenn irgend einem Einzelnen, so ist es Lessing zu danken, daß dieser feinste Gedanke des Nationalen, welcher so oft gemißhandelt wird von der groben Deutschthümlei, rege und thätig wurde; der Gedanke, unser nächstes, wirkliches Lebensinteresse zu begreifen und zu gestalten. Rührend ist es anzusehn, wie er schelten und klagen muß, daß Wielands Uebersetzung von Shakespeare unbekannt bleibe, daß man das nah liegende, wirkliche Interesse über erkünsteltem, fremdem Plunder verabsäume. Ueberraschend ist es zu sehn, welch eine Zusammenfassung neuer Zustände und Autoren in einzelnen, oft verborgenen Lebenspunkten, in Ausdruck und Wendung und selbst im äußeren Schicksale bei diesem einzigen Manne, bei Lessing, vorliegt. Dieser natürliche, rasche Stil ist der Stil Börne's, wie er noch vor Kurzem uns überrascht hat, nur daß Börne ein weicheres Herz, und nicht die überlegene, steinfeste Bildung Lessings hatte, diese Gegner, Klotz und Goeze, an welche wir bald die beste Lebenskraft Lessings verschleudern sehn; sie wurden siebenzig Jahre später noch einmal

mächtig in allem kleinen und unsaubern Philisterthume Menzels, und die überlegene gebildete Anschauung Lessings, womit er unverstanden vom Zelotismus sich wehren und eine Verachtung zeigen muß, die der Gegner nicht begreift, ist sie nicht heutiges Tags noch wieder nothwendig geworden? Hat sie nicht heute wieder Mühe gehabt, nur einen Ausdruck zu finden? Sogar das Aeußerlichste ist wiedergekehrt, zum rächenden Zeugnisse, daß Lessing damals allein blieb, daß man ihn im Stiche ließ, wo das Beste auf einen freien Kampf der Bildung angewiesen war, wo es an einer gesammten Poesie fehlte, welche als starkes einiges Institut in Kirche und Staat Anhalt und Schutz gewähren sollte. Auch Goeze nämlich verwies auf eine Anklage beim Reichshofrathe, um Lessing zu strafen, auch Lessing wurde nicht mehr gestattet, sich gegen den protestantischen Zeloten zu vertheidigen. Da war der Punkt, wo alle Kultur ihm beispringen mußte, wo man erkennen mußte, daß in einer vorbereitenden Prosazeit, welcher die Erfüllung und das höchste Kriterium fehlt, daß man in einer solchen Zeit den frei strebenden Geist nicht irgend einer fanatischen Einzelnheit überantworten dürfe, daß in einem solchen Geiste die größte Möglichkeit einer neuen Welt liege, in der Einzelnheit des Fanatikers aber nur ein dürrer Stecken für das Alltägliche.

Aber man ließ Lessing allein, und er wurmte sich einsam zu Tode.

In Hamburg begann seine Polemik gegen Klotz, und als er von da nach Wolfenbüttel gegangen war, die Polemik mit Goeze, dem Hauptpastor in Hamburg.

Dies ist indeß vorgegriffen, nur um sein Verhältniß zu der großen Poesie-Welt, mit welcher in diesem Buche der Zusammenhang stets offen bleibt, und der jetzigen Welt zu zeigen, für welche Lessing ein so großer Wendepunkt geworden ist. In der Lebensgeschichte Lessings handelt es sich noch um seine Dramaturgie, und es sollen nur einige Stellen angeführt sein, um dem einen kleinen Einblick zu verschaffen, welcher das Buch nicht lies't.

„Ich will nicht sagen, — heißt es darin — daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist,

daß es sehr lehrreiche vollkomm'ne Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maximen abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre." —

„Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich — aber der beste Kanzellist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste." —

Bei Gelegenheit des Harlekins sagt er, daß er unter andrer Gestalt immer da wäre und da sein würde, „er hieß bei der Neuberin Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!" „Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt; ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an." — „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik, mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern."

„Unstreitig ist unter allen komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist." —

Voltaire beruft sich bei Gelegenheit der Gespenster auf die Religion. — „Vor allen Dingen," sagt Lessing, „wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andre Zeugnisse des Alterthums gelten."

Und nun der Schluß dieses Buches! Das Nationaltheater bestand nicht, in Mißmuth warf Lessing die dramaturgische Feder fort, der Nachdruck bestahl ihn, ein neues Buchhändlerunternehmen mit Bode, wofür alle guten Schriftsteller in eine Sammlung „Museum" ihre neuen Schriften geben sollten, mißlang ebenfalls; der kurze Traum, von Klopstock angeregt, Kaiser Joseph werde in Wien eine Akademie gründen, versank, sogar das

goldne Medaillon, was Klopstock für seinen Hermann erhielt und was als Dichterorden angesehn wurde, verirrte sich in ganz ähnlicher Schönheit bald darauf zu einem verdienstlichen Pferdelieferanten, die Mittelmäßigkeit griff hämisch und halb verborgen Lessing überall an, er schließt, er ist mürrisch. Aber naiv sagt er dem Publikum noch, wie es um ihn stehe!

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter."

„Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den die Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." —

„Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." —

In der mißmuthigen Stimmung zu Hamburg trafen ihn die Nadelstiche des Geheimenrathes Klotz, und da dieser Mann die gemeine Art hatte, für seinen kleinen Ruhm und gegen den großen Anderer heimlich eifrigst zu werben, und Stichelei in allen Blättern zu veranstalten, so reizte er Lessing am Ende zu dem fulminanten Ausbruche, welcher in den „Antiquarischen Briefen" ausschlug, und Klotz verschüttete. Klotz war Professor in Halle, und sein kleiner Ruhm war aus lateinischer Schriftstellerei erwachsen, er galt für einen sattelfesten Lateiner, wie man sich auszudrücken pflegte. Als Lessing den Laokoon geschrieben, drängte sich Klotz mit Höflichkeit und Bewunderung an ihn. Dieser nahm wenig Notiz davon, und achtete nicht darauf, daß Klotz von einigen bescheidenen Aussetzungen sprach, welche er an antiquarischen Voraussetzungen und Folgerungen des Laokoon machen wolle. Sie kamen in einer Schrift „über die geschnittenen Steine der Alten," betrafen die Perspective der alten Maler, welche Lessing geläugnet und mancherlei antiquarisches Detail. Man wüßte sich nicht zu erklären, daß diese unwichtigen Dinge Lessing so entrüsten und zur schonungslosen Bekämpfung und Vernichtung Klotzens treiben konnten, läge nicht Dreierlei auf dem Grunde. Erstens Lessings Unmuth über sein Verhältniß zur Nation, was scheinbar so wenig Segen brachte, zweitens die unermüdliche, hämische Verfolgung, welche Klotz gegen alles Hervorragende wie ein Maulwurf nach allen Seiten betrieb, drittens ein literarischer Punkt, welcher dem scharfen, bestimmten Geiste Lessings ein unausstehlicher Gräuel war. Klotz hatte es mit den heutigen Denuncianten völlig gemein, aus Halbverstandenem in vagster, dreistester Weise allerlei falsche übertreibende Folgerung zu machen. Das Parlamentiren zu diesem Todeskampfe begann in den Hamburger Zeitungen, Klotz bediente sich des „Correspondenten," Lessing der „Hamburgischen neuen Zeitungen," Riedel, Klotzens Schildknappe, regte sich in der „Erfurter gelehrten Zeitung." Außerdem hatte die Klotz'sche Partei in Halle auch eine solche „Bibliothek," wie man damals die Zeitschriften vorherrschend benannte.

Lessing entsagte diesem Gekläffe aber bald, drängte den Streit auf höhere Standpunkte, und schrieb seine „antiquarischen

Briefe," in welchen Bereich auch die Abhandlung gehört „Wie haben die Alten den Tod gebildet?"

Hierin wurde die antiquarische Untersuchung selbst fortgeführt, und Klotz nebenher zermalmt. Besonders gegen das Ende wird der Ton mörderisch, und man verübelte es Lessing vielfach. Von dem Vorwurfe tödtender Ausschließlichkeit ist Lessing in alle Wege nicht freizusprechen, er konnte etwas, was in seinem Kreise Irrthum war, wie eine Todsünde verfolgen, und allen übrigen Umkreis damit verschütten. Man muß nur darauf Rücksicht nehmen: es sieht bei reformirenden Geistern immer lange aus, als schlügen sie in's Wasser, als träfen die Streiche nicht, denn gleich zu Anfange regt sich das Getroffene nicht. Was Wunder, daß sie immer wilder, wahlloser, immer mehr ohne umzuschaun, drauf schlagen. So darf man in solchen Krisen dem Angreifer nicht alle Konsequenzen zurechnen. Ist die Wirkung offenbar, dann muß auch wieder alle feine Schattirung einer mannigfaltigen Kultur eintreten, welche ja fast nichts uneingeschränkt durchsetzen darf. So donnernd auch Lessings spätere Fehde mit Goeze war, es mangelt nicht ganz an dieser Einschränkung bei Lessing, er ist breiter und umsichtiger als in der Fehde mit Klotz. Denn Klotz war zäh wie eine Schlange, der man den Schlag nicht anmerkt, bis sie völlig todt ist, und der Klotz'sche Streit handelte sich um positives Wissensdetail, nicht um die große Meinungsfläche wie im theologischen Kampfe mit Goeze. Ferner, Lessing wußte nun die Aufmerksamkeit nur zu sehr geweckt, besonders bei einem so zarten Gegenstande wie die Theologie war, er war mehr in der Vertheidigung als im Angriffe, und der Gegner war zwar ein Zelot, aber ein lauterer Mensch, mit dem Lessing freundschaftlich umgegangen war.

Da, wo er Klotz zerschmetterte, stand Lessing in düsterster Beleuchtung. Sein von Hause aus herber, gewaltiger Geist war tief beleidigt von einer theilnahmlosen Nation, die ihm nichts zu thun gab, als den Kampf mit einem unedlen Gesellen. Er war auf dem Punkte, Deutschland zu verlassen; nach Rom wollte er gehn, und keine Zeile wieder deutsch schreiben. Lateinisch wollte er aufsetzen, was er zu sagen habe. Blickt man von diesem Punkte in Hamburg 1769 zurück auf sein Leben und seinen Charakter, so ist's eine eigene, harsche Erscheinung: Mürrisch und

vornehm hat er von jeher die Freundschaft vieler Mittelmäßigen nur geduldet, ein uninteressirter, träger Briefschreiber ist er selbst gegen die immer gewesen, die ihm zunächst standen, sogar sein lieber Moses muß viel öfter, muß viel mehr schreiben, muß ihn durch Theilnahme aufrütteln; nur gegen starke Kenntniß, gegen zweifellose klassische Gelehrsamkeit ist er höflich, aber auch da nirgends zuvorkommend. Sogar Winkelmann, den er in vieler Weise so hochachtet, behandelt er oft mürrisch. Von Liebe, Weichheit und dergleichen darf man nie, auch nur scheinbar unnütz, neben ihm sprechen, er war niemals sonderlich begabt dafür, es war ihm unbequem, wenn die Liebe als lediglich Hauptinteresse behandelt wurde, er ließ sich's nur etwa von Shakespeare gefallen, wo er eines jeglichen anderen Reichthums gewiß war. Sonst war ihm die Uebermacht dieses Gefühles, wenn sie vorzugsweise geschildert wurde, lästig; als er in Wolfenbüttel den Werther las, fand er das warme Romanhafte daran wohl interessant, aber die Hingebung an die Liebe bis zum Aeußersten dergestalt unleidlich, daß er sich zu einer geschmacklosen Aeußerung verleiten ließ. Er schreibt nämlich an Eschenburg 1774, daß nur die christliche Kultur einen so weichlichen Patron wie den Werther habe schaffen können, und meint gegen all seinen sonstigen Geschmack, Goethe sollte noch ein Kapitel daran setzen, was eine kleine, kalte Schlußrede gebe, „und je cynischer, je besser!" — Brach auch einmal ein ähnliches Gefühl bei ihm durch, wie bei dem Verluste seines Kindes, und der Frau, die er in seinem letzten Jahrzehnt zu Wolfenbüttel noch heirathete, so geschah's auf eine schreckhafte, herbe Art, wie in den merkwürdigen Briefen an Eschenburg von 1778, welcher so skurril schmerzlich beginnt: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Stangen auf die Welt ziehen mußte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? — Freilich zerrt mir

der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen," — „eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen." — — „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen; und bin ganz leicht." — Ein Paar Tage darauf bricht die Liebe zu seiner Frau dennoch so kräftig durch: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzuduseln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehn helfen."

Man kann Lessing großes Unrecht anthun, wenn man diesen Herzenstheil seines Wesens nach der herkömmlichen Art faßt. Unter einer harschen Rinde lag sein entschlossenes, aber nicht leicht erregtes Gefühl; wenig Größe, gar keine sentimental rührende Größe trat ihm nahe, die Lebhaftigkeit, welche durch Friedrich erregt wurde, hielt sich zu sehr an ein Verstandes- und Thatelement, was nur ermuntert, aber nicht in die Tiefe der Brust greift, es war eng verschwistert mit einer Geschmacksrichtung, welche Lessing übersah — wie viel konnte ihm davon geschehen? Um ihn her in der Literatur war kein Genie, was in den Tiefen gerüttelt hätte, die nächste Aufgabe der Nothwendigkeit stimmte ganz wohl mit seiner unzweifelhaften Anlage der kritischen Schärfe — was veranlaßte ihn darin, aus der Tiefe seines Herzens zu graben? Seine Vorliebe für das Alterthum verlangte und förderte dies Letztere auch nicht: er übersah die leichte Schönheitswelt des Griechen, die Eumenide schreckte ihn nicht, alle Herzensbewegung der Romantik war ihm ferne. Nirgends geht er auf, als wenn er zu Moses tritt; Moses war von erhabener Verstandeskraft, und eben so thätig war das Herz dieses sanften Juden. Wenn Lessing zu diesem spricht, da klingt am Ersten sein Herz.

Nach alle dem überrascht es weniger, die späteren Lebens-

jahre Lessings weicher, wärmer poetischer zu finden. Die feine Hand Jean Pauls hat es ganz richtig ausgefunden, es heißt in der Bücherschau desselben: „Eine schöne Erscheinung ist, daß sich große, aber vielseitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Gesetzgebung den Glanz der Dichtkunst warfen; so glänzte Lessings bejahrtes Angesicht in seinem Nathan, und in seinem Faustkampfe gegen Theologen poetisch; in seinen jugendlichen Versuchen dichtete mehr die Prosa. — Es giebt überhaupt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben."

Lessing hatte in Hamburg eine Wittwe kennen gelernt, sie ward sein Weib, da er nicht nach Italien, sondern als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging. Der Verein mit ihr öffnete sein Herz vielfach; dieses traulichen Zusammenseins, was Moses bei einem Besuche einmal getheilt und erfüllt hatte, gedenkt er ein einziges Mal im Briefe an seinen Bruder mit jener sentimentalen Wehmuth, die sonst durchweg an ihm vermißt wird.

Verliere man aber bei diesem Seitenblicke das Hauptwesen Lessings, den scharfen Zorn, welcher durch sein Leben geht, nicht aus den Augen, lasse man sich durch die Laune nicht täuschen, die ihm eigen ist, wenn er mit Moses und Nicolai im Berliner Lustgarten auf und ab wandelt, wenn er bei Gleim in Halberstadt am Tische sitzt, guten Rheinwein trinkt, und mit dem alten Papa tändelt, oder dem christlichen Philosophen Jacobi schalkhaft zu Irrgängen verhilft. Stählern bleibt das Eine der Hauptsache: er war die überlegenste, wenigstens die gewandteste Geistespotenz seiner Zeit; was zu lernen war in allen Fächern, das hatte er gelernt, zum eigenen Erfinden und Schaffen ging ihm flüssiges Talent ab, wie er selbst sagt, ein Drama kostete ihn schwere Mühe, oft arbeitete er Tage lang an einer Scene, eine große Stellung in der Welt zum Herrschen und Einordnen ward ihm nicht geboten, es schien am Ende das Höchste für die bloße Liebhaberei erobert, daß er Bibliothekar wurde; Großes, was ihn zur Achtung gebeugt, was gar sein Herz entflammt hätte, wurde, wie schon erwähnt, nirgends hervorgebracht, — so schlug er sich mürrisch durch das bischen Leben, was so viel unnützes Hinderniß bot, so zermalmte er, was ihm unbequem in den Weg trat.

Hier in Wolfenbüttel warteten nun seiner noch die schallenden Kämpfe in der Theologie mit Goeze, und dem Unerquickten kam hier der Tod. Zunächst fand er ein in der Kirchengeschichte wichtig gewordenes Werk, die Widerlegung der Lanfrancschen Abendmahlslehre von Berengarius Turonensis, um derentwillen einst eine Synode gehalten worden, ein Buch, dessen Existenz von den Katholiken geläugnet und was verloren gegeben war. Die Ankündigung des Fundes machte großes Aufsehen, Ernesti sprach das oft wiederholte Wort, man sähe hieraus, daß ein guter Humanist Alles zum Besten behandeln könne, und Lessing sei des theologischen Doktorhutes würdig. Der Druck des Buches selbst ist unterblieben. — Alsdann vollendete er hier die Emilia Galotti, die 1772 zum ersten Male in Braunschweig aufgeführt wurde. Mancherlei wurde angefangen, das Meiste blieb liegen, die Biographieen sagen: er war hypochondrisch. Da machte er sich auf, reis'te nach Berlin, vertraute seinen Freunden das Geheimniß eines ihm zugeschickten Manuscriptes, der „Fragmente," ging weiter nach Wien, und machte von dort mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig eine Tour nach Italien. Als er heimkehrte, brachten auch die Mannheimer den Plan von einem Nationaltheater auf's Tapet, und riefen Lessing. Die Verhältnisse erschienen ihm aber nicht einmal so lauter wie in Hamburg, und er befaßte sich nicht damit. So kam das Jahr 1778 heran, und jetzt, nachdem er seine Frau in den ersten Januartagen jenes Jahres verloren hatte, thürmte sich die literarische Thätigkeit. Er hatte jene „Fragmente" herausgegeben, und Goeze machte seinen ersten Angriff in der sogenannten „schwarzen Zeitung" oder den „Ziegraschen freiwilligen Beiträgen."

Jene „Fragmente" nämlich, für deren Verfasser man Lessing hielt, obwohl er sich immer nur als Herausgeber betrug, und für welche sich später der wirkliche Autor in Reimarus, einem Professor am Hamburger Gymnasium, ergeben hat, enthielten einen starken und geistreichen Angriff auf die Aechtheit und Uebereinstimmung der Evangelien. Sie sind ein Hauptbuch des systematisch auftretenden Rationalismus in der protestantischen Kirche, welcher den historischen Theil des Christenthums, wie er im neuen Testamente erscheint, auf Tod und Leben angriff. „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten vom Zwecke Jesu und seiner

Jünger" ist der Titel. Der sogenannte Deismus, welcher die übernatürliche Vermittelung und Offenbarung verwirft, für den Christus ein Mensch, für den die Wunder natürliche, nur unzureichend erzählte Thaten sind, fand in diesen Fragmenten einen Hauptausdruck.

Daß die rationale Richtung im Christenthume nichts Neues war, daß man, aus dem unzweifelhaften Glaubensverbande herauszutreten, bald auf diese, bald auf jene Weise Erklärung und eigene Deutung versucht hatte, das hat sich uns schon vielfach dargestellt. Dieser Selbsttrieb stirbt auch in der abgeschlossensten Welt nicht ab, in ihm liegt der Lebenskeim aller Menschheit, aller Geschichte. Es handelt sich nur immer darum, in wie weit er dreist, selbstständig oder selbstschaffend auftritt, darin unterscheidet sich der Pelagianer, der Scholastiker, der Reformator, der Rationalist. Nach jener Seite hin trat nun hierbei ein neuer Schritt nach Luther ein: Luther berief sich auf die Bibel als auf die Hauptberufung in religioser Frage; der Deismus im achtzehnten Jahrhunderte erklärte jetzt auch die Bibel nicht für fraglose Berufung, er suchte die Entstehungsweise derselben aufzuzeigen, daß sie kein erschöpfender, absoluter Inhalt der christlichen Religion sei. Dies that wenigstens Lessing, und unterschied sich darin mannigfaltig von den beamteten Theologen, mit denen er übrigens im Kriterium zusammentraf. Fesselte sie ihr Stand oder ging ihr Verlangen überhaupt nicht weiter, sie begnügten sich, die inspirirte Darstellung der Bibel, die historische Harmonie derselben zu bestreiten, ließen den äußersten Punkt dahingestellt sein, und stützten sich auf die Bibel nach *ihrer* Deutung. Wir sehen deshalb Lessing auch gegen Semler, gegen Walch schreiben und sehen ihn keineswegs in Uebereinstimmung mit Reimarus, dem Fragmentisten. Als Hauptvertreter der rationalen Theologie führt er gegen Goeze namentlich auf: *Basedow*, *Teller*, *Semler*, *Bahrdt*, die Verfasser der allgemeinen Bibliothek ꝛc. Es ist nicht zu verkennen, daß der feine, wissenschaftliche Geist Lessings, welcher des höheren Strebens eines Spinoza und Leibnitz vollkommen kundig war, welcher sich theilnahmsvoll um Gang und Resultat orientalischer und griechischer Philosophie kümmerte, nicht mit dem populären Vernunftbewußtsein der Rationalisten begnügt blieb. War auch seine Schluß- und Sprechweise zu-

nächst und vorzüglich aus dem Wolf'schen Dogmatismus entsprungen, im Resultate steigerte er sich höher, als das allgemeine Ergebniß dieser Philosophie that, welche in ihrer bloßen Denkformalität dem dürrsten Rationalismus so großen Vorschub brachte.

Sein Streit mit Goeze entzündete sich folgendergestalt. Im Jahre 1778 begann Goeze anonym den ersten Angriff gegen Lessing als den Herausgeber der Fragmente und Theilnehmer solcher Ansichten. Die schwarze Zeitung, worin dies geschah, ist schon genannt, später bediente sich Goeze und sein Anhang auch des Altonaer „Reichspostreuters." Lessing und Goeze waren in Hamburg gute Freunde gewesen, der Hauptpastor hatte dem Dramaturgen die Theilnahme an einem so frivolen Institute, wie das Theater, vergeben, weil dieser Dramaturg sehr gelehrt und in in allerlei ernster Wissenschaft sehr bewandert war. Sie hatten freundschaftlich bei einem Glase Wein vielfach mit einander disputirt. Als die Fragmente erschienen sind, reis't Goeze durch Wolfenbüttel, und will Lessing besuchen, damit man sich mündlich über das schlimme Kapitel auseinandersetze. Er trifft Lessing nicht. Bald darauf schreibt er ihm um ein Buch von der Bibliothek. Lessing vergißt zu antworten. Nun bricht der Hauptpastor los. Friedliebende Literaten glauben, daß der Streit ohne jenes Verfehlen gar nicht entstanden sein würde.

Lessing antwortete zunächst mit einer Parabel: Ein nicht ganz regelmäßig aber fest gebauter Palast, der sich vortrefflich erhielt, macht den späteren Architekten sehr Viel zu schaffen. Man glaubt verschiedene alte Grundrisse zu haben, und jeder beruft sich auf einen davon, und darüber entsteht großer Streit. Plötzlich in einer Nacht bricht Feuer im Palaste aus, — die Kenner retten mit Eifer nur sich und ihre Grundrisse, diese für wichtiger haltend, als den Palast. Statt löschen zu helfen, streiten sie sich auf der Straße mit dem Grundrisse in der Hand, wo es brenne. Unter diesem Streiten wäre der Palast ruhig abgebrannt, wenn der ganze Feuerlärm nicht falsch, und der Schein nicht ein Nordlicht gewesen wäre.

Dann sagt er: „ich habe geschrieben, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen un-

verrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben."

Damit sei nicht, wie der Herr Pastor sage, dem Theologen die letzte unfehlbare Zuversicht genommen.

Goeze wird noch heftiger, und Lessing ruft in dem nächsten „Absagungsschreiben," welches die Feindschaft offen erklärt, die Worte aus: „O, daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer —"

Nun folgt der Kern dieses Streites in „G. Eph. Lessing's nöthiger Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg."

Der Punkt des Streites, sagt Goeze, seien die Fragen „ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" — „was für eine Religion Lessing unter der christlichen Religion verstehe?"

Darauf Lessing: „Ich verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern **Regula fidei.** Diese **Regula fidei** ist nicht aus den Schriften des Neuen Testamentes gezogen. Sie war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testamentes existirte. Sie ist sogar älter, als die Kirche. Sie ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift, und nicht Petrus und dessen Nachfolger. Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehn gestanden, in welchem sie, bei einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen. — Die Laien der ersten Kirche durften

diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte. — Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs. — Nach der **Regula fidei** sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der **Regula fidei** ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden. — Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testamentes nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erörtert und bestätigt worden. — Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen, und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen. — Der Beweis, daß der heilige Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen. — Auf die unstreitig erwiesene Authentie der **Regula fidei** ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der Neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neugewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht. — Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten **Regula fidei** sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden. — Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte. — Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; daß sie, so fern sie mit der **Regula fidei** übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind. — Das Mehrere, was sie über die **Regula fidei** enthalten, ist, nach dem

Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr und fasch sein, kann so oder so verstanden werden."

Für diese merkwürdigen Aeußerungen beruft sich Lessing auf seine genaueste und erschöpfende Kenntniß der Patristik. Diese ganze Partie ist von außerordentlicher Merkwürdigkeit, und es ist eins der großen Literaturräthsel, daß sich die rationalistische Bildung nach Lessing fast nirgends auf sie bezieht. Möge man sich übrigens darüber nicht täuschen, daß Lessing sich bei der Vertheidigung rationaler Religion eines geschichtlichen Momentes bedient. Um einer Partie des Streites zu genügen, mochte ihm das nöthig sein; im Verfolge des Streites stützt er sich nicht eben sehr darauf, und giebt damit zu erkennen, wie es ihm nur um eine nöthige Wendung des Streites zu thun gewesen sei. Ueberraschend in der Literaturgeschichte bleibt es, ihn hier auf dem Punkte zu finden, welcher im Kapitel „Scholastik" da angedeutet worden ist, wodurch Tertullian die römisch-katholische Kirche ihren eigenen römisch-katholischen Glauben abgesteckt und sich darin abgesondert habe von der orientalischen Christenwelt. **Regula fidei** wurde oft kurzweg **fides**, Glaube, genannt, was noch heutiges Tages als „Glaube" in der katholischen Kirche bezeichnet wird. Lessing stellt sich also an den eigentlichen Entstehungspunkt der Kirche, dadurch dem Pabstthume näher tretend als dem Lutherthume, und im Laufe des Streites spricht er das vielgebrauchte Wort selber aus, daß er, dies kritische Moment anbetreffend, lieber einen Pabst als so viel kleine Päbstchen haben wolle. Dies wirft ein Licht über die oft ausgebrachte Verwunderung, daß gerade der katholisch gesinnte Friedrich Schlegel so fleißig und angelegentlich Lessing behandeln und empfehlen mochte. Aber ein Licht, was sehr irre leiten kann. Es war deshalb Niemand entfernter von den sonstigen Konsequenzen der päbstlichen Kirche als Lessing. Der Drang nach einer dichten, poetischen Berufung spricht sich nur darin aus, wie er sich bei jedem Literaten findet, der in einer Prosaepoche die vielfältige und mannigfache Einzelnheit des Kulturstandes schmerzlich empfindet. Die Versuchung liegt diesem Drange allerdings sehr nahe, sich an die Einheit der katholischen Kirche zu schließen, und wir werden dies bald bei einer Dichtungsschule, bei der romantischen, deutlich an den Tag treten sehen. Aber dies ist doch in aller

Geschichte nur ein Werk der Verzweiflung, in eine frühere Einheit zu flüchten, nachdem tausend neue Bestandtheile hervorgerufen sind, welche in die frühere Einheit nicht eingefügt sein konnten. Jener Drang macht dem poetischen Herzen Ehre, aber nicht der historischen Einsicht.

Dazu konnte aber Lessing keineswegs verleitet werden, dessen Herz so wenig rasch und hingebend war, einem klaren, schwer zu täuschenden Verstande gegenüber; und es findet sich auch im Verfolge des Streites die Fülle dessen, was die obige Wendung nur als eine Wendung in's Licht stellt, und das Religionsmoment in die bewußte Empfindung einer wahrhaften, nicht bloß überlieferten Kultur legt.

Goeze wirft ihm natürlich vor, daß in einem deutsch geführten Streite dieser Art viele gute Christen irre gemacht würden, und warum er denn, wenn einmal solcher Rationalismus behauptet sein sollte, nicht lateinisch schriebe? Hierbei zeigt es sich, wie weit Lessing vom sonstigen, humanistischen Dünkel entfernt ist, wie weit er mit Verachtung den lateinischen Ausdruck fortschleudert. Auf das Andere erwiedert er: Solchen Streites Gewinn, auch wenn Viele daran Aergerniß nähmen, „erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kommt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die **paleas levis** fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt. Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will. Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen."

Es erscheint nun ein „Anti-Goeze nach dem anderen, und die späteren werden breit und matt, Lessing verliert die Frische für das Kampfspiel mit einem eintönigen Pastor, und man hat ihm vorgeworfen, daß er zu persönlich und zu grob geworden sei. „Anständigkeit" — sagt er einmal, „guter Ton, Lebensart,

elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter! Aber eben so oft Firniß des Lasters, als der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht!"

Die Verketzerung Goezes wirkte: es ward Lessing im Juli 1778 die Censurfreiheit genommen, und die Braunschweiger Regierung verbot ihm, in diesem Thema weiter zu schreiben. Er dämpfte es, und erweichte es zu seinem Nathan. Dies Drama war schon entworfen und wurde jetzt fertig gemacht, wenn auch nicht in der Weise vollendet, wie es in Lessing's Plane lag. Es war noch auf ein Nachspiel „der Derwisch" berechnet, aber dies und Vorrede und sonstige Zuthat unterblieb, weil Lessing's Körper unterlag. Der geplagte Held wurde müde und schläfrig, die Kraft zum Leben sank. In seinem Nachlasse haben sich noch ein Paar auf den Nathan bezügliche Blätter vorgefunden, darin sagt er, daß eine Novelle des Boccaz, die Geschichte von den Ringen, ihm die erste Veranlassung gewesen. „Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." — „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte darzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt, so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. — Denn beides kann auch ein Mensch lehren, und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen zu verstellen. — „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt werden wird."

Was sich Weiches, poetisch Versöhnendes über den harten Lessing'schen Sinn legen konnte, das liegt in diesem Nathan, eine Wolke wenigstens, wenn der Himmel selbst von Poesie ihm versagt war, ein sonniger Herbstnebel, der auf die Erde herabfällt, liegt auf dem theologischen Grolle dieses Nathan, und nur selten

rieselt solch ein rascher Aergerbach hervor; im Munde des Laienbruders erkennt man den Pastor Goeze, wenn der Patriarch geschildert wird, um die Lippen Nathan's spielt der wehmüthige Zug des kranken Moses, der seinen unverbesserlichen, aber stets gleich geliebten Lessing in Wolfenbüttel mehrmals besuchte, Nathan's, erschüttert durch all den Schmerz, welcher von einem unter Christen lebenden Hebräer ausgeht. Dieses schmerzliche Lächeln ist's, wo Lessing dicht an die Poesie hinantritt, nicht die Ueberlegenheit Nathan's aller positiven Religion gegenüber; jenes Lächeln ist eine der Linien, wo sich Mensch und Gott berühren, wo sich die Erde nach dem Himmel ringt, indem sie sich schmerzreich auf einen höheren Standpunkt erhebt. In Nathan's schmerzlichem Lächeln ist dem schon todeskranken Löwen jener Hauch von Poesie gekommen, nach welcher ein spröder, scharfer Geist ein ganzes Menschenalter gefochten, in allerlei Heeren gefochten hatte. Diesen Heeren, diesen philologischen Soldaten war es wenig oder gar nicht um den Frieden zu thun, aber Lessing ging eigen und allein tiefer in den Kampf, und so kam ihm just aus dem persönlichsten Ringen ein Hauch wirklicher Poesie, wie in seinem ganzen übrigen Lebenslaufe.

Er trieb es dann nicht mehr lange, der Lebenskeim verpuppte sich in ihm, überall befiel ihn Schlaf, selbst in der muntersten Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1780 schreibt er an Moses: „wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Aber ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Er versuchte noch eine Reise nach Hamburg, um aufzuleben,

er ging nach Braunschweig, um mehr Umgang und Anregung zu haben; umsonst, er war hin! die Brust ward eng, versetzte ihm den Athem, und bald den Tod erwartend, bald wieder hoffend, verbrachte er die ersten Winterwochen des Jahres 1781. Am Abende des 15ten Februars überfiel ihn die Stickung auf einmal so heftig, daß er sich und seinen Freunden unvermuthet, rasch den Geist aufgab.

Sein Tod wurde bald ein Pfaffenmährchen, worin jeglicher böse Geist sein Spiel trieb, in Wahrheit überraschte er ihn kahl und einfach; wie eben gesagt ist, Lessing war mürrisch, und wenn ein leidlicher Augenblick eintrat, muthig, wie er das Alles immer gewesen war. Leisewitz war Viel um ihn während der letzten Tage; Lessing mochte ihn gern, und hoffte viel von dessen dramatischem Talente, was im „Julius von Tarent" ihm stark angekündigt schien.

Aus der Wolfenbüttel'schen Zeit stammt noch „Ernst und Falk, Gespräche über Freimaurerei," worin über diesen Orden dialektisirt ist, und worin sich auch die Behauptung findet, daß die alte Masoney verloren und eine populäre free masonry von dem englischen Baumeister Wren zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an die Stelle gesetzt worden sei. Ursprünglich wäre die Masoney eine deutsche Sitte, die durch die Sachsen nach England gekommen, der Name sei von Mase eine „Tafel," die „runde Tafel" sei die älteste Masoney gewesen. In das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert falle die Hauptblüthe, denn nach Aufhebung des Ordens habe sie heimlich fortbestanden, und zu Wren's Zeit, welcher die Paulskirche baute, in der Nähe dieses Bau's ihre Versammlungen gehabt. Der vielen Nachfrage auszuweichen, ließ er die Voraussetzung bestehen, als wäre sie eine Masoney, eine Gesellschaft von Baukundigen, welche über die Kirche berathschlagte, ja am Ende bildete er diesen exoterischen Theil zu einer wirklichen Gesellschaft, „welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe," und worin einige Grundsätze der alten Masoney webten; daraus sei die jetzige — da bricht Lessing das Gespräch ab. Er war in Hamburg selbst Freimaurer geworden.

Sein Bruder Gotthelf hat die Schriften gesammelt, und ihm und dem höchst sorgsamen Eschenburg verdanken wir eine sehr vollständige Gesammtausgabe, die neuerdings wieder 1825 — 28

zu Berlin in 32 Bänden erschienen ist. Unverarbeitetes, Studien, Andeutungen sind darin so reichlich gegeben, daß jeder Bildungslustige Stoff und Anregung auf Jahre findet, man sieht in die Werkstatt dieses gelehrten und rastlos forschenden Mannes, ein Torso um den anderen, wie „das Leben des Sophokles," Glossarien, Sprach- und Lexikonthätigkeit, kritische Forschung aller Art, philosophische Kapitel, besondere Leibnitz'sche Punkte betreffend, wie „die Ewigkeit der Höllenstrafen," „die Dreieinigkeit" überraschen und fesseln den Literaturfreund. Darunter ist noch vor allen auszuzeichnen „Die Erziehung des Menschengeschlechtes," worin sich Sätze finden, welche seiner Zeit in tiefster Weise vorgreifen, z. B. §. 85: „Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind."

Dieser letztere, durch Kant herrschend gewordene Satz, war in Lessing schon tief empfunden; Kant's Kritik der reinen Vernunft erschien erst in Lessing's Todesjahre 1781. Es geschieht dabei wie immer: aus dem Besten und der Gesammtheit einer Epoche dichten sich Grundsätze zusammen, welche das Genie in eine überraschende Verbindung bringt, nichts ist allein, nicht einmal der Held der Thaten, viel weniger der Held des Gedankens.

Somit wäre denn das Wirkungsfeld Lessing's umschrieben, und man vergegenwärtigt sich leicht, wie gesetzgeberisch eine solche Erscheinung wirken konnte. Die Grundsteine unserer klassischen Literatur ruhten darin. Die Worte Alterthum, Theater, Theologie, Prosa sind es, um welche sich die Wirksamkeit wendet: er lehrte und bewies eine genaue und wahrhaft praktische Kenntniß des Alterthums, er eroberte dem Theater das wirkliche Interesse; seine Theilnahme am Alterthume verführte ihn nicht, ein erkünstelt klassisch Wesen geltend zu machen, sondern das wahrhaft Bewegende einer andern bürgerlichen Welt, seine bürgerliche Welt ergriff er. Wenn es sein „bürgerliches Trauerspiel" im Allgemeinen, wenn es seine Minna von Barnhelm nicht erweis't, die das eben noch klingende preußische Kriegsleben

aufnahm, so zeigt es sich in der Art deutlich, wie Emilie Galotti entstand. Der Stoff jener römischen Virginie lag ausgebildet vor ihm, aber er hielt es für besser und wirksamer, eine moderne Emilie aus ihr zu machen. Zum Dritten riß er die abliegend starrende Profession der Theologie starken Armes in das Interesse und die Besprechung einer modernen Kultur, jegliche Geistesthätigkeit ward daran in Wirkung gesetzt, um ein theologisches Bewußtsein zu erschaffen, wie es dem aus seiner Zeit gebildeten Menschen gemäß, und darum lebendig sei.

Endlich verhandelte er dies Alles in der natürlichen, einfachsten und doch nachdrücklichsten Sprache; seine Prosa, ungeschmückt, scharf und rasch, war eben so ein ächter Ausdruck seiner inneren Welt, wie die Ansichten und Thaten selbst es waren, welche er damit an den Tag legte. Die stürmische Eile in ihr, womit sie, besonders in dem Kampfe mit Goezen auftrat, die geschmeidige Behendigkeit, die simple und doch kräftige Wendung war in der deutschen Sprache unerhört, — man ermesse, wie treffend das Alles in eine neue Literatur dringen mußte. Zum erstenmale ging man bewußt im Studium der Alten umher, stellte man sich bewußt über die äußerliche Nachahmung der Franzosen, ward man sich eines unendlichen eig'nen Feldes bewußt, worauf zu schaffen und zu bilden sei.

Allerdings gebrach noch die poetische Einigung in ihm, allerdings steigerten sich die starken Urtheilskräfte noch nicht zu einer allgemeinen, positiven Einigung, so daß man auch nur von einer Lessing'schen Prosa sprechen könnte, allerdings bewegte er sich nur in des verständigen Gedankens Räumen, und eine weit greifende, den Himmel herabziehende Macht war ihm nicht vergönnt, er war ein fest irdischer Mensch, seinen gesunden Schlaf hat nie ein Traum gehoben, er kannte, seiner eigenen Aussage nach, dies Element gar nicht. August Kahlert berichtet neuerdings, daß Lessing seine Gedichte in Prosa entworfen habe.

Aber all dieser besonnene Anfang war unserer Literatur sehr heilsam, die sich noch oft genug bereit gezeigt hat, in die haltlose Schwärmerei lockerer und hingebender einzugehen, als es für brauchbare Resultate förderlich ist. Der stählerne Lessing an der Pforte unserer modernen Literatur, die so oft noch auf- und

zugeschlagen wird, war passender, als eine aus weicherem Metalle und sanfter klingende Figur.

„Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen seiner Eigenthümlichkeit selber — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlsausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und Prachtglanz der Phantasie, — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Wendungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stromes, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Widerpralllichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und so gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessing's, aber aus Armuth an Geist, ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach als voran zu stellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen, und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen."

So sagt Jean Paul, der über den Stil Anderer so fein fühlte, und nur seinen eigenen nicht schön machen konnte. Lessing ist diesem aufmerksamen Dichter, der Alles las, von außerordentlicher Bedeutung gewesen, und es muß deshalb noch Einiges aus seinen Bemerkungen mitgetheilt werden. Aus Lessing's Stile führt er sehr richtig an, daß er die Hilfszeitwörter „haben" und

„sein" da weglasse, wo sie nur verlängern, nicht bestimmen, und führt merkwürdigerweise folgenden Satz zum Beispiele eines wohllautenden Ausganges an: „Man stößt sich nicht an einige unförmliche Pfosten, welche der Bildhauer an einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen."

Lessing hat nicht leicht einen übler ausgehenden Satz geschrieben, vier „en" hintereinander, darunter drei gleichmäßige Infinitivtrochäen, was kann eintöniger schleppen? Er braucht die Infinitive meisthin in solcher selbstständigen Weise, die jetzt wieder aufgegeben ist, und mitunter zeigt sich das ganz wohltönend; zwei gleichfallende Worte neben einander mögen angehen, es liegt dann eine Bewußtheit darin, welche durch Betonung Reiz erhalten mag. Wird dies Regel, so ist's schon mißlich, man will nicht so oft zur Betonung genöthigt sein; ohne Betonung schleppt die Figur stets; was Zweien wohl steht, wird bei dem so leicht hinzukommenden Dritten eine Mißgestalt, und so hilft die ganze Form wenig, so lange wir nicht von unsern Infinitiven erlös't sind, die alle gleichmäßig ausgehen, oder wenigstens die Participia auf „en" durch andere, fest endende ersetzt haben.

Viel zustimmender ist eine andere Stelle Jean Pauls über Lessing aufzunehmen, wo er ihn dem rastlosen, und im Verstandesbereich so scharfsinnig aufräumenden und verräumenden Bayle an die Seite stellt: „In der Philosophie gehört zwar Bayle gewiß zu den passiven Genies; aber Lessing — ihm in Gelehrsamsamkeit, Freiheit und Scharfsinn eben so verwandt als überlegen — wohin gehört er mit seinem Denken? — Nach meiner furchtsamen Meinung ist mehr sein Mensch ein aktives Genie als sein Philosoph. Sein allseitiger Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte. Auch seine geistreichsten Darstellungen mußten sich in die Wolfianischen Formen gleichsam einsargen lassen. Indeß war er, ohne zwar wie Plato, Leibnitz, Hemsterhuys ꝛc. ꝛc. der Schöpfer einer philosophischen Welt zu sein, doch der verkündigende Sohn eines Schöpfers und Eines Wesens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Besonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philosoph, wie Plato im positiven, und glich dem großen Leibnitz darin, daß er in sein festes System die Strahlen jenes Fremden dringen ließ, wie der schimmernde

Diamant, ungeachtet seiner harten Dichtigkeit, den Durchgang jedes Lichtes erlaubt, und das Sonnenlicht sogar behält."

Herder giebt im zweiten Theile seiner „zerstreuten Blätter" eine Charakteristik Lessings, worin rasch und nachdrücklich Lessings Wirksamkeit geschildert wird. Es heißt darin, Niemand habe in Sachen des Geschmacks mehr auf Deutschland gewirkt als Lessing — „am meisten übertraf er alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung nud Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinne seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing Deutsch geschrieben, und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglicher als Luther und Lessing?" — Es folgt nun eine Aufzählung der Lessing'schen Thätigkeit, worin auch für den vorliegenden Zweck eine kurze Uebersicht wiederholt werden kann, damit man noch einmal die ganze geharnischte Figur des gewaltigen Mannes vor sich sehe. „Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen." — Theilweise hat er diese mannigfaltigen Sachen später um- und ausgearbeitet, besonders die Fabeln, welche er in Prosa gab, und über deren Bedeutung und Wesen er mit Bodmer in Streit gerieth. „Der blanke männliche Harnisch" — sagt Herder — „kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern und Männern insbesondere lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen der Fabel, die er beifügte. Unstreitig ist dies die bündigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie wie hier über die Fabel, wie nachher über's Sinngedicht, wie in der Dramaturgie über's

Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn und schönem Ausdrucke in einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren." — Der Fabelstreit mit Bodmer wendete sich im Wesentlichen darum, daß Lessing für eine vorgeschriebene Zeit feinere Beziehungen verlangte, eine plumpe populäre Moral nicht für hinreichend erachtet, und das ganze Genre erhob, wobei denn zunächst die allgemein verständliche Anschaulichkeit verloren gehen mußte. Eben so drängte er seine Sinngedichte in's Feinere. „Lessing's Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung." — „Aber sein Haupttalent, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat, es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender und forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewiesen." — Es werden nun zunächst die „Literaturbriefe" sehr herausgehoben, es wird aus Lessing citirt, welch eine große Wichtigkeit dieser dem Diderot beigelegt. Lessing sagt, daß dieser Franzose den stärksten Einfluß auf seine Bildung des Geschmacks gehabt habe, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als Diderot. „Von wem gilt das reichlicher" — setzt Herder hinzu — „von Diderot oder von Lessing?"

Bei Gelegenheit des Fragmentisten kommt die merkwürdige Stelle Herder's, die heute noch nicht genügend beachtet ist: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick ist mir indessen ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten, oder über

ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil er Stellen eines Buches, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll." —

Eine neuere Bezeichnung von Lessing's philosophischer Welt sagt interessant: Seine Philosophie ist eine Zusammenbildung von Leibnitzens Poesie und Spinozens Prosa mit einem sichtbaren Uebergewichte des letztern Elements über das erste. Dabei blieb er doch ein Eiferer für wissenschaftliche Vereinigung von Geheimniß und Begriff. — Was Friedrich Schlegel, besonders in der sechzehnten Vorlesung seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur „über ihn sagt, ist von dem bereits katholisch gewordenen Romantiker nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er will die wichtige Figur Lessing's für seine Beweiswelt nicht verlieren, und dichtet wissenschaftlichen Drang, der Lessing vom oberflächlichen Rationalismus ableitete, gern in religiosen Drang um. Daneben finden sich freilich auch die besten Bezeichnungen, zum Beispiele: Lessing's Kritik geht mehr auf die Grundsätze, als auf die Charakteristik des Vollkommnen, und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Ueber den Vorwurf, Lessing sei Spinozist gewesen, sagt Schlegel, Lessing habe an die Seelenwanderung geglaubt, etwas, was mit Spinoza unverträglich.

So eben, 1838 beginnt eine neue Gesammtausgabe Lessing's, die Lachmann besorgt.

Von diesem Hauptführer in ein neues kritisches Bewußtsein muß man sich nun zu der Gruppe wenden, welche sich näher oder entfernter um ihn reihte, zu den Moses, Eberhard, Nicolai, Abbt, Engel, Sulzer, Garve, Möser, welche mit schwächerer oder anderer Kraft, aber rastlos und redlich den Versuch betrieben, wie in populärer Weise höhere Bildung gepflegt und gefördert werden könne. Fern in Italien verfolgt Winkelmann mit seinem Freunde Mengs das Ziel einer Kunsttheorie in höherem

Stile, und weckt ein eigenthümlich Reich des feinen Schönheitsgedankens, was in unsern größten Dichtungstalenten lebendig verarbeitet wird. So breitet sich immer weiter und dichter der Wald einer neuen Literatur aus neuem Anfange und Gesetze, Wieland schreibt schon lange, Herder schreibt, Goethe ist in seiner Jugendthätigkeit.

Moses und Nicolai sind als Freunde Lessing's schon erwähnt. Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtchen eines Sophers, eines Schreibers der Zehngebote und Schulmeisters, und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit einem wahren Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, ja sogar des schweren Werkes von Maimonides „More Nebochim, des Führers der Irrenden." Dieser Maimonides, aus Cordova gebürtig, hatte im zwölften Jahrhunderte in Aegypten die große Reformation des Judenthums eingeleitet, den Talmud auf eine scharfsinnige Weise erklärt, und die sogenannte moralische oder rationale Erklärungsweise geltend gemacht, was beim Alten Testamente ein so folgenreicher Schritt wurde: „Er sah Gott" hieß es nach Maimonides „er erhielt einen Begriff von Gott, er erkannte Gott." Diese rational moralische Weise, welche innigst mit dem Zeitgeiste Mendelssohns zusammentraf, drang mit dieser Lectüre früh in den Knaben, und förderte einen Eindruck auf die jüdischen Glaubensgenossen, welcher im modernen Judenthume eine Epoche erzeugt hat. Man kann sagen: Maimonides zum ersten, Mendelssohn zum zweiten Male belebten das Judenthum dadurch, daß sie es trotz aller nationalen und klauselreichen Absperrung in die europäische Bildung hineinhoben. Nicht deshalb ist der Jude unverwüstlich geblieben, ja neuerer Zeit zu einer unerhörten Wichtigkeit gediehen, weil er sein Judenthum strenge festhielt, nicht deshalb, sondern weil er zu diesem Mittelpunkte stets auch das Bildungsmoment der Zeit brachte. Obwohl die Mehrzahl der Juden, die jetzt auf dem ganzen Erdboden an neun Millionen betragen, bornirt orthodox erscheint, so ist doch durch die großen Reformpunkte in Maimonides und Mendelssohn das

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Judenthum ein eben so beweglicher Anhalt geworden, wie das Christenthum, und man darf just deswegen nicht voreilig eine Auflösung dieses Stammes erwarten. Was seit Mendelssohn Wichtiges in deutscher Literatur erschienen ist, das haben sie in ihre Sprache übersetzt, nicht nur Schiller und Goethe, sondern auch Klopstock's Messias, und jetzt ist Hegel an der Reihe. Mendelssohn selbst ward in vorgerückterem Alter in dieser Reformrichtung bedenklich, beschwichtigte, warnte. Das Buch „Jerusalem ꝛc." ist Zeugniß hievon. Neuester Zeit ist in dem Reformpunkte das Mannigfaltigste geschehen, Riesser ward ein hochgeachteter Repräsentant bürgerlicher Vereinigung mit den Christen, es ist sogar ein ausgedehntes Journal des Judenthums entstanden.

Unter den kümmerlichsten Entbehrungen rang der körperlich schwach ausgerüstete Moses in Berlin, wohin er mittellos im vierzehnten Jahre gegangen war, nach Wissenschaftsmaterial. In einer Dachkammer wohnte er, und nur ein Paar Mal in der Woche hatte er bei einem mildthätigen Glaubensgenossen freien Mittagstisch. Ein verfolgter polnischer Jude, verfolgt wegen religioser Freimüthigkeit, lehrte ihn in seinem melancholischen Jammer Mathematik und Disputirkunst; nach langer Sparniß erschwang Moses beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein lateinisch Lexikon. Damit lehrte er sich Latein, während ein Bekannter ihm täglich beim Vorübergehen eine Viertelstunde schenkte, um die nothdürftigste Anleitung für Grammatik und Lexikon zu geben. So aus dem Aermlichsten herauf entwickelte sich ein geschulter Geist, der in Verein mit einem weichen schönen Herzen nicht nur auf seine Glaubensgenossen, sondern auch auf unsere Literatur den wohlthätigsten Einfluß gewann. Er gerieth in die Handlung des Seidenhändlers Bernard, erwarb sich bald eigene Theilnahme an der Handlung, schuf sich eine gute, bürgerliche Existenz und den lieblichsten Familienkreis, welcher allen Freunden offen stand. 1754 kam er mit Lessing zusammen, dem er als vorzüglicher Schachspieler empfohlen war; durch ihn ward er in die Thätigkeit für unsere Literatur gerissen. Lessing ließ das erste der „philosophischen Gespräche" von Moses hinter dessen Rücken abdrucken, weil sich die Schüchternheit dieses bescheidenen Menschen nie dazu ermuthigen wollte. Nun war er

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

bei Nicolai's Zeitschriften vielfach thätig, und was in der Korrespondenz dieser Männer mit so viel Eifer verhandelt wurde. Zweck und Ort des Trauerspiels und Aehnliches, das gewann immer irgend eine Form für Nicolai's Blätter, und ging so über in die allgemeine Besprechung oder Ansicht.

Bei diesem ersten Versuche, neue Kritik zu begründen, drang man natürlich nicht überall auf den höheren Formpunkt, wo äußere Form und innerer Gehalt zusammengehen; man mußte anfangen, und es ist freilich dem jetzigen Literaten leicht, jene vereinzelten Anfänge zu übersehen. Lessing gab in verständiger Deutung außerordentlich auf Aristoteles; Ramler berief sich auf Batteux, Andere citirten Homes' „**elements of criticism**," Moses, welcher sich mit einzelnen Seelenthätigkeiten viel befaßte und „Briefe über Empfindungen" herausgab, lenkte gern all solche ästhetische Untersuchung auf ein Zergliedern der Empfindungen. Er hielt sich ganz an das übel bezeichnende Wort Aesthetik, welches in der Wolfischen Zeit sammt dieser Wissenschaft aufkam, und die Wissenschaft des Sinnes, des Empfindens bedeutet, von vornherein also den eigentlichen Punkt verfehlte. Denn diese Empfindungen sind es nicht, um welche es sich bei einer Wissenschaft handelt, die hier gemeint wird, sondern das Verhältniß der Erscheinung ist's, und zwar das schöne Verhältniß wird gesucht, in welchem die Empfindungen eine Rolle spielen, aber nicht Erfüllung und Ende sind.

Die Empfindungen nämlich sind gemeint, welche ein Kunstwerk erregen soll; man beschäftigt sich also mit der einzelnen, verschiedenartigen Wirkung, welche hervorgebracht wird, und es entgeht damit das eigentliche Wesen, der Inhalt selbst geht verloren, man begnügt sich mit Abspiegelungen des Wesens.

Diese immer sehr förderlamen Untersuchungen, ob Furcht, ob Mitleid und in welcher Art sie erregt sein sollten, sind besonders auf Moses Mendelssohns Anregung und Thätigkeit zu setzen. Seine zwei Theile philosophischer Schriften enthalten meist derartige ästhetische Abhandlungen. Dann sind „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" — „Jerusalem, oder über religiose Macht und Judenthum" — Uebersetzte Psalmen — „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" als seine Hauptwerke anzuführen. In üble Situation, die auf seinen

schwachen Körper höchst nachtheilig einwirkte, brachten ihn zwei Schriftsteller, die in jener popular philosophischen Zeit vorzugsweise christliche waren, Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi, Jener, welchen die kleine, am Rückenweg schief gebogene Figur, der braune Kopf mit der Adlernase, dem scharfen Auge, dem sanften Munde, den schwarzkrausen Haaren physiognomisch sehr interessirte, welcher von der milden, überfließend liebevollen Gesinnung des weichen Moses bezaubert wurde, drang ungestüm auf Uebertritt zum Christenthume, verstand das feine Sokrates-Lächeln nicht, und gab ihm am Ende in seiner zudringlich-enthusiastischen Manier schwer wirkendes Aergerniß. Des armen Moses Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte so erschüttert, daß der Arme fast gar keine Nahrung zu sich nehmen, und auch geistig lange Zeit kein Interesse hegen und pflegen, nicht einmal mit Freuden aussprechen, oder gar aufschreiben durfte. Die körperliche Diät hielt er großartig, die geistige nicht, aber Zumuthungen wie Lavaters, Streit und Kampf, wie das Andrängen Jacobi's erzwang, warfen ihn darnieder. Jacobi trat nach Lessings Tode mit der Behauptung auf, der Verstorbene sei „wirklich und in der That ein Spinozist gewesen." „Die Beweise" — sagt Moses — „sollen in einem Briefwechsel zwischen ihm, einer dritten Person, und mir enthalten sein, den er dem Ketzergerichte im Publikum vorlegt." — Außerdem beruft sich Jacobi auf die oben schon angedeutete Unterredung mit Lessing in Gleims Hause.

Unter Spinozist verstand man damals einen Gotteslängner; dieser Philosoph, welcher die Gottheit so großartig aufgefaßt, wurde in herbster Deutung verkannt. Nebenher war von dieser Beschuldigung auch ein kleiner Schimmer auf Moses selbst abgefallen. Dieser bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den innigeliebten Freund, den hochverehrten Mann, seinen Lessing, der ihm die Literatur erschlossen, den wollte Moses nicht verunglimpft sehen, und er schrieb noch ein Büchlein „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings." Darin behandelte er den sanguinischen Jacobi, welcher in philosophischen Sachen dem Glauben manche Beweiskraft zutheilte, mit jener feinen mathematischen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Mischung von Geistes- und Herzenskraft,

die ihm zu Gebote standen. Aber das Büchlein warf ihn ins Grab, die Aufregung seines kranken Zustandes war gesteigert; als er es zu dem gemeinschaftlichen Freunde und Verleger, zu Herrn Voß trug, erkältete er sich zu Tode und erlosch wie ein Licht fünf Jahre nach seinem Freunde d. 4. Januar 1786.

Engel schrieb dem Büchlein eine rührende schöne Vorrede. „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren habe, das wissen alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde dadurch erlitten! Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes: nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters!“

Die Frage selbst ward freilich durch den übertreibenden Jacobi und den hierbei etwas muthlosen Moses nicht entschieden, in wie weit Lessing wirklich an Spinoza's Systeme Theil genommen habe. Besonders aus der Breslauer Zeit findet sich viel Polemisches in Lessings Briefen und Papieren gegen Spinoza, und der Vorzug und die hohe Stellung, welche er Leibnitz einräumt, tritt da und an vielen anderen Orten siegreich vor. Was erst jetzt zu Stande kommt, eine Aufsuchung der Leibnitz'schen Werke auf der hannöver'schen Bibliothek, hatten beide einmal im Auge, da Moses im November 1777 in Hannover war. Dennoch fehlt es bei späteren Aeußerungen Lessings nicht an einzelner Spur, daß er mehr als sonst Spinoza würdige, wenn er auch den Jacobi selbst in Bezug darauf nur gehänselt haben mag.

Johann Christoph Nicolai 1733 — 1811 ist schon öfters erwähnt. Dieser Berliner Buchhändler, welcher höchst wißbegierig und fleißig sich selbst unterrichtete, und sich aneignete, was nur anzueignen war, ist bei den Poeten späterer Zeit tief in Ungnade gerathen. Er gilt für den nüchternsten Mittelpunkt der sogenannten Aufklärungsperiode, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Menschen von allem Wunderbaren und Unbegreiflichen zu befreien suchte.

Dies Thema und dieser Mann ist mißlich anzufassen, ein kleiner Schritt mehr, ein kleiner Schritt weniger kann dabei Unterschiede und Gegensätze erzeugen von weitester Kluft, die beste Bestrebung und die äußerlichste Frivolität sind dabei betheiligt, und man verwechselt sie gar zu leicht. Die Aufgabe ward allgemein und wurde anerkannt, sich eine neue Kritik aller Dinge zu bilden, Glaube und Lehre aller Art setzten sich auseinander, das Bestehen flüchtete sich in den Kreis jedes Einzelnen, die Gemeinsamkeit fehlte, und das Talent aller Art holte auf dem weitesten Wege aus, dahin zu kommen. Was Wunder, daß der beste Wille manches Einzelnen bisweilen zu weit rechts oder zu weit links treten mochte.

Das begegnete denn auch Nicolai, er trat besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens etwas stark auf die platt nüchterne Seite der Bildung, er hatte sich in die Popularphilosophie, welche die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, gar zu stark eingenistet, vermochte es nicht mehr, höhere Standpunkte zu erkennen und zu würdigen, und rief manches platte Wort in hohen Schwung und hohe Bestrebung hinein. Goethe ward ihm zu hoch, Kant ward ihm zu hoch, die neue Romantik schien ihm ein sehr kindischer Aberglaube.

Dabei bleibt er ein braver redlicher Mann, welcher unermüdsam thätig Gutes zu wirken gestrebt, dabei bleibt seine nüchterne Opposition eine heilsame, dabei hat sein oft übertriebener Argwohn gegen alles Geheime, seine Warnung vor Aberglauben, Jesuiten, verborgenen Gesellschaften, gegen Vernunft- und Freiheitgefahr manche Uebertreibung seiner Gegner abgewendet, und er bleibt eine lobenswerthe Figur. Wenn nichts anderes, so spielt er in der letzten Hälfte seines Lebens den Rechenknecht, an welchem alle Geistes- und Herzenserfindung ihre Probe macht.

Die Art, wie er Schriftsteller wurde, hat viel dazu beigetragen, daß er sich als Vertreter des nüchternen Popularverstandes erwies, eben so seine Heimath Berlin, und der Ton, welcher unter Friedrich dem Großen herrschte. Neben dem Kleistertopfe und dem mechanischen Geschäfte eines angehenden Buchhändlers suchte er sich mühsam Kenntniß und Bildung zusammen, und es war Verdienst genug, und Zeichen tüchtigen

Sinnes genug, daß er 1755 mit „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" Aufsehen machen, und die Theilnahme Lessings erwerben konnte. Wie dieser, den eine gründliche Schulbildung unterstützte, verwarf er Gottsched und Bodmer zugleich, während sich noch alle übrige Welt dem Einen oder dem Andern anschloß.

Im Verband mit Lessing und Mendelssohn wurde er, so lange diese lebten, in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, man sieht es hier nur gar zu deutlich, wie viel ein kleiner Schritt mehr oder minder thut. Wie sehr diese selbst Vertreter eines gewissen Rationalismus, einer einfach verständigen Deutung waren, in die sogenannte Aufklärerei verfielen sie nicht, und Nicolai erhielt sich immer noch in einem leidlichen Maaße. Seine Zeitschriften wurden zwar das verschrieene Organ der schonungslosen Vernünftigkeit, aber sie hielten sich doch in einem höheren Stile, als derjenige war, welchen Nicolai später allein anstimmte. Als er den Werther travestirte und die „Freuden des jungen Werthers" herausgab, da war Goethe blutjung, Lessing selbst hatte sich etwas prosaisch darüber ausgedrückt, man nahm es hin, und die junge geniale Welt machte Epigramme darauf. Alle übrige Welt, man muß dies nur niemals vergessen, kam noch selten oder gar nicht davon los, daß die schöne Literatur doch immer etwas von Belehrung, von Moralischem, Beispielartigem haben müsse. Das mußte sich ganz anders ausnehmen, als Nicolai's Stützen, mit denen er Woche um Woche im lebhaftesten Verkehr war, als Lessing und Moses in's Grab sanken, Abbt dahin starb, Engel, Garve, Möser starben, und er immer noch da blieb, und draußen eine geniale Welt ihre dreisten Flügel schwang. Es konnte da nicht ausbleiben, daß er manches unnütze, von der Poesie und höherer Möglichkeit verlassene Wort sprach.

Seine schon oft berührten Zeitschriften, welche wahrhaft ein Theil deutscher Literargeschichte sind, erschienen in dieser Folge: 1) Bibliothek der schönen Wissenschaften 1757 — 60, 4 Theile, welche Lessing im Druck korrigirte, ohne sie mit Beiträgen zu versehen, 2) Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1761 — 65, 24 Theile. Dies sind die sogenannten Literaturbriefe, für welche Lessing sehr viel schrieb. 3) Allgemeine deutsche Bibliothek

1765 — 92, mit ihrem Anhange 128 Bände, worin ein Aufsatz über Theokrit von Lessing. 4) Neue allgemeine deutsche Bibel, 1800 — 05, 62 Bände.

Eigene Bücher Nicolai's sind: „das Leben und die Meinungen des M. Sebaldus Nothanker" 1773, gegen die Orthodoxen und die Verketzerung von diesen gerichtet, ferner „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen" gegen die auftauchende kritische Philosophie 1798, mit welcher Nicolai durchaus nicht in Einklang kommen konnte. Wir sehen hier immer Romane und dergleichen ästhetische Produkte, die für einen polemischen oder praktischen Zweck abgefaßt werden. Von einem rein dichterischen Drange, von einer That freier Phantasie, eigenthümlicher Begeisterung ist nicht die Rede. Sebaldus Nothanker machte dem Publikum viel zu schaffen, und ebenso wurde die Reisebeschreibung, welche er 1783 herausgab, und die Deutschland und die Schweiz sammt allem dem betraf, was an Meinung und Bildungsmoment an diesem und jenem Orte aufgegriffen wurde, Gegenstand lebhafter Bewegung. Man muß auch hierbei zugestehen, daß die lebhafte, mannigfache Art, so etwas aufzufassen und darzustellen vollkommen neu war, und daß die praktische Richtung Nicolai's darin eine frische Aeußerung fand. Seine „philosophischen Abhandlungen" mußten von geringerem Belang sein, desto passenderes Terrain fand er in Beschreibung des ihm nahe Liegenden, der Residenzstädte Berlin und Potsdam, wozu ihm der Minister Herzberg die Archive öffnen ließ, und in Charakteristik Friedrich's des Großen. Von Nicolai datiren die authentischen Anekdotenbücher, welche das Wahre vom Falschen absonderten, und der vielgesuchten Anekdotenliteratur Friedrich's die beliebte Gestalt gaben. — Auch daran nahm sein prosaischer Sinn groß Aergerniß, daß alte Lieder ohne besondere Auswahl gesucht und gepflegt wurden, er veranstaltete deshalb einen „feinen, kleinen Almanach von Volksliedern," und es war natürlich, daß sich der poetische Sinn mit Nikolai's Kritik nicht immer zufrieden zeigte. — Im Biographischen hat er die meisten seiner Freunde bedacht: Kleist, Abbt, Möser, Engel, Teller, Beiträge zur alten und neuen Berlinischen Monatsschrift reichlich gegeben, Briefwechsel gesammelt und durchweg wie ein fleißiger Bürger gearbeitet. Die „Geschichte eines

dicken Mannes" und „Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S." scheinen vom Publikum nur schwächere Aufmerksamkeit gewonnen zu haben.

Der alte Mann, welcher später ein Auge verlor, welcher mit seinen 78 Jahren bis tief in die Napoleonszeit herein lebte, hat sich natürlich wie eine kahle Ruine ausgenommen, da er aus einer Zeit stammte, wo sich eine neue Kritik erst zu erzeugen begann, und in eine Zeit hinein reichte, wo aus der kritischen Bestrebung eine reich strömende, hoch greifende Welt erwachsen war, für welche ihm Sinn und Verständniß abging. Die Natur hat ein eigen Spiel mit ihm getrieben: er, der Nerven wie Stricke besaß, wird 1791 einmal krank, und es erschienen ihm, der gegen alle phantastische Erscheinungen so zu eifern pflegte, bei vollem Bewußtsein mehrere wunderbare Phantasmata. Ganz seinem Charakter getreu, trug er dies später der Akademie der Wissenschaften redlich vor, behielt aber seine nüchterne Ansicht eben so redlich und treu bis an seinen Tod. Er war Mitglied dieser von Leibnitz gegründeten Akademie, zu welcher auch Lessing gehörte, und zu der auch Mendelssohn gewählt war. Friedrich II. hatte des letzteren Wahl nicht bestätigt, ein Vorfall, der Nicolai viel Kummer machte. In seinen Briefen ist er höchst redselig, beflissen, lehr- und lernbegierig und schreibt stets fünfmal so viel an Lessing als Lessing an ihn.

Es wird Manchen überraschen, daß Nicolai auch Musik betrieben, sogar komponirt hat. Indessen ist diese Kunst ja auch neben ihrer schwingenden Innerlichkeit so sehr eine Sache verhältnißmäßiger Berechnung, daß sie von Leuten betrieben wird, die nicht eben Musik in sich haben, daß sie von Leuten befeindet wird, die nicht so ganz sangverlassen sind, und denen nur darin ein Anstoß liegt, daß mit bloßem Griffe, ohne geschlossenen Gedankengang eine angenehme Wirkung hervorgebracht werde. Lessing, seiner mathematischen Studien eingedenk, hat sie auch einmal zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht, und doch begegnet in den antiquarischen Briefen eine herbe Stelle. Bei Anführung des Antisthenes, der die Flötenspieler unsittliche Personen nennt, spricht auch Lessing von der Musik als einer „nichtswürdigen Kunst," und läßt es dahin gestellt sein, ob ihm allein dieser Ausdruck, oder zur kleineren Hälfte dem Antisthenes mit

zur Verantwortung überlassen sein solle. Das Wort nichtswürdig hatte übrigens noch nicht den heutigen Beigeschmack, sondern hieß bloß „nichts werth."

Dergleichen Einblicke in das kritische Getriebe dieser Gruppen sind öfters nöthig, wenn man richtig schätzen soll, was sie selbst, und was die Geniepartieen der jungen Dichter bedeuten. Letzteren nützen wohl die von der neuen Kritik errungenen Vortheile, aber sie treten doch nirgends in ein besonderes freundschaftliches Verhältniß zu ihr. Nur Herder, welchem die dichterische Begabung nicht so reich verliehen war, nähert sich dieser Gruppe hie und da. Er nimmt z. B. lebhaft Notiz von

Thomas Abbt 1738—1766 einem jungen hoffnungsvollen Schwaben, der mit 28 Jahren früh verstirbt, nachdem er so jung schon viel in der Welt herumgewesen, schon zu einer bedeutenden Stellung in Bückeburg gekommen ist, und schon Beiträge zur Literatur geliefert hat, denen große Aufmerksamkeit wurde. „Vom Verdienste" und vom „Tode für's Vaterland" sind die berühmtesten Aufsätze, außerdem sind Briefe und eine Uebersetzung des Sallust von ihm da. Es ist ein kühn und straff greifender Stil bemerklich, der manches Ungewöhnliche an sich reißt; und eine lebhaft gehende Natur, die von einem Aufenthalte in Berlin den dortigen Literaten bekannt war, ließ den frühen Tod sehr bedauern.

Johann Jakob Engel 1741 — 1802 war durch seine elegante Prosa, durch ein sanftes, leutseliges Wesen, durch eine popular-philosophische Bildung, wie sie dieser Gruppe eigen war, ebenfalls sehr beliebt und gerühmt. „Der Philosoph für die Welt," worin auch von Anderen, von Mendelssohn, sogar von Kant Aufsätze, fand großen Beifall; Engels Reden waren verehrt, sein „Fürstenspiegel," seine „Mimik," „Politik," sein Roman „Lorenz Stark," der in Schillers Horen erschien, galten für sehr empfehlenswerth. Es ist in kleinem Kreise und in einer gebildeten Darstellung der Sachen auch jetzt noch Anmuth darin zu finden. Engel war aus Mecklenburg, war eine Zeitlang Erzieher des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. und leitete mit Ramler eine kurze Zeit das Berliner Theater. Was die Mitwelt von seinen dramatischen Versuchen rühmte, hat die Zeitprobe nicht gehalten.

Für ein Haupt solcher Populärphilosophie galt eine Zeitlang Johann August Eberhard, Professor in Halle, — 1739 — 1809 — dessen „Allgemeine Apologie des Sokrates," „Theorie des Denkens und Empfindens," „Theorie der schönen Künste" sehr in Ansehen waren. Lessing, dem er bei Bekämpfung der Theologen oft durch gleichzeitige Bekämpfung an die Hand kam, macht jedoch aus dessen etwas schwimmender und unsicherer Manier nicht viel. Ein synonymisches Handwörterbuch Eberhards war von großem Verdienste. Der philosophirende Roman, welcher in unserer Literatur so viel Verfasser gefunden hat, welchen schon Wieland 1766 mit dem Agathon so viel Schwung gegeben, zu dem Nicolai's Nothanker und noch mehr Gundibert später, zu dem Jacobi in Waldemar, Fries im Julius und Evagoras später schworen, und welcher ein steter Begleiter derjenigen Philosophie zu sein scheint, welche kein streng wissenschaftliches System findet, begegnete auch Eberhard, der 1783 den „Amyntor, eine Geschichte in Briefen" herausgab. Epikuräische und atheistische Grundsätze werden darin besiegt.

Gleichen Rufes genoß Christian Garve 1742 — 1798 ein Breslauer, in Leipzig Freund Gellerts und Ernestis, nimmt Gellerts Lehrstuhl ein, als dieser stirbt, und zieht sich später schwacher Gesundheit wegen nach Breslau zurück. Hier ist eben jene popular philosophische Bildung, die sich bei einem sanften, leutseligen Charakter einfachen Stiles ausspricht, für Moral und gute Uebersetzung wirkt, an Nicolais Bibliothek mitarbeitet, und geachtet und bedauert stirbt.

Der älteste dieser Herren ist Joh. Georg Sulzer 1720 — 1779, ein Schweizer, der wie die meisten dieser Aesthetiker mit der Theologie angefangen hatte, und dann Lehrstellen in Berlin einnahm. Seine „Theorie der schönen Künste" ist das Hauptbuch seiner ästhetischen Thätigkeit. Sie ist ein Wörterbuch, in dessen Ankündigung er sagt, es sei nur für den Liebhaber, welcher nicht daran gehen würde, wenn es in systematischer Ordnung geschrieben wäre.

Hierher gehören noch die: Unzer, der seinen „Arzt" herausgab; Zimmermann, der zu Nicolai's Aerger ein so reizbares Nervensystem hatte, daß er das Ungewöhnliche sah, und von dem ein Buch „über die Einsamkeit" dicht an die Klassicität

gerechnet wurde; der in „Fragmente über Friedrich den Großen" zu allgemeiner Entrüstung diesem Könige üble Dinge nachsagte, an den Kaiser Leopold ein dickes Manuscript schickte, worin um Mittel gegen den Illuminatismus, gegen den frivolen Wahnwitz des Zeitalters gefleht wurde, der in trostloser Hypochondrie starb. Bei dieser Gelegenheit ist jenes Illuminatenordens, dessen Hauptstifter der baierische Professor Weishaupt war, zu gedenken als eines Beweises, zu welchen krankhaften und gewaltsamen Mitteln eine Welt mitunter ihre Zuflucht nahm, wo ohne allgemeine Einigung das Belieben jedes Einzelnen von Wichtigkeit werden konnte. Neuere Forschungen, die indeß bis jetzt nur so ausgedehnt in einem Parteiblatte aufgetreten sind, legen den Stiftern und Anfängen des Ordens die schlimmsten Vorwürfe bei. Abgesehen davon, daß der noch äußerlich übrige religiose Verband abgeschafft und eine geheimnißvolle, despotische Gesellschaftsmacht in den Mittelpunkt gesetzt werden sollte, wird besonders dem Weishaupt Arges und Lasterhaftes nachgewiesen. In den Uebertreibungen Zimmermanns auf einer Seite gegen die Nüchternen, und in den Uebertreibungen Nicolai's auf der andern Seite gegen die Trunkenen lag wenigstens wahrhafte Veranlassung. — Endlich: Iselin, der wie Zimmermann als Leibarzt in Hannover starb, aus der Schweiz, und wie alle diese Männer durch „philosophische Versuche und Träume" wirkend, über „Gesetzgebung," über „Geschichte der Menschheit" schreibend, für Alles glühend, Quesnay den Politiker, Basedow den Pädagogen fördernd war. Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede ist, geht man gern, außer auf Herder, auch auf Iselin zurück, und rechnet ihm die Fassung solcher Aufgabe hoch an.

Die letzte Gruppe der Prosaiker, welche ein neues kritisches Bewußtsein vorbereiten, hängt persönlich nicht so zusammen, wie diese Popularphilosophie, welche in Berlin und besonders in den Nicolaischen Zeitschriften einen Mittelpunkt hatte. Sie hat nur darin eine gemeinschaftliche Art, daß Jeder daraus historisch untersucht, historisch schildert, und solchergestalt zu neuen Bildungs=

Resultaten kommt oder doch beiträgt. Die Leute selbst und ihre nächsten Zwecke sind sehr verschieden, Justus Möser ist streng vaterländisch trachtend, Winkelmann geht über all solche Grenzen nach allgemeiner Schönheit hinaus, die Schröckh und Schlözer lehren Weltgeschichte, Sturz und Moser treiben einen geistreichen Dilettantismus mit geschichtlicher Darstellung und politischer Kombination. — Alles aber wirkt zusammen, Alles, was der Populärphilosoph erdenkt, was der Historiker erforscht und folgert. Das Bildungsbewußtsein der Nation wird zu höherer Richtschnur und Tendenz erhoben, Geist und sittliche Kraft üben und stählen sich, die Aeußerungen höherer Wirksamkeit werden passender gesondert, es wird möglich gemacht, daß sich wenigstens partieenweise eine Poesie ausbilden kann. Die Zeit dringt — wie schon vorausgeschickt wurde — nicht zu einem gemeinschaftlichen Inhalte, aber sie gewinnt wenigstens für viele edle Theile Gesetze des Verhältnisses, und macht dadurch Schöpfungen möglich, die in ihrem Bereiche und im Bereiche einer ausgebildeten Sprache klassisch zu nennen sind.

Die Hauptperson ist Johann Joachim Winkelmann 1717 — 1768, dessen Arbeit schon dem größten kritischen Förderer dieser Zeit, Lessing so lebhafte Anregung gab. Auch darin ist er ein Typus, daß all sein Streben nur auf Entdeckung schönen Verhältnisses gerichtet war, und daß er damit eine Beachtung, einen Ruhm gewann, als sei das Herz der Welt darin zu suchen, und darin allein zu segnen. Der reiche Zusammendrang der Welt, die Fragen nach Staat, Sitte und Glaube, kurz die Fragen nach dem eigentlichen Inhalte einer Poesie traten bei Winkelmann völlig in den Hintergrund; — wir sehen ihn den Glauben wechseln, wie man ein Kleid wechselt, wie man eine Nebensache betreibt, die nationalen Bedürfnisse übersehen, wie Unwesentliches. Nur die alten Kunstwerke, die alten Schriftsteller betrachtet und studirt er wie seine Bibel, ein Schönheitsverhältniß ist ihm die Aufgabe alles Lebens.

Eine Zeit, die dies als erfüllendes Verdienst ansah, welche darin eine um und um genügende That fand, mußte somit in jedem einzelnen Dichter auf eine eigene Welt dieses Dichters angewiesen sein. Hierin hob sich die Romantik zu ihrem letzten großen Schritte aus.

Winkelmann war der Sohn eines armen Schusters in dem

Altmärk'schen Städtchen Stendal, und verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und Beschränkung. Der alte, blinde Rektor des Städtchens, Namens Tappert nahm sich seiner an, und im „Neueröffneten adlichen Ritterplatze" lernte er zuerst die berühmten Bildwerke kennen, welche ihm den ersten Eindruck nach dieser Seite hin gaben. Mit 18 Jahren ging er auf das Köllnische Gymnasium nach Berlin. Von da machte er eine Fußreise nach Hamburg, um einige gute Ausgaben alter Klassiker zu erstehen, da die Bibliothek des berühmten Fabricius verauktionirt wurde. Das Geld dazu und zur Reise bettelte er unterwegs bei Edelleuten und Pfarrern zusammen. Auf dem Rücken trug er die errungenen Bücher heim. — 1738 kam er nach Halle, ebenfalls um Theologie zu studiren. Aber dies Studium mit der Pfarraussicht behagte ihm nicht, alte Literatur und schöne Wissenschaften lockten ihn mehr. Fremde Länder und deren Schätze wollte er sehen, 1740 trat er eine Wanderung an, die nach Paris und Rom führen sollte, die Manier der Hamburger Reise sollte das Nöthige beschaffen, und auf die Klöster rechnete er sehr, denn es war ihm bereits deutlich, daß er zu äußerer Bequemlichkeit katholisch werden müsse. Der Krieg brachte ihn diesmal wieder zurück, er ward ein Jahr Hauslehrer, und ging dann nach Jena, um Mathematik und Medizin zu studiren. Mit Privatstunden fristete er sich ökonomisch, lernte neue Sprachen, und trat 1742 bei Halberstadt wieder eine Hauslehrerstelle an, während welcher er besonders Geschichte und Bayles Lexikon studirte. 1743 ward er Conrektor in Seehausen, lehrte ungezogene Buben lesen und schreiben, und existirte äußerst kümmerlich. Dort las er die kalten, langen Winternächte hindurch Klassiker, Geschichte, französische, italienische und britische Dichter, träumend von schöneren Gefilden und schönerer Welt, als das märkische Städtchen bieten konnte. Fünf Jahre lang ertrug er dies kärgliche Leben, dann wendete er sich an den Grafen Bünau, welcher oben mit Mascov als erster Begründer wirklicher Geschichtsschreibung angeführt worden ist. Dieser nahm ihn zum Sekretair an mit 80 Thalern Gehalt, Winckelmann ging nach Nöthenitz, bei Dresden, wo Bünau lebte, und machte diesem Auszüge aus den Historikern und Chroniken, welche für die „deutsche Reichsgeschichte" benützt wurden. Hier in Nöthenitz,

wo er in eifrigem Studium und in den stets nebenher gehenden Auszügen fortfuhr, welche ihm später so zu Statten kamen, berührte ihn sein eigentliches Lebensinteresse. Das nahe Dresden ward oft besucht, die reichen Kunstschätze desselben wurden betrachtet, studirt, die Bekanntschaft Lipperts und Ludwigs von Hagedorn, zweier Kunstkenner, die auch in Lessings Aufmerksamkeit viel hinüber spielten, wurde gemacht, ein freundschaftlicher Umgang mit dem genialen Maler Oeser ward gewonnen, der auch auf Goethe so wohlthätig einwirkte. Die Schulen der Kunst wurden jetzt studirt, Manier, Gesetz, Entwickelung derselben ward aufgesucht, Italien stieg lockend auf. Winckelmann setzte sich in Verbindung mit dem päbstlichen Nuntius Archinto, der oft nach Nöthenitz kam, ward katholisch, um Verbindung und Empfehlung zu erleichtern, lebte noch eine Zeitlang in Dresden mit Oeser, und machte sich fertig zur großen Entdeckungsreise. Dort während des Frühlings 1755 schrieb er sein erstes Schriftchen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," griff es selbst in einem zweiten an, und vertheidigte es in einem dritten. Da sie nur in 50 Exemplaren erschien, so ist diese erste Schrift sehr selten geworden. Im Herbste 1755 reis'te er mit einem Jahrgehalte des Kurfürsten von 200 Thalern und guten Empfehlungen versehen nach Italien. Hier, wo er sich dem Maler Raphael Mengs anschloß, wo er im Kardinal Albani und manchen Anderen hilfreiche Beförderer fand, entwickelte sich ihm bei steter, unermüdlicher, sorgfältigster Anschauung der alten Bilderwerke das, was ihm eine so folgenreiche Einwirkung auf unsere Literatur gab, der Takt, das Gefühl für's Schöne, was man mit dem Worte Geschmack ausdrückt. Es ist daher nie zu einem geschlossenen Systeme in ihm ausgebildet worden, dafür war jene Zeit in allen Theilen nicht angethan, dazu waren noch viel breitere Vorarbeiten nöthig, die eigentliche Wissenschaft der Kunst konnte erst folgen, wenn der Geschmack dafür geweckt, wenn das Wesen und die Grenze derselben mit begabtem Blicke untersucht war. Dafür hat Winckelmann das Größte geleistet, und das haben die solcher Vorbereitungszeit folgenden Schöpfergenies unserer Literatur, Goethe an der Spitze, scharf und tief empfunden, und bereitwillig, ja hingebend anerkannt. Goethe hat bekanntlich eine eigene Schrift

„Winckelmann und sein Jahrhundert" herausgegeben, welche noch in Rede kommt.

Winckelmann's Begeisterung für die Ideale der alten Kunst erweckte ihm ein viel und tief sehendes Auge, seine genaue Betrachtung übte diesen Blick bis zur eignen Virtuosität, seine feine Darstellung alles dessen, was derartig in ihm vorging, bildete uns jene klassische Geschmacksatmosphäre, welche unserer Literatur einen so edeln Anhauch gab, und besonders aus jedem Buche Goethe's mit jener unübertroff'nen Ruhe der befriedeten Schönheit spricht.

Ein Hauptpunkt der Winckelmann'schen Kritik wurde, daß er die Kunst über all die dienenden Zwecke, über die moralischen Nebenabsichten und Beihilfen hinaushob, mit deren Annahme alle höhere, selbstständige Offenbarung der Kunst vernichtet, wodurch sie in den Kreis der bloßen Verwaltung gezogen, wodurch das rein Schöpferische ihr geraubt, die unmittelbare Verbindung und Anknüpfung mit dem höchsten Weltwesen ihr abgeschnitten wird.

Sein Gang, seine Methode dafür war, in den Kunstwerken und der Kunstgeschichte die Kunstidee zu finden. Vorgeworfen wird ihm, selbst von Goethe, wenn auch von diesem in milderer und die herrschende Ansicht berichtigender Weise, daß er zu ausschließlich nach der Form trachte, und nur seltner die inneren Schönheiten, die Idee verkünde, welche durch die Form zur Erscheinung kommen soll. In diesem Betrachte hat sich neuerdings Schorn Winckelmanns angenommen.

Ehe das Alles in ihm abgeklärt war, begann er mehrere Werke, ohne daß er sie vollendet hätte, bis sie dann mit all ihrer Einzelnheit in sein großes Werk „Geschichte der Kunst des Alterthums" zusammen schlugen. Dahinein mündeten seine Entdeckungen und Berichte über herkulanische Alterthümer, sein Ordnen der geschnittenen Steine des berühmten Kenners Stosch, seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten ꝛc. Italienisch gab er noch ein großes Werk heraus „**Monumenti antichi inediti,**" was sich aus einer Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweitert hatte. Ueber die griechischen Münzen fing er ein lateinisches an, vollendete es aber nicht, und so findet sich eine große Zahl Schriften, die

Torsi geblieben sind: „über die Allegorie," „Römische Briefe über Gegenstände der Kunst," „über die Empfindung des Schönen," seine öfteren „Nachrichten von den Herkulanischen Entdeckungen," um derentwillen er drei Mal nach Neapel und zu den verschütteten Orten gereis't war, sein „Sendschreiben" darüber, was große Polemik erzeugte, seine „Lebensbeschreibung Winkelmanns." Nur der „Versuch über die Allegorie" erschien 1766, und ein Jahr später kamen „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst."

In diesem historischen Bereiche ist seinem glücklichen Auge schwer wiegende Berichtigung zu danken. Vor ihm spukte das Etrurische und Aegyptische; was nicht in den geläufigen Kreis des Anblicks paßte, das ward ägyptisch, wenigstens etrurisch genannt. Man war der Meinung, Etrurier sowohl als Griechen hätten die bildenden Künste von den Aegyptern erhalten. Historische Kunstkritik war noch gar dürftig ausgestattet. Die darin berühmtesten Italiener wie Gori, Passeri und Bracci sind gerühmt wegen philologischer Bildung, der Franzose Graf Caylus, dessen Lessing öfters gedenkt, ist's wegen lebhaften Geschmacks, aber es fehlte an Männern, die beides vereint besessen hätten. Professor Christ in Leipzig, den merkwürdigerweise Winkelmann nicht einmal gehört hatte, lebte in Leipzig, und nicht im Anschaun der alten Kunstwerke, um seine gebildete Kritik auszubilden. Der geniale Mengs, ein ausübender, höchst geschickter Künstler, dem sich Winkelmann hingab, war eben Künstler sinnlicher Form, und schätzte andere Forderung des Kritikers gering. Es war und bleibt ein Akt des Genie's, daß Winkelmann in seinen **monumenti** siegreich der bis dahin geltenden historischen Ansicht widersprach, die Etrurier und Aegypter beschränkte und siegreich darthat, bildende Künste stammten nicht bloß von ihnen, sondern entsprängen überall aus einem Bildungs- und Nachahmungstriebe, welcher allen Menschen selbstständig inwohne.

Nun, nachdem er noch einmal in Neapel gewesen, und eine Reise nach Griechenland verschoben hatte, wo er sich von Ausgrabungen in Elis große Entdeckungen versprach, trat er eine Reise nach Deutschland an. In Berlin wollte er eine französische Uebersetzung seiner Geschichte der Kunst veranstalten. Der Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn, den 10. April 1768 gingen sie von Rom ab.

In Tyrol versank er in Schwermuth, die steilen Felswände, weiter hin die spitzen Dächer in Deutschland, erzeugten ihm die größte Angst; war es ein in Schönheitsbetrachtung so fein gereiztes Nervensystem, er erklärte bestimmt, nicht weiter zu reisen. Widerstrebend folgte er über München und Regensburg bis Wien, die Schwermuth wurde zur unerträglichen Pein, todtenblaß und zitternd beharrte er auf der Rückreise, nicht Ehre und Auszeichnung, die ihm widerfuhr, änderten etwas in seinem Verlangen, er ward erst heiter, als er wieder nach Triest hinab fuhr. Und dort in Triest ermordete ihn ein Italiener, Archangeli, der nach Winkelmanns Gelde lüstern war, im Gasthauszimmer. Daß Raubluft die Ursache der Freveltat gewesen, wurde wenigstens bis jetzt allgemein angenommen. Neuere Nachfrage will entdeckt haben, daß persönlicher Haß das Motiv gewesen sei, Haß um Liebschaft, um den Einfluß des Ausländers, um dessen Gleichgültigkeit und gelegentliche Spötterei gegen den angenommenen Katholicismus. Leopold Schefer hat darüber merkwürdige Andeutungen gegeben.

Die Ergänzungen zu seiner Geschichte der Kunst wurden sehr mangelhaft in Wien herausgegeben, seine Papiere, die er dem Kardinal Albani vermacht hatte, kamen später nach Paris. 1808 haben Fernow, Meyer und Schulze eine Ausgabe seiner Schriften in 8 Bänden veranstaltet; Eiselein hat von 1825—30 eine in 12 Bänden zu Donaueschingen besorgt.

Es ist ihm vorgeworfen worden, daß seine Begeisterung absonderlich in letzter Zeit oft haltlos geworden, und auf allzuviele und beliebige Deutung der Kunstwerke und der bloßen Bruchstücke gerathen sei, daß er oft den Seher statt des Kenners auf eine ungestüme Weise gespielt, daß er hochmüthig zu wenig Kenntniß von gleichzeitiger, ähnlicher Arbeit genommen, daß er sehr mangelhafte Ausgaben der alten Klassiker benützt, sich zu weit darin auf sein Gedächtniß verlassen habe, und dadurch zu mancher Unrichtigkeit geführt worden sei. Besonders den letzteren Punkt sieht man schon von Lessing berührt.

Es muß nur dabei nicht vergessen werden, daß er ein historisches Feld der Kunstbildung betrat, was in unsrer Nation noch Niemand mit dieser ausgebildeten Absicht betreten hatte. All die

gemüthlich = philosophische Aesthetik, welche in unserm Vaterlande rege geworden war, welche mit und nach Plato sich erging über allerlei Art der Empfindung, über Schönes und Wahres, ohne doch streng wissenschaftlich dies Alles in eine Form zu fesseln, all' diese Gemüthsästhetik konnte ihm wenig helfen, war aber wohl angethan, ihn zu jener Schwärmerei zu verleiten, welcher er denn auch nicht ganz entgangen ist. Mag sie einem Systeme hinderlich gewesen sein, seinem der Begeisterung fähigen Herzen macht sie Ehre, und dem allgemein zu erweckenden Antheile an höherem Geschmacke war sie höchst förderſam.

Ja, der Wunsch ist natürlich und schön, daß Lessing neben ihm gewesen wäre, neben ihm betrachtet, mit alten Grundsätzen verglichen und darnach modern gefolgert hätte! Lag doch auch dieser Drang wie eine historische Anforderung in ihm, der Drang, in Rom zu leben, zu schaun und zu folgern!

Er war die Potenz, in welcher sich die beiden ästhetischen Richtungen folgenreich vereinigten, nämlich die eben erwähnte philosophische, und die historische, denen auch in diesem Kreise die beiden, eine Menschheit umschließenden Griechen Plato und Aristoteles vorstanden. Und er hatte die historische Aesthetik, welche sich auf Aristoteles, auf Longin, und auf die etwas triviale Poetik des Horaz berief, am Unbefangensten aufgefaßt, er besaß alle Fähigkeit zu einer höheren philosophischen Verarbeitung als der bloß gemüthlichen, wie es von den erwähnten Populärphilosophen geschah. Verband sich mit ihm die Begeisterung Winkelmanns, welche ihm abging, das poetisch begabte Auge, dann konnte uns damals schon eine Wissenschaft der Kunst gewonnen werden, während ohne Verbindung dieser Männer die gemüthliche und die historische Forschung über das Schönheitsprincip noch unverbunden neben einander blieben, und der Talente und Genies harrten, womit glücklicherweise diese Zeit mehr denn jede andere gesegnet war.

Denn freilich, selbst wenn durch Vereinigung dieser zwei Wege ein festes Princip gefunden war, dann blieb noch der romantische Punkt aller neuen Zeit übrig, dessen sich nur das Genie bemeistert, um eine schöne, wirklich moderne That zu erzeugen. Dieser romantische Punkt ist eben unser Leben: man mag die

systematisch festgestellte Forderung noch so vollständig ergreifen, sie selbst giebt nur ein todtes Produkt; die Romantik ist eben eine Weiterzeugung in das noch Ungefaßte, weil sie nirgends durch eine plastische Welt begrenzt ist.

Dies hat Niemand so tief empfunden als Goethe. Darum hat er sich so anerkennend und doch so erweiternd, so lobend und doch so Raum öffnend dem Winkelmann'schen Streben zugewandt, auf historischer Kunstbasis ein Princip zu suchen, und sich doch in ungefesselter, begeisterungsvoller Theilnahme alle moderne Möglichkeit offen zu erhalten. Darum hat er ihm eine eigene Schrift gewidmet, darum hielt er sich stets die abschließende Philosophie fern, nicht bloß, weil schöpferisch poetische Naturen niemals leicht in ein fremdes bloßes Gedankenhaus der Welt hinein mögen, sondern weil sein Talent ganz lebhaft spürte, die romantischen Erweiterungen hätten noch große Bahn vor sich, und dürften nur mit dem vorsichtigsten Schritte abgesteckt werden. Darum ist ihm auch so viele Verkennung, so viel absprechendes und schiefes Urtheil begegnet. Auch dies hängt genau mit dem Standpunkte zusammen, auf welchem das ästhetische Princip nach den philosophischen und nach Winkelmann's Bestrebungen verblieb. Das Princip war nur in einer gewissen Mannigfaltigkeit erweckt worden, in eben solcher Mannigfaltigkeit, wie Winkelmann allerlei Eindrücke empfing und deutete; man mochte es wohl auf diesen oder jenen Einheitsausdruck zurückführen, es das Charakteristische oder das Bedeutende nennen, oder noch anders, die Mannigfaltigkeit blieb darin. Denn wir sind heute noch um kein Haar breit weiter, wenn auch die systematische Philosophie Alles scharfsinnig zusammengefaßt und zur Nothwendigkeit, dem Kennzeichen aller Philosophie, geordnet hat. Philosophie erfindet nicht, sondern findet. Sie läßt in unsrer romantischen Zeit mit richtiger Bescheidung die Romantik den Dichtern; das ästhetische Princip ist ausgebildeter und fester, aber noch in jener Mannigfaltigkeit begriffen. Was geht nicht Alles in den Ausdruck „bedeutend" oder in den ziemlich gleich viel geltenden „charakteristisch," um welche Verschiedenheit der Goethianer Meyer und der Kunstkenner Hirt nicht auseinandergehn durften, was geht nicht Alles hinein? Er ist ein Fortschritt aus dem allgemeinen Worte „schön," aber nur ein Fortschritt.

Darum, — und für diese Folgerung ward ausgehoben, — war jedes neue Goethe'sche Buch ein Räthsel, ein Stein des Anstoßes, weil jenes Princip der Mannigfaltigkeit, das Princip des Bedeutenden von der Schulkritik nicht gefaßt werden kann, denn jedes Buch ist eine neue Welt, für welche die früher abgezogene Regel nicht paßt. Es ist aber nicht Sitte zu sagen: die Regel paßt nicht, sondern man sagt: Das Buch ist unpassend. Der Drang zur Klassik ist so groß, daß man auch in der romantischen Existenz klassische Verhältnisse anspricht. Die besten Goethe'schen Bücher haben die ärgste Anfechtung erfahren, und wohl uns, wenn just ein Bestes betroffen wird, denn dies hat so viel Lebenskraft, daß es sein eigen Gesetz erzeugt, und allmählig selbst Gesetz wird. Das schwächere Gute aber leidet verderblich darunter. — Und so geht es noch heute, und wird es noch lange gehn, bis sich die romantische Mannigfaltigkeit des Gesetzes immer dichter in einen geschlossenen Kreis zieht, und unsre romantische Welt in einen neuen klassischen Kreis gefestigt ist, der sich höher und weiter dehnt, als der frühere griechische, und die Ueberbietung durch einen neuen romantischen Anfang erharrt. Jedes ästhetische Produkt, sei es ein Bild oder ein Buch — vorausgesetzt, daß eine wirkliche Kraft dem Verfasser zugetraut werden muß — braucht seit dem durch Winkelmann und Goethe geöffneten Principe sein neues Auge, sein neues Gesetz. Es werden sich dabei die bloß erzeugten und nicht erzeugenden Köpfe immer kund geben; all solch neues Produkt wird ihnen ein Anstoß sein. Und sie sind dabei in eigner Lebensrettung, denn ihr Erworbenes und Erlerntes ist auf dem Spiele, wenn die neue Gattung anerkannt wird, sie haben kein Kapital, sondern nur eine Rente, die bei der jedesmalig geltenden Aesthetik steht, und mit dieser fällt.

Das sind Folgerungen, die durch den Winkelmann'schen Standpunkt erzeugt sind, und damit genau zusammenhängen, daß Winkelmann zu keiner wissenschaftlichen Begründung eines vorwärts und unbedingt geltenden Prinzipes kam. Hier ist dieser Mangel eher segensreich geworden, denn Winkelmann war keineswegs das hiefür nöthige, umfassende Genie, und sein Blick war nur rückwärts zu den Alten gekehrt. Wie viel ferner verschüttet werden konnte, haben die nächsten Jahre gezeigt, welche

mit so viel genialen Männern ausgerüstet, mit so viel außerordentlicher Thätigkeit gesegnet waren, und welche doch nicht zu einem dogmatischen Abschlusse geschritten sind, auch nicht im Reiche der schönen Kunst.

Nach ganz anderen Seiten hin, aber auch tief und nachhaltig, und auch im historischen Wege wirkt für ein neues kritisches Bewußtsein unsrer Nation Justus Möser, — 1720—1794— ein Name, welcher eine Zeitlang nur von den Besten des Landes behalten wurde, obwohl sein Interesse vielfach mit den populärsten Dingen beschäftigt, an das allgemeinste Verständniß gerichtet und mit größter Liebe von diesem aufgenommen war. Osnabrück war seine Vaterstadt, und jetzt erst hat sie den großen Besitz eines so tüchtigen Mannes gewürdigt, und vor Kurzem ist seinem Ruhme eine Bildsäule aufgerichtet worden.

Justus Möser hat von 1740—42 in Jena und Göttingen die Rechte studirt, und als praktischer Jurist und Staatsmann seiner Heimath redlich, eifrig und mit dem günstigsten Erfolge gedient. Er war lange Zeit eine leitende Hauptperson des kleinen Ländchens als Syndikus der Ritterschaft und später als Geheimer Referendarius der Regierung. In dem lebendigen, thätigen Leben stets mitten inne, kundig aller nahen und ausländischen Kultur, geschäftig lange Zeit in London verkehrend, erregt und gesteigert durch das angespornte Leben während des siebenjährigen Krieges, war seine große, freundliche Gestalt, sein milder Ernst, seine feste, sanfte und oft heitere Menschlichkeit allen Mitbürgern in der Nähe ein steter Trost, und allen fern Wohnenden eine wohlthuende Erscheinung. Sein Wort als das eines Autors ist schon einmal flüchtig in Lessings Nähe aufgetaucht, da, wo es sich des gemißhandelten Hanswurstes annimmt, und so finden wir ihn hundertfach, wie er das nächste Interesse einer allgemeinen Bildung ergreift, daraus einen ernsten, und doch heiter lächelnden Aufsatz formt, ihn in das heimische Intelligenzblatt einreiht, oder an Nicolai für die „Bibliothek," oder an Biester für die Berlinische Monatsschrift sendet. Aus diesen einzelnen Aufsätzen bildeten sich die berühmten „Patriotischen

Phantasieen," in welche er sie von 1775 an sammelte, und von denen 4 Theile drei Mal aufgelegt erschienen sind.

Wenn man unter diese Aufsätze tritt, so empfängt und erkennt man die Bildung der Möserschen Figur, und in ihr das große Moment, was er uns so unscheinbar erobern half. Dies Moment besteht darin: vom Nächsten anzufangen, das scheinbar Unbedeutende aber eben Nothwendige aufzufassen, sorgfältig nach jeder Seite zu betrachten, organisch, klar, ohne Uebertreibung und ohne Rückhalt die Folgerung zu suchen, in ihr den Blick nach einem großen Verhältnisse zu erweitern, und in dieser einfachen, aber großen historischen Art ein neues, wirklich gesundes und darum wirkliches, mögliches Resultat zu finden.

Wenn wieder vor Augen gebracht wird, was oben öfters von rationaler, organischer Bildung gesagt, wie sie gewünscht und so vielfach vermißt wurde, so wird ein Verständniß und eine Schätzung Mösers sich von selbst darbieten. Er ist ein Bild dieses oft vermißten Ganges. Er würdigte hoch eine Spekulation, wenn sie gehalten, aus sicherer Grenze aufsteigt, wie man dies aus seiner „Osnabrück'schen Geschichte" ersehen mag; aber er warnte redlich und klug vor der verwirrenden Schlußart aus dem Allgemeinen in's Allgemeine. Die nöthige Beschränkung, wie sie das Nationale heischt, um einen Anfang und Anhalt und eine feste Bahn zu finden, lehrt Niemand so eindringlich als Möser, und es zeigt Niemand dabei so überzeugend, daß die Bahn selbst alsdann um so weiter führen könne, je sorgfältiger und aufmerksamer sie erst von vornherein eingerichtet worden.

Dieser naturgemäße Wink und Drang zur Entwickelung, dieses Wachsthum aus dem Festen, durch das Sichere in's Große stellt sich in ihm dar wie das morgenfrischeste Gebild einer schönen Menschenbildung. Ein Titel und Satz aus seinen Aufsätzen verbreitet ein weites Licht über ihn, dieser heißt: „Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich."

Mit bestem Rechte haben darum Neuere wie Ranke, Dahlmann, Mendelssohn der jüngere, Möser's Andenken erneut, mit bestem Rechte weis't darum ein neuerer Publicist, Gustav Schlesier, nachdem wir heerweise Erfahrungen gemacht, jetzt noch auf

den Weg Justus Mösers zurück, wenn von wohlthuender Thätigkeit in Politik, nach Umständen in Opposition, oder überhaupt von national-bildenden Einflüssen die Rede sein solle, und nennt ihn unumwunden den Gründer deutscher Staatsweisheit.

Erwägt die Erschütterungen, welche noch bei Mösers später Lebenszeit über die politische Welt, über alle Nation und Form im Allgemeinen hereinbrachen, erwägt, wie vorsichtig und besonnen, vielleicht zu vorsichtig, unser Vaterland sich betheiligen ließ, so weit dies von ihm selber abhing, wie fest der innere Kern unsers Nationallebens doch in so stürmischer Zeit bewahrt worden ist, erwägt das, und bezweifelt noch, daß dies sauber ausgebildete Mösersche Moment tief in die Furchen unsrer Existenz gefallen, und mit reicher Ernte belohnt worden ist. Vergesset daneben nicht, daß fast alle übrige Kultur, der man ringsum begegnet, in's Allgemeine hin geartet, daß fast Alles kosmopolitisch, in keineswegs ersprießlicher Bedeutung des Wortes war, und daß eigentlich nur der Goethe'sche Weg in anderen Bereichen mit diesem organischen Mösers zusammentraf. Dann wächst dieser Mann hoch und fest wie seine eherne Statue jetzt zu Osnabrück steht, und höher und fester noch, denn diese.

Sein zusammenhängendes Hauptbuch ist die „Osnabrück'sche Geschichte," wo er ganz in seiner Weise vom Beschränkten anhebt, und es Stufe für Stufe so vortrefflich erweitert und anknüpft, daß man unter diesem unscheinbaren Titel die feinste Wendung in's Allgemeine, die reichsten Blicke über deutsche Geschichte, und Geschichte überhaupt erhält. Der Stoff ist leider nur bis zum Jahr 1792 geführt.

Möser wurde vielfach der deutsche Franklin genannt. Sein Stil, ist voll, stark, einfach, ungeschmückt.

Weniger durchgebildet, aber doch für eine unparteiische historische Ansicht vorbereitend, für eine gefaßte, mannigfache Geschichtschreibung vorwirkend war Johann Matthias Schröckh — 1733—1808. Er stammte aus Wien, und die üble Lage, in welcher er seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sah, trieb ihn, Prediger zu werden. In Göttingen studirend gewann er durch Mosheim Vorliebe zur Kirchengeschichte, kam dann nach Leipzig und recensirte für die **Acta eruditorum** und die Leipziger

gelehrten Zeitungen, ein Geschäft, was er sieben Jahre betrieb, und wobei er viel Bücher kennen, Bücher rasch gebrauchen und leicht schreiben lernte. Später ward er Professor in Wittenberg und schrieb seine „christliche Kirchengeschichte," welche mit den Fortsetzungen „seit der Reformation" 43 Theile enthält, denen Tzschirner noch zwei angefügt hat. Außerdem hat er gebracht: „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," die er noch in Leipzig schrieb; dann folgte „Allgemeine Biographie," dann seine Kirchengeschichte, und zuletzt seine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder."

Das Talent seiner Schreibart erhob sich nicht besonders, gab aber den Stoff klar und deutlich; seine Thätigkeit, obwohl zu keiner hohen Wissenschaftlichkeit aufgeschwungen, ist höchst verdienstlich geworden, und muß großen Lobes theilhaftig bleiben, wenn auch noch zu Schröckh's Lebzeiten aus der Geschichtschreibung eine viel größere Wissenschaft und Kunst gemacht wurde. Der Fleiß und die erste allgemeine Zusammenstellung geschichtlichen Stoffes, das lebhafte Interesse, was er dafür zu wecken wußte, sind ungeschmälert auszuzeichnen.

Geistreicher, kühner, eigenthümlicher, rascher und frischer in Auffassung und Form war freilich August Ludwig v. Schlözer, 1735—1809.

Geschichtliche Anwendung auf Leben, Staat und sonstige Forderung war großentheils von Frankreich ausgegangen, die Montesquieu, Voltaire, Duclos, Mably, Raynal richteten sich dahin, Brosses und Barthélemy beschrieben gemeinfaßlich das Alterthum. England faßte diese Richtung ernster und größer, die Hume, Robertson und Gibbon sind die ersten Meister moderner Geschichtschreibung, und die Deutschen, den schwereren Theil aufmerksam aufnehmend, haben so viel Fleiß, Geist und Wissenschaft darauf verwendet, daß sie es darin zu einer klassischen Meisterschaft gebracht haben, die von keiner Nation übertroffen, ja von keiner erreicht wird. Der historische Sinn, die historische Deutung und Folgerung, ist auch in so sublimer Art bei keinem Volke ausgebildet und verbreitet als bei dem deutschen. Dies und die spekulative Philosophie sind die zwei Kulturhöhen, womit die deutsche Nation auf Kosten manches näheren Wissens und Vortheiles überragt. Das Aufsehen, was neuerdings un-

gewöhnliche Historiker der Franzosen auch bei uns machten, wie die Michelet und Aehnliche, ist ein Beweis, daß es ein ungewöhnliches war.

Die Grundlage zu der historiographischen Ueberlegenheit bildete sich durch die Vorarbeiten für kritisches Verfahren, eines Ernesti, Griesbach, Plank, Gatterer, durch Aufmerksamkeit auf die englischen Muster, und späterhin durch die hohen Standpunkte, welche von ausgebildeter Philosophie hergenommen wurden.

Geistreiche Methode wurde in hohem Grade durch Schlözer gefördert. Er war ein schwäbischer Predigersohn, der denn auch seine Theologie in Wittenberg studirte, sie dann bei Seite warf, in den Orient reisen wollte, nach Stockholm kam, von da nach Göttingen eilte, um schleunigst Medicin zu studiren, einem andern Ungestüme nachgab und nach Petersburg gerieth, endlich als Professor der Geschichte und später der Politik in Göttingen festgehalten wurde. Er war von reicher Gelehrsamkeit, mit einem scharf sehenden, dreisten, schonunglos zusammenfassenden Naturel begabt, er glaubte wenig, aber ergriff zur Betrachtung und Anwendung Alles; er gab dem Dinge, was seitdem so mächtig geworden ist, der öffentlichen Meinung, eine freie, unumwundene Sprache, und that das in einer so starken und fesselnden Art, daß Alles aufhorchte und von dieser neuen Macht betroffen wurde. Es wird von der Kaiserin Maria Theresia erzählt, daß sie immer sehr begierig gefragt habe: Ist kein Schlözer da? womit der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen" gemeint sind, die er herausgab. Woltmann sagt über ihn: Vor Schlözer hatte keiner gewagt, mehr Verstand, als einen sehr dünnen kritischen, in die Geschichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten fast immer skurril gesagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künstlerische, das darstellende Vermögen abging, stürmte Schlözer in das geschichtliche Studium der Deutschen, dessen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgste Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen war er sehr geeignet.

Er hat viel geschrieben in Geschichte, Staatswissenschaft und Statistik, hat die Geschichte Rußlands begründet, und eine lebhafte Anregung in Deutschland gegeben. Eine „kleine Welt-

geschichte," eine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder," eine „Allgemeine Geschichte von dem Norden," „Russische Annalen" sind von ihm da. 1828 ist seine Lebensbeschreibung durch Ch. v. Schlözer in 2 Bänden herausgegeben.

Sein Stil ist eben so rasch, lebendig, ungestüm, oft spottend, witzig wie sein Wesen, und es ist ein charakteristisch Zeichen seiner Zeit und ein Mangel seiner Auffassung, daß er für alles religiose Moment keinen Sinn hatte und es als unwesentlich bei Seite liegen ließ. Später bei einer Uebersicht historiographischer Kunst kommt er im Zusammenhange damit nochmals in Rede.

Mehr zum leichten Dilettantismus der geschichtlichen Erzählung neigend, aber in einem für jene Zeit sehr gewandten, oft feinen Stile ist

Helfrich Peter Sturz, — 1736—1779 — der schon mit einer Schilderung Klopstocks aufgeführt worden ist. Er stammte aus Darmstadt und gerieth, nachdem er in Göttingen studirt hatte, in den dänischen Staatsdienst, und zwar aus Bernstorfs Kabinet in das Ministerium des Auswärtigen. Ein Lebemann, erfahren und gewiegt in Verhältniß und Feinheit der Gesellschaft, fand sein gewandter Geist leichtlich einen Stil, welcher zu den besten des vorigen Jahrhunderts gerechnet wurde. Er machte sich auch in ganz natürlicher Folge an die Darstellung dessen, was ihm zunächst lag, schrieb eine Art Memoiren, „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. Bernstorf," „Briefe eines Reisenden" und viele einzelne Aufsätze, die er größtentheils für Boie's deutsches Museum entworfen hatte, darunter „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau" — „Wer ist glücklich? Antwort: Ein gesunder, witziger, geschmackvoller Mann mit einem Generalpächtervermögen."

In den Sturz Struensee's verwickelt, ward er in's Gefängniß geworfen, und seine feine Heiterkeit war dahin. Obwohl später für unschuldig erklärt, blieb er doch zerbrochen und starb früh auf einem Besuche in Bremen.

Um die Zahl derjenigen voll zu machen, welche in allerlei Einzelnheit das Nationalbewußtsein förderten, sei noch zum Schlusse genannt:

Friedrich Karl Freiherr von Moser — 1723—1798 — aus Stuttgart, der als Politiker in kleinen Schriften wirkte, und

freimüthig, stark, scharf, oft bitter auftrat. Das deutsche Staatsrecht war sein Mittelpunkt, es existirt auch der „Versuch einer Staatsgrammatik" von ihm, eine Schrift „der Herr und Diener," „vom deutschen Nationalgeiste," Patriotische Briefe," „Patriotisches Archiv" ꝛc. Von 1751—69 sind 12 Theile kleine Schriften von ihm erschienen.

23.

Wieland.

Thümmel — Heinse.

Wieland wird zu den Klassikern gezählt, wird neben Schiller und Goethe genannt, weil er neben ihnen in Weimar lebte, und in welche ganz andere Kreise gehört er doch! Zum alten Bodmer müssen wir zurück, zum Streite mit Gottsched nach Zürich, zur Tugend ohne Reim, und dahin hat Wieland nicht etwa bloß die ersten Seufzer und Verse gerichtet, nein, er hat Jahre lang dort gelebt, ist Bodmers Vorkämpfer gewesen mit Leib und Seele!

Dieser merkwürdige Wieland war damals ein etwas blasser Morgenstern, der aber täglich wiederkam, und als die Klassiker wirklich neben ihm standen, ein Abendstern, der überall gesehen und erkannt ward, aber neben Sonne und Mond nur mäßigen Glanzes bestehen konnte. Allein was liegt für eine Gedankenzeit darin, des Hamburger Brockes Verse als musterhafte in der Jugend gelesen, und Verse machend noch Schiller überlebt zu haben! Aller Kern deutscher Literatur hat sich neben, und mit diesem Manne entwickelt, und Alles spiegelt sich nach irgend einer Weise in ihm ab, und nichts gewaltig, nachdrücklich, völlig, Pietismus, Platonismus, französische Leichtfertigkeit, englische Sentimentalität, und wie alle die Themata weiter heißen, die schon berührt sind, oder noch berührt werden. Es ist eine Literaturgeschichte im Kleinen, wenn Wielands Leben ausführlich erzählt wird.

Er stammte aus Schwaben, zu Ober-Holzheim ward er den 5. September 1733 geboren. Dies Dorf, wo sein Vater Prediger war, gehörte zur Stadt Biberach, und Biberach gehört jetzt zum Donaukreise des Königreichs Württemberg. Dies Städtchen, was er auch stets als seine Geburtsstadt anführte, ist seine eigentliche Heimath. Der Vater wurde nicht lange nach der Geburt des Kleinen dorthin versetzt. Dort in lieblichen Wiesenthälern, welche das Flüßchen Riß durcheilt, wuchs er auf. Nicht Wildheit, nicht Sturm kündigte sich an bei dem nicht besonders starken Knaben, er war sanft und leicht reizbar wie die Mutter, der theologische Ernst des Vaters beschattete ihn früh, er suchte Einsamkeit; die Natur, der gestirnte Himmel beschäftigten ihn, er machte sich frühzeitig Vorwürfe und Skrupel über religiose Gewissensachen, er lernte außerordentlich, und der reinliche Sinn der Mutter ging bis zur Pedanterie in ihn über.

Verse erwachten schon im elften Jahre des kleinen Schwaben, zunächst lateinische, deren er an die Tausend verfertigt hat. Zu deutschen spornte ihn jener Brockes, welcher bei der zweiten schlesischen Schule erwähnt worden ist, und der auf sehr viele junge Gemüther den besten Eindruck machte. Noch im Jahre 1797 spricht Wieland im Merkur voller Anerkennung über ihn, Geßner rühmt die kleine Malerei der Natur außerordentlich an Brockes.

Nach diesem Vorbilde schrieb der Knabe Wieland unerschöpfliche Verse. Schon im dreizehnten Jahre macht er sich an ein Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems, welches in der Nacht belagert und erobert wurde, da ihm des Tags untersagt war, Verse zu machen; Hübner's Anleitung zur deutschen Poesie und Gottsched's kritische Dichtkunst waren die Leitfäden für den Jünger.

Als er noch nicht vierzehn Jahre alt war, schickte ihn der Vater auf die Schule Klosterbergen bei Magdeburg. Der Vater hatte sie gewählt, weil der pietistische Geist, welchem er zugethan war, der Geist Speners und Hermann Frankes dort durch den Rektor Steinmetz streng aufrecht gehalten wurde. Dieser Steinmetz, sagt Wieland, war bis zur Schwärmerei devot, alle Lehrer wurden in diesem Sinne gewählt, und diejenigen Lehrer, welche nicht von innen aus zu diesem Pietismus neigten, heuchelten ihn um so lebhafter. Der kleine Martin war denn auch eifrigster Pietist. Nun konnten aber doch die heidnischen Klassiker vom

Unterrichte nicht ausgeschlossen werden, wie sehr dies auch des Rektors und seiner Getreuen Wunsch gewesen wäre, und damit drängte sich eine profane Welt in die Seele des Knaben. Obenein fielen ihm französische Schriftsteller in die Hände, die er mit Hilfe eines schlechten Wörterbuches bald verstand, Bayle, Fontenelle, Voltaire, d'Argens; philosophische Bücher fanden sich ebenfalls, Sachen von Wolf, von Leibnitz, und der sehr vorgeschrittene Knabe hatte einen großen Drang und große Fertigkeit zum Philosophiren. Leibnitzens Monadenlehre hatte ihm sogar einen Aufsatz eingegeben, worin die Möglichkeit dargethan wurde, wie Venus durch bloße Gesetze der Atome aus dem Meeresschaume habe entstehen können.

Dieser Wirrwarr verursachte ihm die größten Gewissensqualen, er verweinte seine Nächte und rang die Hände wund aus Furcht vor der Hölle. Gesunder Trieb drang aber stets wieder durch, besonders Xenophon lockte ihn auf's Neue; Theilnahme an deutscher Literatur gab ihm zerstreuenden Stoff, Breitingers „kritische Dichtkunst" ward studirt, Bodmers „Discourse der Maler" die Bremer Beiträge, Hallers Gedichte wurden erlangt und verschlungen, sogar die damals so beliebten und so wirksamen englischen Wochenblätter, der Spektator, Tatler, Guardian waren in Klosterbergen erreichbar.

Nach zwei Jahren verließ er 1749 die Schule und zog zu einem Verwandten, dem **Dr.** Baumer, nach Erfurt, um philosophische Studien zu treiben. Dieser Baumer scheint ein sehr gescheidter Mann gewesen zu sein, der mit freien Ansichten nicht voreilig gegen den jungen Wieland herausgehen mochte und diesem keinen günstigen Eindruck machte. In kaustischer Manier las er ihm ein Privatissimum über Don Quixote, und sagte darin, Cervantes habe keineswegs bloß beabsichtigt, die spanische Chevalerie lächerlich zu machen, Don Quixote und sein Sancho seien die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechtes, es möge Schwärmer oder Tölpel sein, wie es wolle.

Leibnitz, Bayle und Wolf waren die Hauptstudien in Erfurt, 1750 kam er wieder nach Hause. Geist und Herz waren mannigfach bestürmt worden von allerlei Gedankenwelt, aber er war im Grunde noch der fromme Martin, als welcher er ausgezogen war. Jetzt traf ihn der Strahl, welcher in der christlichen Welt

alle Wege die Poeten zur farbigen That entzündet hat, es traf ihn die Liebe. Eine entfernte Verwandte, Sophie von Gutermann, kam nach Biberach zum Besuche. Sie war verstört worden durch einen gescheiterten Lebensplan, war eine der starken Seelen, die daraus nur stärkere Fähigkeit gewinnen zur Aufnahme starker Eindrücke, und so geschah's, daß sie den jungen, schwärmerischen Vetter mit theilnehmendem Blick betrachtete. Ein strenger Vater hatte sie von einem Verlobten getrennt, welcher sie allerlei schöne Kunst und Kenntniß gelehrt hatte, und hart und grausam war diese Trennung durch den Vater in's Werk gesetzt worden. Da gelobte sie sich, alle die schöne Fertigkeit des Gesanges, des Musicirens, des Italienischsprechens nimmermehr zu zeigen, und sie hat Wort gehalten.

Ihre Neigung für Wieland erwachte, als sie ihn eines Abends am Martinskirchhofe in Biberach stehen, und in schwärmerisches Sinnen versunken über die Gegend hinblicken sah. Auch sie fühlte sich angewiesen auf die stille Welt des Gedankens und der Natur, sie war ein schönes Mädchen, zwei Jahre älter als Wieland, sicher, stark im Leben, gedanken- und empfindungsreich; — eine innige schwärmerische Neigung ging in seinem Herzen auf, und als er nun nach Tübingen auf die Universität zog, da webte und schwebte er hoch und heilig in den Sphären jener reizenden Jugendschwärmerei, welche die edelsten Weltgedanken in sich trägt. Von Hörsälen, Studenten und Menschen entfernt lebte er auf einem Weinberghäuschen ob dem Neckar, wo er nach Stuttgart hinabfließt; das Thal, die Waldberge, dahinter die Berge der schwäbischen Alp, der Roßberg und die Achalm lagen Tag und Nacht vor seinen Augen, er las und las, und dichtete und schwärmte und verkehrte nirgends sonst mit der Welt.

Hier von Tübingen tritt er zum ersten Male in die Literatur heraus; er hatte noch keinen klaren Begriff von den Parteien und Ansichten draußen im Reiche der Schrift, aber Gottsched fühlte er sich doch wenig geneigt, die Schweizer mit ihrer würdigen Gesinnung zogen ihn mehr, er schickte sein philosophisches Lehrgedicht „die Natur der Dinge" an den Professor Meier nach Halle. Dieser, ein Vertrauter Baumgartens, welcher dessen erste lateinische Aesthetik deutsch bearbeitet hatte, war als Gegner

Gottscheds bekannt, er hatte auch eine empfehlende Beurtheilung des Messias herausgegeben. Wieland schrieb keinen Namen dazu, und Meier ließ es drucken, in der Meinung, es rühre von einem schwäbischen Edelmanne her. Kaum hat es Wieland abgeschickt, so scheint ihm ein andrer Plan noch besser, er schreibt in kurzer Zeit ein Heldengedicht „Hermann" und schickt dies ebenfalls anonym an Bodmer.

Dadurch tritt er in die erste Verbindung mit den Schweizern, besonders mit Bodmer und Schinz, es entspinnt sich ein Briefwechsel, Wieland geräth auf seinem Weinberghäuschen über den Messias, eine Begeisterung hebt ihn in die andere für diesen Sänger, er bestürmt Bodmer mit Fragen nach Person und Schicksal dieses Mannes, denn er weiß, daß Klopstock eine Zeitlang bei Bodmer gelebt hat. Der Gute! er wußte aber nicht, daß sich Bodmer in Klopstock getäuscht glaubte, und nicht mehr so begeistert war für den seraphischen Poeten. Es ist bei Klopstock und Bodmer bereits erwähnt, daß dieser im Messiassänger einen wirklichen Messias haben wollte, daß ihm Klopstocks frischer Menschensinn mißfiel, der auch die profane Bekanntschaft mit einem jungen Kaufmann pflegen, ja allenfalls um Geld zu erwerben in ein kaufmännisches Geschäft treten mochte, wie er dies wirklich später von Kopenhagen aus that. Einer dem Andern mißfällig waren sie geschieden. Klopstock hatte gewiß keine Schuld dabei gehabt, und es war auch vielleicht nicht bloßer Egoismus bei Bodmer gewesen, Klopstocks Theilnahme und Aufmerksamkeit allein zu besitzen; der unklare Idealismus berechtigte ihn vielleicht zu anderer Forderung.

Aber die laue Auskunft störte Wieland nicht, und Bodmer seinerseits hoffte noch einmal, sein poetisches Ideal neben sich zu sehen, er erwartete einen jungen Klopstock in Wieland, und lud ihn ein, nach Zürich zu kommen, in seinem Hause zu wohnen wie jener gethan.

Unterdessen war Wieland in seiner frommen und moralischen Richtung immer thätiger geworden, außer einem „Lobgesang auf die Liebe," welcher der Geliebten galt, und einem Gedichte „der Frühling," hatte er seinen Abscheu vor den leichtfertig sinnlichen Franzosen, vor den Crebillon, der Ninon de l'Enclos, vor den leichtfertigen Römern wie Ovid Worte gegeben, er hatte „mo-

ralische Briefe" und einen „Anti-Ovid" abgefaßt. Kurz, er schrieb hier, und noch Jahre lang darauf gegen die Schriften, welche er später geschrieben hat.

Von Tübingen ging er noch auf einige Zeit nach Hause, um seine Sophie von Augsburg zu erwarten, und dann wirklich zu Bodmer nach Zürich.

Er wehrt sich später sehr, daß man ihn einen Schildknappen Bodmers nenne, aber er war im Grunde nichts Anderes, und das nahe Verhältniß dauerte auch im Grunde nicht länger, als er es war. Was er aus Bodmers Hause schrieb, „Abhandlungen von den Schönheiten des epischen Gedichts: „der Noah," eine Sammlung der Zürcherischen Streitschriften gegen Gottsched, ein „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes," — Alles geschah zur Verherrlichung Bodmers. Die Ansichten über Leben und Dichtung überhaupt, die an sich sehr mager blieben, gewinnen für den Zuschauer eine förmliche Heiterkeit, wenn er sieht, wie sie sich gegenseitig in Zorn reden gegen Anakreon und Tibull, und gegen alles ähnlich Leichtsinnige. Und doch berufen sie sich in aller übrigen Frage auf die Klassiker, deren sämmtliches Wesen von einem Heidenthume getränkt war, wie es Bodmer und Wieland bei nur einiger Konsequenz verabscheuen mußten. Es begegnete nun auch, daß sich letzterer von seinem Herrn und Meister das Thema zu einem Gedichte geben ließ. Bodmer sang bekanntlich vorzugsweise Patriarchen, so ward denn Abraham beliebt, und Wieland dichtete „die Prüfung Abrahams," worin sich zu dem monotheistischen Kreise auch die Musen und unmoralischen Olympier neugierig zudrängten.

Engländer hatten nebenher noch die meiste Gewalt, um so größere, je empfindsamer, je zerflossener sie waren; Elise Rowe veranlaßte ihn „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde" zu dichten.

In all dies überirdische Weben krachte plötzlich ein Schlag, welcher zur Besinnung, zum Umschaun nach der wirklichen Welt aufschreckte: — zu Anfange des Jahres 1754 war die fortwährend wie ein Seraph geliebte Sophie plötzlich Frau von Laroche. Alle Himmel brachen zusammen.

Es kommt nun zwar noch eine Epoche, wo jene theologische Richtung Wielands noch höher steigt, als bisher, wo sie in direkt

feindliche Thaten gegen allen Anflug von Sinnenwelt ausbricht. Aber darin lag doch schon die Krisis. Dahinein gehören besonders „die Empfindungen eines Christen," worin er allen Schimmer der Welt, sei er noch so harmlos, bis in die Hölle verdammt, worin er die geistlichen Behörden auffordert, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten," worin er die Dichtungen von Uz namentlich als solche denuncirt, welche vertilgt sein müßten.

Zu dieser Verirrung half auch noch der christliche Nebenzweck, einem literarischen Angriffe vorzubauen, der von Uz und dessen Freunden her Wieland und Bodmer drohte.

In dieselbe Gattung gehören die „Sympathien," die „platonischen Betrachtungen über den Menschen," und all die kleineren Sachen, welche er damals schrieb. Alles ist Mystik und Kasteiung, die Dichtkunst des Schönen wird ein „Wein der Teufel" genannt, Gleim wird geschmäht, Petrarka bedauert, Pindar nicht minder, weil er gemißbraucht worden sei zur Verschönerung der heidnischen Göttergeschichte; kurz, sagt der junge Wieland, „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche Mal vorziehen."

Mittlerweile war er aus Bodmer's Hause geschieden, und hatte den Unterricht einiger jungen Leute übernommen, er kam mit der Welt in öftere Berührung, er entlud sich noch einmal seines Eifers in einem Sündenregister Gottscheds, dann sank er in eine Schwäche, in eine Pause von mehreren Jahren, die sogar körperlich erkennbar wird. „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz," — schreibt er 1756 — „ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Hirn dem denkenden Wesen oft versagen."

So bereitete sich allmählig ein Uebergang. Er ward mit jungen Männern bekannt, mit Geßner, Füßli, mit Zimmermann, er ward gleichgültig gegen Bodmer's Vorwürfe, daß er die Zeit verschwende, er sammelte sich einen Kreis älterer Frauenspersonen, gab denen phantastische Namen, philosophirte und schwärmte mit ihnen, wie sich das eben ergab, und wie es dem stets weiblich breiten Wesen Wielands zusagte. Er nannte diesen Kreis

bereits sein Serail, und sich den kleinen Großtürken. Mit einer 44jährigen Wittwe wurde das Verhältniß bereits enger, die platonische Liebe kam in Gefahr, und er wendete sich rasch zu einem schönen jungen Mädchen. Man sieht, die „christlichen Empfindungen" nehmen einen ganz wunderlichen Weg, es finden sich in seinen Briefen schon Stellen, wie folgende: „Shaftesbury hat Recht! — wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl sein soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehn — wider all diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündiget."

Dazwischen wird indessen Ninon de l'Enclos noch eine atheistische Metze genannt; die Ausfälle gegen Uz und Aehnliches aber werden schon bedauert, Shakespeare wird erkannt und gepriesen, Ariost mit Vergnügen studirt, der Don Quixote wird wieder zu Gnaden aufgenommen. Als die Ackermannsche Gesellschaft sich aus dem siebenjährigen Kriege aus Deutschland nach Zürich flüchtet, wird er ein leidenschaftlicher Theatergänger, und schreibt sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray," eins der ersten Stücke neben Brawe's Brutus und einem Stücke von Elias Schlegel, das in fünffüßigen Jamben geschrieben war.

Lessing hat es beurtheilt, und, die Schwärmereien Wielands bei Seite schiebend, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne vorausgesagt, daß dieser junge Mann noch ganz andere Dinge schreiben werde, sobald er nur erst in die Welt käme, und deutlich erblickte; die Dinge seien ganz anders, als er sie mit Herrn Bodmer gesehn hätte. Diese Mäßigung Lessings ist bemerkenswerth, da der junge Mann ihm und den Freunden desselben schon großen Aerger gemacht hatte. Bekanntlich erhob sich ja Bodmer feindlich gegen die Fabeln und manche kritische Ansicht Lessings, und Wieland hatte dabei keinen glücklichern Blick gezeigt.

Wielands Aufenthalt in Zürich schloß sich mit dem Anfange des Heldengedichtes Cyrus, mit kleinen politischen Aufsätzen, z. B. „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen," und mit Plänen zu einer Wochenschrift. Aus den letzten Züricher Jahren stammt auch „Araspes und Panthea" und „Theages oder über Schönheit und Liebe." Im Cyrus also war er bereits zu einem ganz irdischen Helden herabgestiegen, der einer menschlichen Charakteristik bedurfte. Er ging

nun, im Sommer 1759, nach Bern, um dort wieder eine Privatlehrerstelle anzutreten. Zuerst versuchte er es kurze Zeit als Hauslehrer, dann ging er wieder zu seiner Manier in Zürich über, mehreren Jünglingen ein Paar Stunden des Tags Vorträge zu halten.

In Bern geht jener begonnene Uebergang aus dem Pietismus reißend schnell weiter. Das mehr ländliche Zürich mit seiner schönen Lage am See, die Vergangenheit, welche ihn durch Bodmer und manches Andere mahnte, erhielt den Apostaten doch immer noch in einer leidlichen Neigung für früheren Drang, — Bern aber trat ganz anders entgegen. Hier herrscht die Stadt, die Natur tritt zurück, patrizische Aristokratie bewegt sich in stattlicher Geselligkeit, man liebt Glanz und Schimmer, reimlose Gedichte sogar interessiren nicht, und Wieland läßt deshalb seinen Cyrus liegen, will den Bernern zu Gefallen den Landbau besingen, kommt vor Spazierfahrten, vor Besuchen, vor Liebschaften nicht dazu; Wieland der Züricher verschwindet nach und nach völlig. Die schönen Augen der Mariane Fels und der blendende Geist der Julie Bondeli nehmen ihn vorzugsweise in Anspruch. Er hat nichts in Bern geschrieben als ein rührendes Trauerspiel „Klementina von Porretta," womit er seine frühere Empfindsamkeit zum letzten Male verherrlichen, und die spröde Julie erweichen wollte.

Die Neigung für dieses gelehrte Mädchen erreichte von all den einzelnen Sympathieen die größte Höhe, er ging lebhaft mit dem Plane um, ihre Hand zu begehren, und als ihn seine Vaterstadt Biberach in den Rath gewählt hatte, da folgte er diesem Rufe auch deswegen, um bald Herr einer unabhängigen Lebensstellung zu sein, wodurch ein ehelich Leben möglich gemacht würde. Im Streben darnach hatte er schon beabsichtigt, eine Buchhandlung und Buchdruckerei anzulegen. Dies unterblieb, er ging 1760 nach Biberach, und hatte dort vier Jahre lang mit aller kleinstädtischen Kabale, die er später in den Abderiten schilderte, und mit den Religionsfeindseligkeiten seiner Heimath zu kämpfen, damit er Kanzleidirektor werde und ein Einkommen von tausend Gulden erhalte. Die Entscheidung zog sich bis nach Wien, und nach dieser Seite erhielt er ganz unerwarteten Beistand.

Eine Stunde nämlich von Biberach entfernt liegt der Markt-

flecken Warthausen, und darin auf einem Berge ein Schloß der mächtigen Grafen Stadion. Der alte Graf lebte dort, und neben ihm der Generaldirektor aller Stadion'schen Güter, und dies war der Gatte Sophieens, war Herr von Laroche, ein Mann der von unermeßlichem Einflusse auf Wieland geworden ist.

Dahin nach Warthausen kam denn Wieland auch von Biberach, ward jenes höheren, in französischer Art sich bewegenden Gesellschaftslebens theilhaftig, sah seine frühere Geliebte wieder, gewann unverhofft nachdrückliche und durchgreifende Unterstützung für seine Kandidatur in Biberach, und verkehrte viel mit Laroche.

Dies Letztere wurde die Hauptsache. Das Verhältniß mit Julien hatte sich wieder gelöst, Sophien gegenüber blieb er unbefangen — denn die gegentheilige Nachricht, welche lange gegolten hat, beruht auf Irrthümern — er war frei, und empfänglich, die Natur Laroche's konnte sich seiner bemächtigen. Und das geschah, und darin lag der größte Wendepunkt in Wieland's Leben.

Wieland ermangelte durchaus einer starken Tiefe; was man die gewaltige Potenz eines großen Genius nennt, das war in ihm nicht vorhanden; mannigfache, ja reiche Anlage war in alle Wege da, rühriger Fleiß, rastlose Bewegung und Thätigkeit, leichte Fassung, rasches Geschick des Bildens kam überall zu Hilfe. So sieht man ihn alle Interessen schnell ergreifen und sich aneignen, er wendet sie und wirft sie in sich umher, aber irgend eine zu ergründen und nachhaltig zu erschöpfen, das lag außer seiner Kraft. Die weibliche Art herrscht durchaus vor, sie bestimmt auch seinen Stil vom frühen Anfange seiner Schriftstellerei bis zum späten Alter: artig, leicht gewendet, gefällig, langathmend, breit, geschwätzig umkreis't er die Dinge, statt in sie einzudringen.

Im Innersten fühlte er doch in Biberach, daß er nach so viel Versuchen einen starken poetischen Halt nicht ergriffen habe; über den frommen Moralismus glaubte er sich hinaus, und doch war kein recht anderes Princip gewonnen. Oder er fühlte auch dies nicht besonders stark, und der Lebens- und Dichtungsdrang in ihm verlangte nur irgend ein Etwas; romantischen Reiz und Zauber hatte er genug in sich, Drang nach einem Zwecke war von der ernsten Tugend auch noch übrig geblieben, es kam also das Wirken dieses Mannes zumeist auf eine schmeichelnde poetische

Unterhaltung hinaus, für welche immer die kleine Möglichkeit einer moralischen Rechtfertigung oder Bemäntelung übrig blieb, wenn man ihn gar hart zu einer Vertheidigung drängte. Laroche, ein kühler, scharf verständiger Lebemann, gebildet in der großen Welt, ein kleiner geistreicher Mephisto, welcher die Lücken der literarischen Thätigkeit besser sah, als das, was sie ausfüllen konnte, war die nächste und stärkste Veranlassung für Wieland. Er hob ihn in die lächelnde Welt des Tages. Und wie gern ließ sich Wieland heben! Es war durchaus etwas von jener viel citirten Frau aus Göthe's Meister in ihm, von der Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, Wieland war ein Anempfinder in der Literatur, aber er war im Vortheile zu jener Dame, mit außerordentlich vielen und schönen Anlagen ausgerüstet. In der Jugend schrieb er stets in Stoff und Form, wie das letzte Buch, was ihn stark interessirt hatte; wie er sich Bodmern anempfand, ist deutlich gewesen, sogar der Julie Bondeli empfand er Vieles zu Gefallen. Von der überlegenen Natur Laroche's empfand er an, was sich von einer so verneinenden Natur anempfinden ließ: er befreite sich mit einem leichten Achselzucken von seiner frühern Welt, er suchte sich heiter dasjenige, was leicht und graziös anregen und poetisch beschäftigen könne, ohne doch mehr zu wollen, was interessante Gegensätze aufstelle, ohne sie doch schwer dogmatisch zu überwinden. So entsteht seine graziös lüsterne Gattung des reizenden Verses um die jetzige Zeit, sein „Idris und Zenide" seine „Musarion," seine „komischen Erzählungen," die Grazien wachen auf; mit dem „neuen Amadis" holt er direkt einen Stoff von den Franzosen herüber, sein „Agathon" beginnt, worin er in diesem zu Delphi keusch aufgezogenen Jünglinge sich selbst und in der Psyche seine Sophie schildert, und all den Idealismus seiner früheren Zeit, welchem der Realismus des Hippias so gefährlich zusetzt. Die halbe Satire, welche so leicht entsteht, wenn man sich einer Welt bemeistern will, ohne ihrer ganz Herr zu sein, brach Don Quixotisch in seinem „Silvio von Rosalva" aus. An Frau von Laroche hatte er immer noch eine Schranke ernster Mißbilligung, wenn er der Sinnlichkeit so viel Raum und Lockung gönnte, sie schüttelte das Haupt dazu; die früheren Freunde, Geßner und Zimmermann, drückten zuweilen ihre Bestürzung aus, kritische Stimmen erhoben sich über

Immoralität, Laroche lächelte. Da schrieb denn Wieland immer: „o, ich bin hier von langweilig juristischen Arbeiten geplagt, ich dichte manche dieser Leichtfertigkeiten auf dem öden Rathhause unter Akten, damit ich eine Erheiterung habe, und im Nothfalle kann ich alle moralisch rechtfertigen, entweder sie haben doch eine moralische Tendenz, oder sie nehmen eine moralische Wendung, ganz gewiß, Ihr mögt dies glauben!"

Diese Schattenseite Wielands soll man sich nicht bergen, diese Schwäche des Halts, diesen Mangel des Princips, diese Verlüsterung und unpassende Vermischung des griechischen Sinnenlebens, der schönen Nacktheit, diese furchtsame, kleinstädtische Ansicht davon bei großer Neigung dafür. Aber die Nachwelt soll auch die großen Verdienste nicht so gering schätzen, wie es damals von Wieland's kritischer Mitwelt geschah. Wieland hatte eine sehr üble Lage: mit den Gegnern Bodmers hatte er es früher durchaus verdorben, da er als fanatischer Verfechter Bodmers auftrat, die Theilnehmer an der „Bibliothek" in Berlin also konnten ihm von vornherein nicht sehr gewogen sein, und doch verfuhren sie noch am Säuberlichsten mit ihm, es verdroß ihn nur der Ton, wie der junge Abbt, wie Nicolai über ihn sprachen. Mit Uz und den vielen Verehrern dieser Muse war die übelste Stellung entsprungen durch jene unverzeihliche Anklage aus Zürich, welche Wieland um die jetzige Zeit bitter bereute. Bodmer und dessen Freunde, um derentwillen er so viel auf sich geladen, waren jetzt seine tiefsten Feinde, da er sich so entschieden abgewendet von der patriarchalischen Fahne. Sulzer, der in seiner Jugend schon altmodisch war, und in dieser übeln Eigenschaft später eine Theorie der schönen Künste gab, war ihm sehr übelwollend. Klopstock hatte ihn nie geliebt, und dort oben im Norden fand sich viel Mißwilligkeit gegen Wieland. Mit Klopstock hing sehr genau zusammen Gerstenberg, welcher damals seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" herausgab, und sich sehr herb über Wieland äußerte. Weiter oben im Norden waren ihm auch Hamann und Herder nicht eben zugethan. — Alles nagte an ihm, und so wie es seiner kritischen Ausbildung nachtheilig war, daß er in seinem Biberach, abgelegen „wie am Caspischen Meere," Vieles nicht zu Gesichte bekam, so war es doch seiner Produktion günstig, daß er von dem steten Mißwollen und Tadel nicht allzu

nahe und allzu deutlich gestört wurde. Diese Produktivität war außerordentlich, in diesen Jahren zu Biberach wuchs ihm eine Schrifternte von allen Seiten; auch an die Uebersetzung des Shakespeare ging er hier. Daß ihm diese quellende Hervorbringung nicht angerechnet, ja daß sie ihm auf allerlei Weise verleidet wurde, das war ein nicht zu entschuldigendes Unrecht. Mochte es ihm an kritischer Schärfe fehlen, das Feld des Grundsatzes so tief mit umzugraben, wie damals begonnen wurde, seinen Theil steuerte er doch bei, und wenn dieser Theil nicht erschöpfend war, so war er doch reich. Und in allem Uebrigen fand sich bei ihm der schönste Erfolg: was brachte er für Formen und Stoffe herbei, welche in der jungen kritischen Armuth noch keinen Platz und zum Theil darum keine Anerkennung fanden! Wie schmeidigte er die Sprache, wie gefällig wendete er, und gruppirte er sie! Er schuf den weichen, lockenden Vers, dessen man unsere Sprache bis dahin gar nicht fähig geglaubt hatte, und wenn wir das heut noch finden, und wenn wir nur etwa aussetzen, daß Wendung und Gedanke sich großentheils nicht aus einer leichten Trivialität emporschwingen, so fällt dieser Tadel in die oberflächliche Begnügtheit des Standpunktes, welcher schon gerügt worden ist. Was bei diesem Standpunkte ein unversiegbar sprudelndes Talent schaffen konnte, das schuf er, und die Lebhaftigkeit der Erfindung war ein völliges Wunder neben einer vorzugsweis kritischen Welt, die, wie immer, bei ihrem tieferen Beginn nicht ohne einige Dürre der Erfindung zu sein schien.

Der beste Kritiker allein erkannte das auch, und hatte immer ein eindringend günstiges Wort für Wieland: Lessing schalt auf's Heftigste, daß man einen philosophischen Roman, wie man ihn noch gar nicht besessen, daß man Agathon so oberflächlich beachte, daß man eine Uebersetzung des Shakespeare, welche so willkommen sei, mit so wenig Berücksichtigung aufnehme.

Allerdings war diese Uebersetzung sehr flüchtig gearbeitet, und Gerstenberg, des Englischen kundig, mochte mit Recht viel daran zu tadeln finden, aber die ganze, große Gabe, welche Wieland bot, blieb deshalb preisenswerther als man sie nannte. Lessing sprach auch nur ein paar Mal kurze Worte, und er machte nicht die Zeitungsstimme. Von dieser hatte Wieland eigentlich nur Riedel, dessen Name beim Klotzischen Streite schon genannt ist,

da er dabei dem Klotz in vieler Weise behilflich war. Riedel war ein lebhafter, talentvoller Mann, zu der Zeit Professor an der Universität in Erfurt, und in allerlei Literaturthätigkeit höchst rührig, mannigfach und deshalb nicht selten flüchtig. Er gab zuerst eine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" heraus, wenigstens den ersten Theil davon; seine bewegliche Theilnahme an tausend andern Dingen erlaubte ihm keine Stetigkeit, er begann „Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben," worin berühmte Zeitgenossen beurtheilt wurden, er gab eine „philosophische Bibliothek" heraus, und steuerte zu den meisten Journalen von Bedeutung bei.

Dieser Riedel lobte eigentlich allein den übel gestellten Wieland, und Wielands Stellung blieb eigentlich auch in der Folge eben so übel, da Goethe mit den Frankfurtern seiner spottete und Voß und die Göttinger sein Bild verbrannten. Jenen war er zu zahm, diesen zu ausgelassen, — wir sehen stets in halber Antipathie das innerliche Getriebe der Literatur um ihn gruppirt. Das kommt daher, weil er nach keiner Seite hin kräftig und ganz zu einer Ehrfurcht gebietenden Durchbildung des Princips kommt, weil er sein ganzes Leben hindurch in der Halbheit tändelt, und doch so großes Talent an den Tag legt, um großer Theilnahme werth zu sein. Heiterkeit und lächelndes Gewissen, Reiz, Lockung der Sinne wollte er entlehnt sehen aus der griechischen Welt, aber alle Konsequenz davon sollte, bedeckt mit moralischer Salbung, beschworen werden. Wo sich dies Princip zu einer dreisten künstlerischen Ganzheit aushob, wie dies bei Heinse geschah, da entsetzte er sich; wo eine andere Richtung, wie in Shakespeares Falstaff zu derbem Ausdrucke sich steigerte, da war sein Geselligkeitstakt verletzt, wo er antike Verhältnisse, wie in seiner Oper Alceste nahm, da erschrak er vor starker Ursprünglichkeit, wo er mit feinem Gefühle wichtige Gegensätze zur Sprache brachte, wie im Agathon, da gebrach ihm der Muth, sie schonungslos und in voller Ausdehnung als Gegensätze gegen einander wirken und sich darstellen zu lassen, — diese Halbheit erklärt seinen Charakter, seine Bildung, seine Stellung. Jene kleine Farce, welche bei einer Flasche Burgunder eines fröhlichen Nachmittags von Goethe niedergeschrieben wurde, jene „Götter,

Helden und Wieland" trifft in aller Flüchtigkeit und allem Uebermuthe den Wieland'schen Schaden in's Herz hinein.

Eins nur behielt er unwandelbar lange Zeit für sich zum Ruhme seines Talents, dies war das Publikum. Seine Sachen wurden viel, wurden gern gelesen, und erlebten neue Auflagen. Eigentlich schuf, oder lockte Wieland einen großen Theil des belletristischen Publikums, der vorher in Deutschland gar nicht bestanden hatte, dasjenige Publikum, was geistreich, leicht, anmuthig unterhalten sein wollte, was nicht Erhebung, sondern Anregung vom Dichter wollte, was weniger vom Dichter als vom Poeten sprach, was den Reiz der französischen Geselligkeit kannte oder kennen wollte, was nach der Klopstock'schen Seite hin keine Berührung fand. Dies Publikum ward immer größer durch die wachsende Theilnahme an französischer Form und Schrift, durch den wachsenden allgemeinen Prozeß, die wichtigsten Dinge, wenn auch nur spielerischer Weise in Frage zu ziehen. Dies Publikum hatte sich einen Anflug von populärer Philosophie zugeeignet, und der poetische Vertreter dieser Philosophie war Wieland. Dies Publikum, meist in leidlichen Umständen, war gar nicht darauf gestellt, die Lebensfragen ergründet und zu einem Endresultate geführt zu sehen: nein, hebe die Decke, lieber Poet, nur einen Augenblick, das giebt eine Reizung, dann lasse sie rasch wieder fallen, zieh Dich mit einem Scherz aus der Affaire, gieb eine moralische Wendung hinzu, damit es nicht jedem Unberufenen einfalle, dergleichen ohne Weiteres zu versuchen, und wir wollen Deiner Unterhaltung klatschen!

Graf Stadion, der als Staatsmann immer nur französische Bücher gelesen hatte, sagte zu den heitern Poesieen Wielands, er habe die deutsche Sprache niemals für fähig gehalten, dergleichen graziöse Dinge so graziös auszudrücken.

Dies war Wielands Stellung, welche ihm eine neunjährige Thätigkeit von Biberach aus begründet hatte, er war ein viel gelesener, viel besprochener Autor. Kenntnisse genug hatte er an den Tag gelegt, wenn auch nur seine philosophische Uebersicht im Agathon angerechnet werden sollte; es war daher erklärlich, daß ihn der Kurfürst von Mainz auf Laroche's Empfehlung zum ersten Professor der Philosophie nach Erfurt berief, damit er

durch seinen popularen Ruf der nicht besonders blühenden Universität zu Hilfe komme.

Wieland machte sich im Sommer 1769 mit seiner Familie dahin auf. Es ist hierbei nachzuholen, daß er in der Biberacher Zeit, wo er von den Idealen geschieden war, und sich nach dem erreichbar Bequemen umsah, auch geheirathet hatte, und zwar im alltäglichsten Gange. Die Mama und die Muhmen fanden die Kaufmannstochter aus, sie war leidlich hübsch, sie gefiel Wieland leidlich, und das ward für hinreichend befunden. Zu gutem Glücke kam ein gutes Herz in den leer gelassenen Platz der höheren Herzensforderung, und es ward eine ganz zufriedene und behagliche Ehe; der neue Professor spielte in Erfurt, wo er wenig Umgang fand, mit seinen kleinen Mädchen in heiterer Behaglichkeit.

Seine Thätigkeit mußte in Erfurt zunächst auf die Vorträge gerichtet sein, welche er halten wollte, obwohl diese nicht streng von der Regierung gefordert wurden. Wir sehen ihn also unmittelbar in die popular-philosophischen und in die kritischen Untersuchungen jener Zeit eintreten, obwohl er nach alle dem, was sich bis jetzt an ihm herausgestellt hat, nicht eben mit durchdringendem und erschöpfendem Scharfsinne ausgerüstet war. Im ersten Jahre las er über „die Geschichte der Menschheit" und legte dabei Iselin's oben angeführtes Werk zum Grunde. **Montesquieu's esprit des loix** ward nebenher zur Ausführung benutzt. Diese Studien erzeugten seine Schrift „Geschichte des menschlichen Geistes." Die beiden andern Jahre, welche er noch in Erfurt war, las er über „Geschichte der Philosophie" nach Formey's Grundrisse, über „allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste," über einzelne Komödien des Aristophanes, über Briefe und über die Dichtkunst des Horaz, manche halb philogogische und anthropologische Vorlesung fand sich dazu, auch eine über Don Quixote.

Es ist indessen nirgends ersichtlich, daß er zu einer größeren Schärfe der Prinzipien gelangt wäre; seine Widersacher behaupteten nach wie vor, daß wenn er auf irgend einen Grundsatz eingehe, dies stets nur in schwankender Weise, meist versteckt, mit unpassender geschwätziger Zuthat, und nirgends präcis geschehe.

Außer dem „Amadis" und den „Grazien," die er hier vollendete, trägt auch seine übrige Produktion einen Beigeschmack oder Stempel vom Professorat: gleich zu Anfange schrieb er die „Dialogen oder den Nachlaß des Diogenes," worin dieser Cyniker gehoben wurde, und worauf er großen Werth legte; gegen das Ende verfaßte er den berühmten „goldnen Spiegel," der auch lehrreich gestempelt eine Art Fürstenspiegel werden sollte. Er hatte hierbei Joseph den Zweiten im Auge, welcher allen Literaten jener Zeit ein wichtiger Punkt der Aufmerksamkeit und Hoffnung wurde. Es ist viel Gutes und Beachtenswerthes in diesem Buche, dies gehört aber freilich mehr in die politische Klugheitslehre oder in die politische Tugend, als in die Poesie, und der Mittelpunkt alles Wieland'schen Gebrechens tritt daraus entgegen: mit einer überaus fruchtbaren Phantasie begabt, hat er nicht den freien poetischen Muth, diese Phantasie frei schaffen zu lassen, sondern trivialisirt sie. Der Erfolg, wie er jetzt vor uns liegt, zeigt deutlich, worin Wieland sich dauernd erheben konnte. Da, wo er jener leichtbeflügelten Phantasie den Zügel ließ, wie in seinen poetischen Mährchen und Erzählungen, wie besonders in seinem Oberon, da ist er in Anerkenntniß der Nation fest geblieben, da hat er das seinem Talente Erreichbare glücklich erreicht, eine liebliche Verbindung mit höheren Welten lieblich bezeichnet. Wo er diese seine poetische Fähigkeit mit kritischem und moralischem Beiwerke behaftet, dem er in energischer Durchbildung und Aufstellung nicht gewachsen war, da ist er vergessen. Sein Oberon und manche poetische Erzählung von ihm wird heute noch gesucht, nach dem Uebrigen fragt nur der antiquarische Forscher.

Im Jahre 1772 traf ihn die letzte große Veränderung seines äußerlichen Lebens: die Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar, die für deutsche Bildung so großartig gewordene Amalie berief ihn zur Erziehung der Weimarischen Prinzen. Mit unbefangenem Blicke hatte sie durchgesehen, daß hinter den kleinen Leichtfertigkeiten, welche man Wieland vorzuwerfen pflegte, eine heitere gesegnete Welt lag und eine würdige Seele. Der goldene Spiegel war dabei thätig gewesen. Sie übergab ihm zur Ausbildung ihren theuersten Schatz, ihre Söhne, von denen Karl August in

wenig Jahren die Herrschaft selbst übernehmen sollte. Nun konnte Wieland seinen goldenen Spiegel verwirklichen.

Mit Anfang des neuen Jahres 1773 begann er in Weimar seinen „teutschen Merkur," eine Zeitschrift, die nach ungefährem Vorbilde des **Mercure de France** nicht nur für Gelehrte, sondern für den gebildeten Stand überhaupt geschrieben sein sollte. Nach solcher Richtung hin hatte sich ja auch Wielands ganzes Wesen geformt: hierbei zu seinem Vortheile und sonst zu seinem Nachtheile schwammen in ihm die Grenzen ohne besondere Schärfe durcheinander.

Mit solch einem Unternehmen trat er dicht an die Parteien der Bildung mitten unter die Sympathieen und Antipathieen jener Zeit, und nach dieser Seite hin, wo dies ausgesprochen wurde, nach Seite der Schriftsteller hin brachte er wenig günstigen Vorrath mit sich. Einmal war er nur mit zwei Leuten eng verbunden, dies war Gleim und Georg Jacobi. Gleim war ein braver Mann, aber wenn es sich um öffentliche Vertretung handelte, so galt er Wenig: er that es allen zuvor in Güte des Herzens und Unklarheit und Verschwommenheit der Ansicht. Die Zeit rückte lebhaft; klares, bewußtes Prinzip, Geschicklichkeit, Kraft, dies geltend zu machen, das that jetzt vor allem Uebrigen noth. Georg Jacobi half ebenfalls wenig, theils war er ein Lyriker von der Zeit, die jetzt bereits die vergangene hieß, theils war er weder durch Neigung, noch durch Scharfsinn zu einem gelegentlichen Kampfe für sich oder seinen Freund ausgerüstet. Wichtiger war Fritz Jacobi, der Bruder, mit welchem Wieland kurz vor seiner Ankunft in Weimar bekannt geworden war. Dies geschah auf Ehrenbreitenstein, wo Laroche damals wohnte, und wo Wieland zum Besuche eintraf. Fritz Jacobi, von heißem Kopfe und Herzen, begrüßte Wieland enthusiastisch. Es ist eine Schilderung erhalten, worin Jacobi die Ankunft Wielands beschreibt: — Laroche und er laufen ihm bis an die Treppe entgegen, „Wieland war bewegt und etwas betäubt." — „Während dem, daß wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer

zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland! Wieland — o ja, Sie sind es, — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt. — — „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußeren Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedan-

ken, oder eine Situation durchgeschaut und durchempfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte."

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätzte ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindung seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit."

Aber just dieser Fritz Jacobi gab Wieland am Meisten zu schaffen. Er war viel jünger, er wuchs jetzt, wo Wieland nur Einzelnes änderte und bildete, erst in eine Lebensbildung hinein, und zwar in eine solche, die täglich verschiedener ward von der Wieland'schen. Darum schloß er sich enthusiastisch an eine Jugend, welche sich gar nicht besonders freundlich zu Wieland verhielt, namentlich eine Zeitlang an Goethe, welcher damals alle Welt durch eine geniale Liebenswürdigkeit überwältigte. Später ging Fritz Jacobi's Richtung noch ganz anders in innerliche Welten, welche weitab lagen von Wielands Betheiligung.

Also auch von hier, wo doch Energie vorhanden, ließ sich wenig Unterstützung für Wieland voraussehen. Und so stand er denn im Grunde allein den Parteien gegenüber, welche damals das literarische Deutschland bewegten, und es blieb dies nicht mehr auf sich beruhen, denn er trat in seinen bejahrten Tagen als Journalist auf.

Die Parteien selbst sind schon einmal flüchtig angedeutet. Unwichtiger waren die Wiener, jene Barden Denis, Mastalier, Kretschmann, welche für Fingal schwärmten und für die Pikten und Celten, aber die üble Art, in welcher sich Wieland guten Rechtes über sie äußerte, traf auch eine Seite Klopstocks.

Die Düsseldorfer ferner, wo sich die Jacobi mit Heinse um eine neue Zeitschrift „Iris" vereinigten, blieben doch lange noch

in leidlicher Verbindung mit ihm, obwohl auch im belletristischen Haupttalente derselben, in Heinse, eine konsequente Absonderung von Wieland sich bildete. Bei diesem nämlich ging das heitere Element der Sinnenwelt, was Wieland angeregt hatte, stark und dreist in griechisches Streben nackter Schönheit aus, zu großer Betroffenheit und großem Aerger Wielands. Dies gab denn auch öfters Reibung und ein seltenes Entgegenkommen.

Ganz schlimm gestaltete sich nach einer entgegengesetzten Seite das Verhältniß zu den Göttingern. Diese Jünglinge, die sich großentheils an Klopstock anschloßen, wurden allmählig leidenschaftliche Gegner Wielands. Er hatte an ihrem Musenalmanache Mancherlei ausgesetzt, er mißbilligte auch dort die Barden-Terminologie, die Wigamur und Siegmar, er mißbilligte die „tartschebewappnete," ohrzerreißende Uebersetzung der Griechen, und besonders Voß, den das Meiste traf, nahm heftig Partei gegen ihn. Bei einer Feier des 2. Julius, des Geburtstages von Klopstock, verbrannte man Wielands komische Erzählungen und sogar das Bildniß Wielands; in alle Verehrung Klopstocks, welcher stets Antipode Wielands war, welcher diesen Jünglingen einmal präsidirte, welcher in seiner Gelehrtenrepublik verhüllt auf Wieland zornig deutete, mischte sich immer heftigere Opposition gegen diesen. Ausländerei und Wollust ward ihm zur Last gelegt, Voß trat direkt mit dem Namen heraus und rief:

„Nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet —"

zur Feier von des jung verstorbenen Michaelis Todtenopfer.

Am Gefährlichsten erschien die Feindseligkeit der Frankfurter, bei denen das meiste Talent, und von denen Goethe mit Spott gegen Wieland auftrat. Eine Oper „Alceste," welche dieser in Weimar geschrieben und aufführen ließ, gab die nächste Veranlassung. Dies ist oben näher berührt. Diese Frankfurter, zu denen, außer Goethe, noch besonders Lenz und Klinger gehörten, und welche die sogenannte „Genie-, oder Sturm- und Drang-Periode begannen," ehrten eigentlich am höchsten Wielands dichterisches Talent, sie hatten nichts gegen das, was die Andern Ausschweifung nannten, aber sehr viel gegen seine moralische

Bemäntelung, gegen den Mangel an konsequentem Muthe in ihm. „Die Verehrung Shakespeare's" — sagte später Goethe selbst— „ging bei uns bis zur Anbetung." Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben, und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß, und in unserem Auge das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hierzu kam, daß er sich nun auch gegen unsere Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet, wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben, und sich an den trefflichen Alten und ihrem höheren Stile unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe, gesunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte."

In dieser Stellung, an der Spitze einer Zeitschrift bedurfte es eines Literaten, der sich dessen klar bewußt war, worin er übereinstimmte, worin er sich unterschied, dessen, was für ein würdiges Ziel auf Tod und Leben zu bekämpfen oder nur einzuschränken sei, es bedurfte, mit einem Worte, eines festen Charakters der Bestrebung und eines eisernen Muthes, ihn geltend zu machen. Beides gebrach Wieland. Ueber seiner vielfachen Auswählung unter Wegen und Principien war ihm die feste Einheit entschlüpft. Ein glückliches Naturel gewährte ihm für den Privatmann diejenige Stimmung, welche Verschiedenartiges, ja Entgegengesetztes gelten zu lassen oder doch zu würdigen versteht. Dies Naturel erhielt ihn human. Aber weil er es nicht zwischen starke Nothwendigkeiten zu gruppiren wußte, so erschien es auch

in seiner edelsten Aeußerung als Schwäche; weil es sich nicht in Nothwendigkeiten der Folgerung begründete, so ward es wirklich literarische Unmacht.

Deshalb gewinnt seine Aeußerung, einer immer aufgeregteren Welt gegenüber, die Farbe der Unzulänglichkeit. Er ist sich all der Fragen, welche ihn bestürmen, wohl bewußt, er ist dieser und jener sogar überlegen, aber nirgends weiß er seine Ansichten für eine wirkliche Schlacht zu sammeln, und so wird er schwatzhaft und erficht keinen Sieg. Es war ihm früher bei kleinerem Verhältnisse eben so ergangen, als er die sinnliche Lockung in seinen Gedichten halb moralisch zu vertheidigen, halb scherzhaft in artige Beispiele oder Nebenwege zu führen wußte: er genügte damit nur einem neugierigen und gefälligen Publikum. Jetzt wurden die Kämpfe wichtiger, jetzt suchte man allerseits, oft mit Uebertreibung ein Princip, wer nur das seinige nachdrücklich aufzustellen oder zu vertheidigen wußte, der war auf einige Zeit des Bestandes sicher, wer aber jetzt noch eklektisch naschen, von hier nehmen und scherzen, dort verneinen und doch scherzend etwas zugeben wollte, der gerieth in Lebensgefahr.

Und davon war Wieland bedroht, da er sich aus seiner Art nicht erheben konnte. Es rettete ihn die persönliche Verbindung mit denen, die seine Feinde zu sein schienen, eine Verbindung, die Anfangs wie sein unvermeidlicher Sturz aussah, denn Goethe und Herder, welcher sich ihm niemals besonders geneigt bewiesen hatte, wurden nach Weimar berufen, als Wieland von der Bühne abzutreten schien, und es rettete ihn sein rein poetisches Talent, was ihm treu blieb, und ihm bei so kritischer Zeit vortreffliche Sachen wie den Oberon schenkte.

Die Hergänge waren folgende. Der junge Herzog war am 3ten September 1775 majorenn geworden und hatte die Regierung angetreten; zwei Monate darauf traf Goethe in Weimar ein; bald darauf trug dieser die General-Superintendentenstelle Herder an, von Goethe's Genossen erschienen Lenz und Klinger, im Herbst 1776 kam Herder.

Aber Goethe kam Wieland mit offnen Armen entgegen, und auch Herder trat mit freundlich ausgestreckter Hand zu ihm.

Ueber Goethe stimmt Wieland in all jene Begeisterung ein,

welche überall nach Ausdrücken sucht, die genialste Liebenswürdigkeit zu bezeichnen.

Für die Geltung nach außen wurde also durch diese Krisis nicht so besonders viel für Wieland verändert, als man von vornherein befürchten durfte. Wielands Leutseligkeit war mächtiger als seine Kritik, und diese Wendung war ihm doch sehr ersprießlich, da er in die alten Tage rückte und da die poetische Produktion matter wurde, nachdem er noch zwischen den Jahren 76—83 geschrieben hatte „Gadalia, oder Liebe um Liebe," „das Wintermährchen," das „Sommermährchen," „Geron der Adelige," „Pervonte," „der Vogelsang," „Schach Lolo," „Hann und Gulpenheh," „Rosamunde," „Pandora," „Oberon," „Klelia und Sinibald," und nachdem sich einige Zeit darauf mit der ausgelassenen „Wasserkufe," dies sein glücklichstes Genre der Hervorbringung abschloß. — Beiläufig ist hier sein eigen Geständniß einzuschalten, daß er nie etwas gedichtet, wozu er nicht den Stoff außer sich, in einem alten Romane, Fabliau, oder einer Legende aufgefunden. — Es war ihm jener Friede auch darum sehr ersprießlich, weil eine glänzende Gesammtausgabe seiner Werke von Göschen veranstaltet wurde. Eine solche hätte äußerst schwierig ihren großen Platz gefunden, wenn alles weiter eilende Talent schonungslos ausgedrückt hätte, wie sehr Wieland bereits einer Vergangenheit angehöre, die schon an Standpunkt und Leistung überboten werde.

Dies verhielt sich wirklich so. All die Erscheinung, welche damals schon auftauchte, und einer vertiefteren Lebensbahn Deutschlands vorherging, ward nur als Erscheinung von ihm aufgefaßt, nirgends in tieferen Ursachen und Gesetzen ergründet. Wie ungewöhnliche Vögel erblickt werden, wenn eine neue Jahreszeit über die Erde kommen soll, so zeigten sich damals bei uns ganz ungewöhnliche Dinge und Menschen als Vorboten. Das Geheimniß legte sich wie ein Nebel über das Land, und schattenhaft wurde darin umherhanthiert; eine ganz neue, wunderreiche Erde, unerwartete Klarheit ward versprochen, wenn sich der Nebel erst gelegt haben werde. Der Pater Gaßner trat wie ein Magier auf, beschwor Geister und Krankheiten, und trieb letztere aus wie die Teufel; der Graf St. Germain sagte, er sei schon über dreihundert Jahre alt, verfertigte Edelsteine, ein Lebens-

elixir und prophezeihte; Joseph Balsamo, bekannt unter dem Namen eines Grafen Cagliostro, erregte als Ueberlieferer und Stifter, Groß-Kophta eines altägyptischen Ordens, dem die größte Wunderkraft zu Gebote stünde, heilige Scheu und Wißbegierde; der Graf Thun zu Wien war mit einem kabbalistischen Geiste Gablidone in Verbindung, welcher in den mächtigen Orden der Magier gehörte, wo eben eine Erlösung aus der Verdammniß gegen den Willen der Gottheit vorbereitet sei. Leider starb er kurz vorher, als der Graf nur noch eine einzige Anweisung zur Reife brauchte. In Berlin, wo die Aufklärung am Unbedingtesten geherrscht hatte, kamen nach Friedrich's des Großen Tode alsbald Spuren einer anderen Welt zum Vorschein: Wöllner, einst Landprediger, dann Domainenrath, endlich Minister, ergab sich ebenfalls geheimer Wissenschaft und brachte 1788 ein streng auf's Alte zurückweisendes Religionsedikt. Die Geschichte mit einem Offizier von Bischoffwerder gehörte in denselben Bereich: Schöpfer, früher Kaffeewirth in Leipzig, ein kleiner Cagliostro, hatte zugesagt, ihn, der zum Orden der Rosenkreuzer gehörte, in das dritte Geheimniß einzuweihen, und hatte sich vor dessen Augen im Rosenthale bei Leipzig erschossen. Ein Magister Masius in Leipzig entdeckte dem Publikum, es bestünde eine große, unbekannte Gesellschaft, die werde nächstens ein apostolisches Christenthum errichten, welches auch den Stein der Weisen besäße. Gegen Stark, den Oberhofprediger in Darmstadt erhob sich ein Prozeß, weil er von Cagliostro als Nekromantist bezeichnet, mit Schöpfer in Verbindung gewesen sei, von geheimnißvoller Verbindung, von dreifach gekröntem Heiligthume in Gold bei Florenz ihm geschrieben habe. Stark schrieb 1787 ein Buch in zwei Bänden darüber „über Krypto-Katholicismus ꝛc.," worin er bloß zugab, daß er zu den Freimaurern strikter Observanz gehöre.

All diese Zeichen, welche ein lebendiger Bestandtheil der 70er und 80er Jahre sind, übersah Wieland nicht, er nahm in seinem Merkur Notiz davon, aber er schrieb mehr um sie herum, als daß er sich in sie vertieft hatte. Dabei war die Opposition der Berliner, Gedikes und Biester's, in der Berlinischen Monatsschrift des nüchternen Nicolai energischer und wurde deshalb auch wichtiger; Nicolai sah dahinter eitel Katholicismus und

Jesuitenthum, schrieb gegen Zimmermann, welcher aus Oesterreich, aus Joseph's II. Welt eine Vereinigung der Konfessionen kommen sah, schrieb gegen seinen alten Freund Garve, der ihn des Uebertreibens beschuldigte, gab keine Gnade, gestattete keinen Seitenweg.

Allerdings hatte Nicolai zu wenig innere Welt, bevölkerte Herzenswelt, um den wichtigen Zug all dieser zum Theil frazzenhaften Symptome zu erkennen, welcher dahin ging, daß sich die Welt von einer nüchternen popular-philosophischen Erkenntniß befreien, auf höhere Standpunkte des Wissens und Glaubens, auf tiefere Eingänge zum Ewigen retten wollte. Aber seine nüchterne Soldatenmanier stieß doch kräftiger auf einen richtigen Fleck, als Wielands verschwimmendes Wort darüber im Mercur; — Nicolais Katholiken-Warnung, zum Beispiele, hat sich oft bestätigt. Sogar bei einem Falle, der wenig bekannt und beachtet worden ist, weil er sich über das Interesse an diesen Dingen hinaus verzögert hatte, bei Stark's Tode: es fand sich der Nachweis, daß der protestantische Oberhofprediger wirklich Katholik gewesen sei.

Sicherlich lag in all dieser wunderlichen Ausschweifung, welche dem popularen Bewußtsein so grell gegenüber stand, der direkte Weg zu vielem Späteren in Wissenschaft und Kunst. Eine natürliche Tochter all dieser künstlichen Geheimnisse und Wunder war die „romantische Schule," welche später in Rede kommen wird, und welche ihre Jugendeindrücke aus dieser Zeit empfing.

Wieland erkannte durchaus die Bedeutung dieser Zeichen nicht. Später noch sehen wir ihn seinen Schwiegersohn Reinhold preisen, daß er die Kantische Philosophie, so viel als möglich, aus höherem Kreise in den trivialen des Allerweltverstandes herunter bringe.

Und wie drängte sich doch von allen Seiten der Drang nach tieferem Weltverbande hervor! Aus allen Winkeln kukte ein Orden, eine geheime Gesellschaft; bis auf Damenorden herab schob sich Alles zusammen. Schon 1747 trat Emanuel Swedenborg — 1689 — 1772 — auf. Er war in Schweden geboren, von umfassendem Geiste und umfassender Bildung, in der Naturkunde tief erfahren und Erfinder eines scharfsinnigen Natursystemes. Mit ihm sprach der Herr, und eröffnete ihm das

Geisterreich, er sah sich für eine Vermittelung zwischen Geister- und Körperwelt, fand leidenschaftliche Theilnahme und interessanten Zulauf zu einer förmlichen Religion. Herder sagte sehr geistreich, Schwedenborg's Religionsgeschichte sei der Roman von Schwedenborg's Seele.

Um 1778 erschien der Schweizer Anton Mesmer mit magnetischen Kuren in Paris, und bald bildeten sich nach ihm harmonische Gesellschaften. Der Planeteneinfluß auf den menschlichen Körper hatte ihm den Gedanken gebracht, daß es ein allgemein verbreitetes Fluidum geben müsse, was sich handhaben ließe. Daraus entstand sein thierischer Magnetismus, mit welchem er seine Wunderkuren begann.

Den Uebergang von diesen Erscheinungen in die Welt des theologischen Gedankens, des literarischen Ausdrucks bildete der bekannte Lavater, der Gaßner schätzte, Cagliostro einen außerordertlichen Mann, eine Natur nannte, wie sie nur alle Jahrhunderte einmal vorkomme, der den Magnetismus in Deutschland lehrte, und durch seine Lehren von der Kraft des Gebetes das Ansehen eines neuen, ächten Jüngers Christi gewann.

Nur der schon oben erwähnte Illuminatenorden, welcher um eben diese Zeit -- 1776 — von Weishaupt und dem Freiherrn von Knigge gegründet wurde, bediente sich all dieser Geheimniß- und Gesellschaftsmittel zu einer antireligiosen Tendenz. Er wollte eine Herrschaft gründen, die mit aller moralischen Beliebigkeit der Jesuiten, ohne Religion, im Ordensgeheimnisse, was aus vielerlei getrennten Graden zusammengesetzt sei, bestehen, und den obersten Leitern eine unermeßliche Macht gewähren sollte. — Indessen sind die Nachrichten über dies Institut noch keineswegs unzweifelhaft. Was Knigge selbst 1788 mittheilt, bezieht sich meistens nur auf den krankhaften Trieb aller Welt nach Ordens-Geheimniß und Ordens-Vereinigung. Der Illuminatenorden war schon 1784 auf Betrieb der Jesuiten gestürzt, und just diese Todesart erhielt ihm noch lange nachher große Theilnahme; er scheint die höchste Potenz der Aufklärungsperiode gewesen zu sein.

In Wieland ist dies ganze merkwürdige und wahrhaft schwangere Zeitmoment nur in kleinen, unbedeutenden Artikeln des Merkur beachtet. Es beschäftigte ihn öfter, aber er ward in seiner schwatzhaften Weise nirgends Herr desselben. Gründlich

war all dieser neue Trieb seiner popular-philosophischen Bildung entgegen, welche auch im Mährchen eine Fee nicht anders brauchen konnte, als wenn dem Leser ehrlich versichert worden war, dies sei nur ein kurzweiliger Spaß. Aber er gewann in seiner halben Stellung, die dem Glauben, der Poesie, dem Unglauben und der Prosa gegenüber eine halbe Stellung war, keinen festen Punkt, bei welchem er irgend einmal verharrt wäre. Er würdigte das Seelenleben einer Pietistin „Marie von Schurmann," über welche er schrieb, er rechtfertigte den aufgeklärten Hutten, und pries Lavater's Physiognomik als ein so weises Buch, daß der Name neben Bacon, Locke, Bonnet und Buffon gestellt werden müsse.

Er hatte durchweg das Unglück, in seiner Humanität mehr Schwäche als Stärke auszudrücken; aus Leutseligkeit verband er entgegengesetzte Sachen, ehe er sie im erschöpfenden Gedankenprozesse zur Verbindnng reif gemacht hatte. Zu den geheimnißvollen Kräften, welche damals bis zur Karrikatur geweckt wurden, suchte er sich leider auch nicht den Weg, welcher ihm möglich war. Er sah nach einem so langen Leben, daß Dinge und Thaten lebendig geworden waren, die man früher für absolute Wunder gehalten hätte, es mußte ihm also aufgedrängt seyn, daß sich die Welt nicht bis in das Detail berechnen lasse, daß sich mit dem Nerven, welcher der Gedanke des Körpers ist, für den ersten Anblick eben so Wunderbares ereignen könne, wie mit dem Gedanken der Welt, welcher sich in der Geschichte ausdrückt.

Direkt auf diese Zustände bezüglich sind die Aufsätze von ihm „über den Hang des Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben," — „der Stein der Weisen" — „der Salamander und die Bildsäule," wobei die Fragen in eine vieldeutige Erzählung ausgehn, ihre Schärfe und Beendigung verlieren, und wobei es stets wieder auf das hausväterliche, aber nicht weit helfende Wort hinauskommt: Wir sind alle Menschen! —

Es ist unmöglich, alle die Titel seiner Bücher und Aufsätze anzuführen, da deren Legio ist, und es dem näher Theilnehmenden leicht wird, sich hierbei zu ergänzen, denn die Gesammtausgabe der Wieland'schen Werke, welche Wieland selbst besorgt, und mit zehnjährigem Fleiße ausgestattet hat, bringt das Größte und das Kleinste. Noch vom Jahre 1828 ist eine Ausgabe vor-

handen, die Gruber höchst weitläufig und sorgfältig eingeleitet, und worin er mit erstaunenswerthem Eifer jede Zeile in Acht genommen hat. Das Verlangen nach dem Einzelnsten wird darin Genüge finden.

Wielands schriftstellerische Thätigkeit im letzten Lebensviertel ging theils auf den Merkur, welchen er bis zum Jahre 1800 schleppte, obwohl er schon vorher in seiner Verbreitung sehr gesunken war, theils auf Uebersetzungen und auf Ausarbeitung seines Aristipp. Der Merkur hatte noch kurze Zeit eine lebhafte Stütze an Schiller gefunden, der sich ganz freundlich zu Wieland stellte. Es ist nicht uninteressant zu sehen, in welcher Weise Wieland diesen Genius begrüßt habe, und er hat dies in einer Revision des ersten Akts von Carlos deutlich genug ausgesprochen. Er hegte eine große Idee von den Fähigkeiten Schillers, fand aber noch zu viel Schwulst, Uebertreibung und dramatisch Unwahres in den Räubern, dem Fiesko, Kabale und Liebe und diesem ersten Akte des Carlos, welchen Schiller so früh drucken ließ.

Nebenher erwähnt Wieland zuerst, daß die nächste Quelle und Veranlassung des Stückes ein kleiner Roman „Don Carlos" des Abbé St. Real gewesen sei. Speciellen Mittheilungen nach, hat sich dies Verhältniß später sehr geändert, und es finden sich sehr herbe Aeußerungen Wielands über Schiller, die besonders auf eine krampfartige Dichtung Schillers spottend hinweisen und auf allen Mangel klassischen Geschmackes. Dergleichen Nachricht bezieht sich aber nur auf mündliche Aussprüche Wielands, und wenn man des alten Herrn unglaubliche Reizbarkeit und Beweglichkeit kennt, so legt man keine Betonung auf all das, was besonders Böttiger in seinem Nachlasse darüber beibringt.

Die neuen Schulen, welche so dreist auftraten, und mit Waffen, deren Wieland in keiner Weise mächtig war, bewogen ihn ebenfalls, sich aus dem Journal-Getümmel zurückzuziehn; — Böttiger übernahm die Fortsetzung des Merkur, und von Wieland blieb nur der Name darauf. Dieser Böttiger hat hilfsliterarisch die Zeit bis in die dreißiger Jahre begleitet, viel Kenntniß, und jene sogenannte attische Bildung erworben, welche den Tadel nie anders als in Bonbons gewickelt ausdrückte, und er hat es nirgends zu einer wichtigen Einwirkung gebracht, selbst

nicht in der Detailkenntniß des Alterthums, die er gesammelt in der „Sabina" niederlegte. Die böse Zunge nennt ihn deshalb gern „den gebildeten Lakai der Literatur." Das Blatt konnte sich, unter seiner Beihilfe für Wieland, Kampfplätzen gegenüber, wie die „Horen" Schillers und Göthes, „das Athenäum" der Gebrüder Schlegel waren, durchaus nicht mehr in erster Reihe halten. Die neue Philosophie von Kant und Fichte, die neue Kritik und Schule der Schlegel waren jene Schulen, durch welche Wieland der Muth und die Einsicht verleidet wurde. Auf das „Athenäum," welches hart und schonungslos gegen das Alte auftrat, war er so erbittert, wie sein flüchtiger Zorn nur gestatten mochte; er hielt diese literarische Art für eine schändliche, für einen ewigen Schandfleck der Literatur.

Man ersieht aus diesen Bezeichnungen, daß es sich um eine große Krisis handelt, denn es sind diejenigen, welche stets wiederkehren, sobald der Kampf gegen eine alte Zeit auf Leben und Tod begonnen wird, und welche die Nachwelt zu schnell vergißt, um sie nicht bei der nächsten Jugendopposition selbst wieder zu gebrauchen. Es wird stets vergessen, daß jeder Fortschritt mit einiger Unhöflichkeit und Grausamkeit beginnt, daß erschlagen werden muß, was nicht sterben mag.

Dennoch beschlich ihn zuweilen ein Geheimniß wahrhaftiger Nothwendigkeit dieses Kampfes, und es findet sich einmal folgende Aeußerung bei ihm: „Die Schlegel haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten Sie Recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Göthe — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer, und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn."

Gegen die neue Philosophie vereinigte sich Herder mit ihm, und riß ihn zu einer Polemik fort, welcher er nicht gewachsen war. Er nannte sie gern die „romantische Philosophie," und in dies Wort steckte er allen Vorwurf, welchen er gegen all die neumodische Kritik in Sachen des Gedankens und der Poesie auf dem Herzen hatte, denn unter romantisch verstand er Alles, was über den alltäglichen Menschenverstand hinausgehe.

Zu seinen Uebersetzungen wählte er Horaz, Lucian, Euri-

pides, — diesen just, weil er von den Schlegel so niedrig geschätzt wurde — Aristophanes und in seinen letzten Jahren Cicero. Natürlich nahm er auch in jener stürmischen Zeit großen Antheil an Politik, und steuerte dafür manchen Aufsatz. Seine derartige Tendenz ging stets auf einen konstitutionellen Monarchismus.

Von Weimar lebte er einen großen Theil seines letzten Lebensviertels zurückgezogen: er hatte sich drei Stunden davon in Oßmannstädt ein Landgut gekauft, und verbrachte dort im Kreise einer zahlreichen Familie glückliche Jahre des Alters, patriarchalisch, wie sein Jugendideal der Dichtung gewesen war. Er hatte vierzehn Kinder, und es war ihm ein schwerer Schlag, als er dort in seinem Osmantinum die Gattin durch den Tod verlor. Die Landwirthschaft brachte ökonomisch keinen rechten Segen, und nach Verkauf des Gutes ging er 1803 wieder nach Weimar, beweinte Herder, beweinte Schiller, und lebte in guter Gesundheit bis zum Anfange des Jahres 1813. Das Hauptwerk seines Alters, das er in Oßmannstädt bis auf 4 Theile geschrieben, und dem in Weimar der fünfte folgen sollte, war „Aristipp," ein Roman, der sich in sanfteren Schwingungen als Agathon über griechisches Leben verbreitete, verbreitete im ächten Sinne des Worts. Der vierte Theil enthält z. B. fast nur eine Abschilderung der Platonischen Republik; Sokrates spielt in eigener Person darin, und Lais lockt mit griechischem Liebreiz. Das Buch, welches dem Zeitgeschmacke nach dreißig Jahre zu spät erschien, war dem alten Wieland sehr werth und theuer, und er beklagte es sehr, daß er nicht zum Abschlusse desselben in einem fünften Theile kommen könne. — Merkwürdig aus seinen letzten Jahren ist, daß er zur Zeit des Erfurter Kongresses eine lange Unterredung mit Napoleon hatte, worin dieser die Römer auf Kosten der Griechen lobte, von aller Dichtung nur das Erhabene gelten ließ, Ariost und Aehnliche ganz verwarf. Ein Zeichen, daß er von Wielands Gattung nicht das Geringste wußte, da er ihm übrigens die größte Artigkeit erwies. Wieland hatte auch gefragt, warum er den neuen Religionskultus in Frankreich nicht philosophischer gemacht, und Napoleon hatte lächelnd erwiedert, der Kultus sey nicht für Philosophen, sondern für Leute, die nicht Wunder genug kriegten. Er selbst hatte sich im ferneren Gespräche so ungläubig gezeigt, daß er sogar die historische Exi-

stenz Christi bezweifelte. — Wieland starb den 20. Januar 1813 eines leichten Todes, in seinem 80sten Jahre.

Bei Herausgabe seiner sämmtlichen Werke hatte Wieland in der Vorrede gesagt: „ich begann — vor beinah einem halben Jahrhundert — meine Laufbahn, da eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und ich beschließe sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange."

So wenig Vertrauen hatte er zu einer poetischen Welt, die sich aus den Kreisen des Populärverstandes herausbewegen wollte. Diese von ihm so übel angesehene Welt ist diejenige, worauf unsere jetzige Ansicht in Sachen des Gedankens und der Poesie gegründet ist. Daraus mag man auch auf das Verhältniß schließen, in welchem Wieland bereits zum jetzigen Geschmack steht, ein Verhältniß, was schon von den Schlegel, wenn auch mit Uebertreibung, angekündigt, was von den neuen Philosophen, wenn auch ohne deutlichen Ausspruch, bezeichnet ward.

Er war eine liebenswürdige, anmuthige Vervollkommnung aus einer reichen Uebergangszeit, und zwar die anmuthigste und liebenswürdigste Vervollkommnung; aber von der eigentlich modernen Seele, wie sie bereits neben ihm sich hob und senkte, war er nicht berührt.

Möge es nicht mißverstanden werden, wenn im Vorhergehenden die populare Verstandesweisheit nicht für genügend angerechnet, und nicht mit dem besten Beigeschmacke eine alltägliche genannt wird. Man darf nicht vergessen, daß die Scene nicht in einer klassisch erfüllten Welt spiele, wo über die populare Weisheit nichts hinausgeht; nein, unsere Scene liegt in einer romantischen Welt, die sich zu einem noch unbegrenzten Aufsteigen ausgehoben hat. In einer solchen kann am Wenigsten der Dichter damit begnügt seyn, ein alltägliches Verstandesverhältniß der Dinge in sich bereit zu haben. Just dem Dichter liegt die Aufgabe ob, ein noch Unerreichtes zu suchen, oder das Erreichte in höherer Weise darzustellen, als es der alltäglichen Thätigkeit möglich ist. Der Dichter ist der Vorschöpfer, und er bleibt deshalb zurück, wenn er große Anregungen seiner Zeit nicht ergreifen, oder sie nur in so weit ergreifen kann, daß er sie nach ihrer Außenseite abweis't. Es ist durchaus nicht nöthig, daß er ihnen zustimmt, denn er muß sogar seine Persönlichkeit

bewahren. In dieser Persönlichkeit liegt auch eine persönliche Schöpfungskraft, deren Beisteuer für eine neue Einsicht erfordert wird, diese Persönlichkeit muß in alle Wege bewahrt, und sie muß zu einer besonderen Gestaltung eines jeglichen Allgemeinen ausgebeutet werden. Aber es ist, nach solcher Voraussetzung nöthig, daß der wahre Dichter sich in die große Anregung seiner Zeit versenken, sie für sich freundlich oder feindlich erobern, und sie alsdann aus sich zu einer neuen Gestalt ausbilden könne.

Dadurch schreitet er über das alltägliche Verständniß hinaus, und giebt einen wahrhaft gesammelten Beitrag, für die Aufgabe nämlich, aus den mannigfaltigen einzelnen Resultaten der vorliegenden Bildung ein gründlich neues Bewußtsein festzustellen.

So mochte es Wieland befremden, bekümmern und bestürmen, daß durch allerlei Gespenster- und Wunderdinge dem einfachen Verstande so Vielerlei zugemuthet wurde, daß sich die Gedankenform aus der Wolfisch-dogmatischen Art in Kreise verstieg, welche von ungewöhnlichem Gesetze regiert schienen, aber er durfte sich nicht damit begnügen, daß er dies Befremden äußerte.

Daß er weiter nichts that, beweist eben, wie seine Fähigkeit jenseits einer erhöhteren, modernen Grenze beendigt war. In seiner Jugend gab er sich der Ueberlieferung positiver Glaubenssätze hin, so weit eine partielle Kirche dergleichen partiell geltend machte. Dabei war er nicht schöpferisch, aber doch leidlich konsequent. Als er, von Zürich scheidend, sich einer mehr heitern Lebenstheorie zuwandte, suchte er seinen Anhalt bei den Griechen, und diesem hat er sich geneigt bewiesen von seinem Agathon an bis zu seiner letzten Arbeit, dem Aristipp. Um das Verhältniß zu dieser Vorwelt nun bewegt sich die Frage, ob er zu einer höheren Konsequenz der Lebensansicht gedrungen, und damit erhebend, ermuthigend oder wenigstens erheiternd auf seine Leser eingewirkt habe. Es kann nur das Letztere eingeräumt werden. Er hat die Dichtkunst nur in diesem Betrachte ergriffen, sich und seinen Theilnehmern damit eine heitere Abwechselung zu bereiten. Das ist großer Ehren werth, denn die heitere Schönheit ist ein vorzüglicher Theil aller Kunst. Dies ist es auch, was die Nation zuvorkommend von ihm aufgenommen, mit Recht gepriesen und gefeiert hat. Dies ist es auch, was ihm

nach dem Verhältnisse dieses Buchs zum Besten angerechnet worden, und wohinein sein großes Verdienst um Geschmeidigung der Sprache und des Verses dankbar eingezählt werden muß.

Aber es gilt in diesem Buche auch noch ein höherer Maaßstab, wornach die Dichtkunst schwerer wiegend und tiefer trachtend in die höchste Welt der Nation hineingreifen soll. Vermochte dies Wieland mit seiner nach Griechenland gewendeten Anschauung? Nein.

Es kann hier bei Seite bleiben, daß es sich um die Anschauung einer fremden Welt handelt, die Frage erledigt sich schon durch die Art, in welcher diese Anschauung auftritt. Nach Art der Franzosen, denen Wieland sehr zugethan wurde, und denen er auch viele Stoffe entnahm, ging es nur auf eine Spielerei mit der griechischen Welt hinaus, ohne daß auf eine Folgerung für das höhere Moment des geselligen, des sittlichen, des künstlerischen oder des religiosen Lebens gesehen wurde. Nicht einmal die heitre Abspiegelung einer konsequent erfundenen Welt wie im Ariost findet sich, moralische Bedenklichkeiten eines bürgerlichen Lebens schleudern darin umher, als wären sie in jeder fabelhaften Welt zu Hause, es ist fast durchweg nur auf eine Näscherei abgesehn, die zur Unterhaltung dienen soll. Dies erscheint nur einige Male in größerem Stile, wo es sich doch historisch zu einem Ganzen erhebt, wie im Sylvio de Rosalva und in den historischen Romanen aus der Griechenwelt, im Agathon und Aristipp. Im Allgemeinen bleibt die höhere Welt, welche sich Wieland erkies't, ein Dilettantismus, der immer arbeitet, und unverbunden neben einem Popularbewußtsein des 18ten Jahrhunderts einherging, der den Verfasser beliebt machte, weil er von einem reichen Talente unterstützt war, ihn aber niemals zur Potenz eines dichterischen Propheten erheben konnte, wie man sie, auch unter mannigfacher Schattirung, zu wünschen gewohnt ist. Es ist die Täuschung über Wieland sehr leicht, wenn man aphoristische Aeußerungen von ihm hört. Das kühnste findet sich darunter. Es wird gesagt, Christus habe gar keine Religion stiften, sondern nur den Religionsschlendrian vernichten wollen; es wird gesagt, wer sich der Nacktheit schäme, habe seine Unschuld schon verloren, und er, Wieland, habe die sinnliche Welt absichtlich zur Darstellung erwählt, um auf dem

Rechte derselben zu bestehn, kurz, es wird dogmatisch hingestellt, was sich in seiner Schriftstellerei nur aphoristisch zeigt. Aber dies waren Wellenstöße gegen die feindliche Welt, das Wieland'sche Wesen blieb dabei jenes schwatzhafte Talent, zur heitern Unterhaltung etwas auszuspinnen.

Ganz übereinstimmend damit blieb sein Stil stets leicht aber sehr breit geschlängelt, dem dieselbe Energie und kräftige Fassung gebrach, wie sie seinem Dichtungsmomente abging. Unter den Xenien Schillers und Goethe's findet sich eine, welche diese Wieland'sche Endlosigkeit folgendergestalt bezeichnet:

„Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!"

Moritz August von Thümmel — 1738—1817 — ist in der sinnlich heitern Auffassung der Gegenstände und Situationen verwandt mit Wieland, aber hier kann ein kürzerer Maaßstab angelegt werden, da es sich nicht um einen Dichter höheren Stils handelt, welcher auf eine tiefere und dauernde Einwirkung ausgegangen wäre. Dieser gleichmäßige Anspruch, zu welchem der strenge Schiller sehr geneigt war, verleidete uns den Gewinn vielfacher Einzelnheit, die so ersprießlich werden kann, wenn sie sich aus ihren feinen einzelnen Bestandtheilen einzelner Talente für das kommende Talent einer Nation verdichtet.

In dem berühmten Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung," den Schiller 1795 und 96 in den Horen gab, kommt Thümmel mehrmals an die hohen Maaßstäbe. Den „Reisen nach dem mittäglichen Frankreich," Thümmel's ausgezeichnetstem Buche, wird darin Anspruch auf Schätzung, aber keiner auf unbedingtes Lob gestattet; es wird ihnen ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand zugesprochen, aber es wird aesthetische Würde vermißt, und „dem Ideale gegenüber" wird das Buch „beinahe verächtlich" gefunden. „Indessen" — heißt es weiter — „ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'sche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der

Leser gar nicht, und von dem besseren gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man aesthetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen."

In der jetzigen Zeit, wo man die schöne und geistreiche Darstellung an sich höher schätzt, und in dem bloßen Momente des Schönen und im glücklichen Eindrucke allein auch eine würdige That findet, ist man milder gegen eine Schrift wie die Thümmel'sche. Der aesthetische Standpunkt, welchen sich Schiller damals aus der Kantischen Philosophie bildete, ist später sehr erweitert worden. Nach dem vorstehenden hätte es seine große Schwierigkeit gehabt, ein Bild, eine Statue, kurz, irgend eine That der Kunst zu rechtfertigen, welche „bloß um zu gefallen" erschienen wäre.

Man ersieht aber aus alle dem, daß dies Thümmel'sche Genre der Darstellung für neu und interessant gehalten wurde, und in der That war Herr von Thümmel seiner Zeit sehr berühmt. Er ward 1738 auf dem Dorfe Schönfeld dicht bei Leipzig geboren. Das dortige Rittergut gehörte seinem Vater, mußte aber nach großer Kriegseinbuße im zweiten schlesischen Kriege verkauft werden. Er hatte nicht weniger, denn 18 Geschwister, der junge Mann, welcher während des 7jährigen Krieges in Leipzig studirte, und ohne weiter herauszutreten, mit Gellert, Weiße, Rabener, Kleist Umgang pflog. Das nöthigte ihn zu einiger Einschränkung, und es war lange nachher ein sehr bedeutendes Ereigniß für ihn, daß er sich 1776 im Testamente des alten Juristen Balz zum Erben von 24,000 Thalern eingesetzt fand. Der alte Jurist hatte dem jungen Juristen so lange Zeit treue Neigung bewahrt, und mit diesem Gelde zum Theil machte Thümmel später die Reisen, welche ihm so glücklich für die Literatur gediehen sind.

Denn es ist ein immer fortgepflanztes grundloses Gerücht, daß Thümmel jene Gegenden, welche er beschreibt, gar nicht gesehen habe. Das gilt nur von Berlin, dem Ausgange seiner Reise, was er erst sah, als das Buch lange erschienen war.

Nachdem er in Coburg, wohin er sich als junger Mann wendete, vom Kammerjunker des Erbprinzen bis zum Minister aufgerückt war, machte er von 1775—77 mit seinem Bruder und dessen reicher und liebenswürdiger Frau Reisen durch Frankreich und Italien, auch an dieselben Orte, wo seine Reisebeschreibung spielt. Diese Schwägerin heirathete er später selbst, da sein Bruder gestorben war.

Seine erste That, die ihm Ruhm brachte, hat eben so ein leichtes Ansehn des Details, und streift bei'm ersten Anblick an das Komische, wie seine spätere Schriftthätigkeit. Er errichtete nämlich in der Nähe von Coburg eine Mühle, worin die kleinen glatten Steinkugeln verfertigt wurden, die jetzt unter dem Namen „Marmel" oder „Murmel" bekannt, und den Kindern zum Spielwerk sehr werthvoll sind. Marmorähnliches Steingeröll, was sich zum Schaden der Aecker in der Coburger Gegend vielfach vorfand, ward von den Bauern zu diesem Behufe eingebracht, sie reinigten damit ihre Aecker, erhielten noch eine kleine Bezahlung, und überließen es lächelnd dem jungen Spekulanten, was er mit diesen Kügelchen anfangen wollte. Der Artikel wurde aber nach Holland und von da nach Indien reichlich abgesetzt.

Diese Thätigkeit und diese artigen Kugeln haben eine wirkliche Verwandtschaft mit dem Geschmacke und der Schriftstellerei Thümmels. So glatt, so artig ist seine Prosa, eine Prosa, die für seine Zeit ausgezeichnet war, und sich heute noch durch rasche, glatte, farbige Lebendigkeit auszeichnet. Just solch ein gefälliges Kinderspielwerk sind die vielen Verse, welche er einstreut, die in Wieland'scher Geschmeidigkeit sich bewegen, mit mythologischen Bildern tändeln, überall nur gereimte Prosa sind, und selbst noch ein wenig über den störenden Geschmack jener Zeit an Versen hinausgehn, weil sie ohne Anspruch dazwischen schlüpfen. Just in solcher halben Tändelei giebt er Erzählungen und Bemerkungen, die doch stets auf eine schmeichelnde Form, auf ein geschmackvolles und im Innern oft auf ein wirklich künstlerisches Spielwerk hinausgehn.

Er begann mit seiner „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht," was 1764 erschien. Der Titel läßt es Manchen unter Gedichten suchen,

während es just aus einem Streite über poetische Prosa entstanden war, und wirklich in Prosa geschrieben ist. Ein pedantischer Landprediger verliebt sich in ein Mädchen, was bei Hofe Kammermädchen gewesen ist, und vom Hofmarschall begünstigt wird. Der Prediger wirbt beim Hofmarschall um sie, und es wird Hochzeit gefeiert.

Dieser einfache Inhalt ward mit einer graziösen Schalkhaftigkeit behandelt, wie man sie in deutschen Büchern nicht gewohnt war, und Thümmels Name ward über die Maaßen erhoben. Dies bleibt überhaupt ein vorzügliches Moment Thümmel'schen Vorzuges und Ruhmes, daß er als fein gebildeter Hofmann sich in eine demokratische Literatur mischte, die Mängel der äußerlichen Vornehmheit verspottete und doch viele Gaben einer feinen Sitte, eines feinen Taktes, einer feinen Beobachtung mitbrachte, und für alles dies einen so leicht und graziös schattirten Ausdruck fand, wie er selten, ja fast unerhört war. Es ist darum in neuerer Zeit öfters auf eine Aehnlichkeit der Schreibweise des Fürsten Pückler mit der Thümmel'schen aufmerksam gemacht worden.

Dies sogenannte Gedicht überraschte damals dergestalt, daß es in's Französische, Holländische, Russische und Italienische übersetzt wurde.

Dann brachte er eine andere schalkhafte Erzählung, und diesmal wirklich in Versen, „die Inokulation der Liebe" 1771, ließ dann seine Feder an die zwanzig Jahre ruhen, wenn Einzelnes, was er zu Nicolai's Bibliothek gab, nicht in Anrechnung kommt, und brachte erst 1791 die ersten Theile seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786." Daß er zehn Jahre später angab, als er die Reise wirklich gemacht hatte, mag wohl die Meinung erzeugt haben, er sei nie in jener Gegend gewesen.

Das Genre einer belletristischen Reisebeschreibung war nicht ganz neu, Nicolai's Reise, welche bei dessen Schriften erwähnt ist, war 1783 erschienen. Aber dies Genre, aus der eigenen Reise einen Roman losen Zusammenhangs zu machen, und als Reisender selbst, der von der Hypochondrie geheilt wird durch das Reisen, Mittelpunkt zu seyn, war allerdings neu in Deutschland, wenn auch der englische Yorik vorschweben konnte. Und von

allem Uebrigen abgesehen war die feine Darstellung vollkommen eigen.

Man findet Thümmel darin mitten in den Sympathieen und Antipathieen der Aufklärungsperiode. Er begegnet in Straßburg einem Magnetiseur, und es ergiebt sich, daß es ein Spaßvogel ist; er stößt in der Gegend von Nimes auf einen einsamen alten Thurm, hält ihn für einen uralten Tempel des Stillschweigens, ist betroffen und erhoben von der Majestät der ringsum ruhenden Landeinsamkeit, läßt sich zur Andacht auf einen Stein nieder und betet — der liebe Gott des Stillschweigens möge ihm beim Hofgeplapper zu Hilfe kommen.

Aber ein liebenswürdig Herz, und eine liebenswürdige Fassung erhebt das Buch dennoch über die so nah liegende Trivialität; die Spiegelung der einfachsten Dinge und Ansichten in einem geistreichen Gleichnisse ist oft von reizendster Darstellungskunst. Merkwürdig genug ist bei dieser Fassung zu erwähnen, daß sie ihm, dem Prosaisten des Details, doch im Detail gar nicht geläufig gewesen zu sein scheint. Die kleinen Vorforderungen des Schreibens waren ihm lästig, ja er war ihrer kaum mächtig. Er diktirte seine Bücher, und zwar begann er für den gewandten Sekretair meist nur den Satz, diesem nur den Gedankenfortgang angebend, die Fassung selbst aber überlassend. Es ist viel darüber gesagt worden, ob dem alten Herrn, dem Hypochonder, der erst hinter Fontainebleau, bei Yvri zum ersten Male heiter wird, ob diesem alten Manne nicht die sinnliche Koketterie mit Mädchenreizen zu verüblen sei, welche so beflissen und oft lüstern zum Vorschein kommt mit Margot, mit Clärchen und mancher Anderen. Schiller in seiner damals so strengen Grenze stellt sich sehr ungehalten darüber, und Dieser und Jener hat es ihm nachgethan. Dieser Punkt ist bei Thümmel schwieriger zu erörtern: einmal liegt eine plane Lebensansicht des fröhlichen Genusses auf dem ganzen Boden dieser Figur, und die sinnliche Ergötzung selbst, sobald sie in Alter und Form zusammenstimmt, bedarf im Wesen dieses Buches keiner Rechtfertigung. Insofern begegnet das Wieland'sche Bemänteln und moralische Begütigen nicht. Ferner ist die Färbung, da der alte Herr meist das moralische Nachsehn hat und von der Jugend überholt wird, oft so drollig und wehmüthig, daß der Vorwurf nicht recht aufkommen will, wenn

man auch die Strumpfbandlösung geradezu schlüpfrig finden und den Mangel energischer Sinnlichkeit tadeln mag. Die Ausbeute letzterer für den Leser, eine Kräftigung zu schwellender Gesundheit, ist freilich nicht da, und wenn man auch nicht eben in schwächliche Weichlichkeit Clauren'scher Klätschelei versetzt wird, so bringt der alte Herr auf die Länge doch zu viel Derartiges, und man wünscht entweder ein Ende, oder einen Aufschwung zur vollen künstlerischen Schönheit, wobei die Lüsternheit schweigt, und die reine, erfüllte Form ihren klaren, wohlthuenden Eindruck äußert.

Klinger, seines alten Sturmes und Dranges eingedenk, spricht noch 1805 von dem „hohen, moralischen Sinne" Thümmels, nachdem er kurz vorher von der glühenden Farbe desselben geredet, und läßt es dahingestellt, auf was Alles der moralische Sinn sich beziehen soll; — jedenfalls ist Thümmel durch die Vorwürfe der Moralisten meist hindurchgeschlüpft, welche sinnliche Reizung so schwer verdammen, weil er aus einem liebenswürdigen Herzen, und aus einer hohen Stellung doch die besten Popularartugenden seiner Zeit so vortheilhaft in sich ausgedrückt hat, namentlich das Gefühl für Freiheit und Rechtschaffenheit.

Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Stiefsohne August Wilhelm von Thümmel und einem Fr. v. Thümmel, die auch als Schriftsteller aufgetreten sind.

Am Entschlossensten trug Wilhelm Heinse den Reiz der Sinnenwelt und den künstlerischen Abdruck davon in unsere literarische Schrift über. Angelehnt an die alte klassische Welt, wie es damals allgemein geschah, hat er dreist und konsequent solche künstlerische Ideale zu erschaffen gestrebt. Alles, was bisher in Schilderung der Epoche des 18ten Jahrhunderts erwähnt worden ist, trug sein Scherflein bei zu solchem Versuche, sich aus allem historischen Herkommen in eine ganz unabhängige Welt der künstlerischen Existenz zu versetzen. Ein historisch-religioser Verband war nicht da für Leute des höheren Gedankens; eine gesellschaftliche Harmonie im Staate war nur denjenigen nahe, welche mit Gütern ausgerüstet und übrigens unbekümmert waren; jeder Andere sah sich

berechtigt zu zweifeln, zu spotten, allen erdenkbaren Idealismus an die Stelle zu setzen; die griechische Welt war ein Dogma geworden für Jeden der auf höhere Kultur Anspruch machte, die Schriftsteller oder Dichter, wie sie alle heißen, schrieben sich keinen Brief, verfaßten nicht eine Seite worin nicht Sokrates oder die Grazie, oder Aspasie oder irgend sonst ein griechischer Name und Begriff erwähnt worden wäre. Dergleichen war Alphabet der schönen Wissenschaft, und wir finden in fraglos aufgenommenen Worten für unsere Sprache heute noch die deutlichsten Spuren. Das eben erwähnte Wort Grazie, die Komödie, die Tragödie, das Dramatische, Lyrische, Epische, kurz alles Aesthetische ist aus jener Zeit für uns eingebürgert worden.

Ein muthiger Geist, von einem gesunden, schwunghaften Körper getragen, hingelockt zu jener griechischen Welt, von Trägheit und Eitelkeit abgehalten, sich der wirklichen Umgebung mühsam und genau zu bemeistern, eine kühne Phantasie mußte endlich einmal aus all der Tändelei heraus sich ganz und gar der Bedingung und Folgerung jener alten Existenz im Ganzen hingeben, welche ringsum in aller Einzelnheit gepriesen wurde. Diesen Geist und diese Phantasie, diese Trägheit und diese Eitelkeit besaß Heinse, jenen idealischen Muth nicht minder, und so entstand in ihm die merkwürdige Figur gewaltsamer poetischer Thaten, welche die halb christlichen, halb klassischen Kritiker so lebhaft beunruhigt hat.

Wilhelm Heinse war aus Langewiesen an der Ilm, einem Stadtflecken unweit Ilmenau, gebürtig. Den 15. Februar 1746 oder 49 kam er dort zur Welt. Sein Vater war Bürgermeister, Landschaftsdeputirter und Organist in einer Person. Nach stückweiser Erziehung, die er zu Hause vom Vater, in der Nähe von einem Theologen erhalten hatte, nach einem stückweisen Studium in Jena kam er nach Erfurt, und schloß sich dort an Wieland. Das Verhältniß zu diesem macht sein eigenes in der Literatur am Deutlichsten. Heinse's Drang und Naturel zog ihn zu all der griechischen und zu all der sinnlichen Lockung, welche aus Wielands Schriften hervorsprang, so schüchtern und bürgerlich sie auch öfters zurückgenöthigt wurde.

Das bildete sich nun in Heinse's viel dreisterem Wesen rücksichtslos heraus, und Niemand fühlte darüber größeren Aerger,

größeren Zorn als der Stiefvater Wieland. Heinse, völlig arm, auf das halbe juristische Studium in keiner Weise rechnend, ließ sich von diesem an den allezeit bereitwilligen Gleim empfehlen; Gleim schickte Unterstützung, aber das konnte doch auf die Dauer beim Mangel aller übrigen Hilfe nicht ausreichen, und Heinse schloß sich einem abenteuernden Hauptmanne an, welcher in Geschäften der dänischen Lotterie durch Deutschland reiste, welcher Gefallen an Heinse fand, und gelegentlich dessen Feder benutzen wollte. Dies wüste Verhältniß gab Reisegelegenheit, aber sonst ward es unpassend und lästig. Die Schriftstellerei, welche der Hauptmann betrieben sehen wollte, ging denn auch mehr auf dasjenige hinaus, was auffallend und dadurch Kaufartikel würde. Heinse machte sich endlich von ihm los, und wenn der Umgang nicht bereits nachtheilig gewirkt hatte, was nicht mit Sicherheit zu verneinen ist, so hätte er bei längerer Dauer den jungen sinnlichen Mann sicherlich tief in ein wüstes Treiben geleitet. Genug, der erste Hauptanstoß zu Wielands Zorn gegen Heinse ward in dieser Verbindung gelegt. Der lockenden Schlüpfrigkeit halber veranlaßte der Hauptmann den jungen Dichter zur Uebersetzung des Petron'schen Satyrikon; die Ausgabe verzögerte sich, und erschien erst, als Heinse bereits in einer Hauslehrerstelle zu Halberstadt in Gleims Nähe und besonderem Schirme war. Hierher fallen zwei merkwürdige Briefe, welche über den Sinnlichkeitspunkt für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Wieland nämlich schrieb an Gleim einen flammenden Brief, in größter Entrüstung über jene Uebersetzung, und eiferte schonungslos gegen all solches Thema. Dieser Brief sollte Heinse mitgetheilt werden. Ueberaus merkwürdig ist darin, daß von irgend einem Principe, was so oder so weit zu beschränken wäre, von einem Verhältnisse zur Griechenwelt, welche sonst alle Schriften und Briefe Wielands erfüllte, gar nicht die Rede war; die eigene Neigung, sinnliche Reizung einzuweben, aller verwandte Bezug auf das stets gepriesene griechische Ideal blieb völlig unerwähnt, und der junge Heinse, solchergestalt von einem hochgestellten Autor angefahren, findet ebenfalls keine Gelegenheit, den leichtsinnigen Petron mit irgend einem klassischen Principe zu beschönigen. Er vertheidigt nur mit allem Eifer sein Herz, was Wieland angegriffen, wenigstens stark in Zweifel gezogen hatte, und

schiebt viel auf den Hauptmann; alle griechische Bildung, die sonst Alles durchdringen mochte, ist beiderseits ganz aus der Rede, und der Standpunkt eines bürgerlichen achtzehnten Jahrhunderts gilt allein. Nur gegen das Ende der Antwort faßt sich Heinse zu der naiven Aeußerung, welche all die Widersprüche enthält, und sich folgendermaaßen satirisch gestaltet: „Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden, — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne. Bei diesem Allen gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könnte, welchen man Ihre komischen Ezählungen und Ihren Amadis vorlegen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiermit angelobt. Noch gestehe ich Ihnen, daß eine rührende Empfindung in meinem Herzen über Ihren Eifer an meiner Bekehrung wallte, während mein Genius mit der Schwärmerei derselben höchst unzufrieden war."

Es blieb auch etwas durchaus Vergebliches, Heinse von der Sinnenwelt abzuschrecken. Er hat nichts mehr geschrieben, was in die Gattung des Schlüpfrigen gerathen wäre, — ein Vorwurf, welcher auch seine „Kirschen" traf, die er auf Gleims Veranlassung dem Dorat nachgereimt hatte — aber, was er auch schrieb, und wenn es ein einfacher Brief war, es war getränkt von diesem heißen Drange, aller sinnlichen Strömung und Biegung der Welt Herr zu werden, in dieser schaffenden Lebenskraft mit zu weben, jedes Ding, jeden Vorfall in den Schein und in das Verhältniß zu setzen, wodurch es, innerhalb der Kunst vermittelt, uns zugeführt würde.

In dieser Weise ist er durchaus eigen in unserer Literatur, fast immer manierirt, oft großartig. Sehe man von dem Mangel ab, daß er, von einer klassischen Modetendenz verleitet, die wirkliche Welt nicht zu einer gemäßen Bildung verarbeitete, wie es seinem gestaltreichen, frischen Blicke erreichbar gewesen wäre; entäußere man sich des Anspruchs solcher Art, und man findet übrigens außerordentliche Kraft und Gewandtheit in Heinse anzustaunen. Es gebrach ihm die Wieland'sche Flüssigkeit und Beweglichkeit der Erfindung, alle die spielende, geschmeidige Anmuth, womit dieser lockte, die Weichheit der Sprache, der breite

Umfang des Interesses, welches er nahm und weckte, aber in gedichteter Absicht und Fassung, in Stärke, Höhe und Nachdruck übertraf er ihn weit. Das ewige Kennzeichen eines Poeten war in ihm, dieser Gottesstempel, wodurch der Dichter als umrundeter, völliger Schöpfer angekündigt wird. Nicht die Unterhaltung bloß, nicht der flüchtige Reiz allein war seine Absicht der Dichtung; er griff in die Tiefe und Höhe, um eine nach oben und unten geschlossene Welt zu bauen und zu schmücken. Seine Höhe war nur der griechische Olymp, seine Tiefe nur der bilderreiche Acheron, weil er zu träge war, seine Welt mit Perspektive zu durchdringen, aber in dieser seiner Welt war er auch konsequent, erschöpfend und schön. Sein Wesen war nur eben darauf gestellt, dasjenige genial zu erfassen, was aus dem Sinnenraume in den künstlerischen Bezug hinüberreichte; von der Romantik, welche sich über diesen Raum erhebt, von einer streng gedanklichen Religion, welche das Feste des Raumes überfliegt, war nur eine unbestimmte Verbindung in ihm, und auch diese nur in künstlerisch beschränkter Art, nämlich die Musik. Aber weniger die Musik, welche romantisch in die ewige Möglichkeit vertieft, sondern die Musik als geregelte Verkündigung schöner sinnlicher Verhältnisse.

Wenn jener Petron, jene „Kirschen," einzelne Sinngedichte und ähnliche Federübung damaligen Geschmackes übersehen werden, so beginnt auch seine Schriftthätigkeit früh in solcher geschlossenen Art, daß eine in Sinnenbezügnissen erschöpfte Welt konsequent von ihm dargestellt wird.

Dies erste Buch ist „Laidion," welches noch in seiner Halberstädter Zeit erschien, und worin jene berühmte Liebenswürdigkeit der Griechen, jene Lais die Hauptperson spielt, welche in den christlichen Schulen nach modernem Begriff gemessen und eine freche Buhlerin genannt wird. Dergleichen Namen, Personen, Verhältnisse waren damals der schönen Literatur so geläufig, daß eine ähnlich üble Verwechselung nur dem Unverstande zugetraut, und das Dreiste des Themas mehr angestaunt als bezüchtigt wurde.

In dieser Laidion lebt und webt nun, man möchte sagen, das transcendente Griechenland, Lais ist todt, und schwebt auf zum Elysium; Solon, Aspasia, Orpheus halten Gericht über sie,

eine freie Welt der Schönheit wird darin heiter verhandelt, und eine ganz andere Vorstellungsart als die christliche ergeht sich in oft breiter, oft geistreicher und überraschender Erfindung.

Heinse, der, besonders damals, viel weniger zu Hause war in der griechischen Schriftwelt als Wieland, bekundet doch schon hierin einen viel verwandteren Einblick und Eindrang als Wieland im Agathon, weil ihm diese griechische Existenz naturgemäß verwandter war als jenem, bei dem sie ein Dilettantismus blieb. Es begegnet ihm nie etwas so Ungriechisches wie dem Agathon, welcher, ein Götterzögling von Delphi, für baare Naturschönheit schwärmt im Gegensatze zur Kunstschönheit, da es doch just ein vorstechendes Merkmal der alten Klassiker ist, daß unsere moderne Theilnahme an der Natur und Schilderung derselben ihnen fremd bleibt.

Mit dieser Laidion schließt sich die unreife Jünglingszeit Heinse's ab, aus welcher uns nicht eben lockende Kennzeichen übrig geblieben sind in dem von Körte herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse, Johannes Müller und Jacobi. Heinse bewegt sich darin fast durchweg in unerquicklicher Uebertreibung, in unklarer Eitelkeit, in ungeformten Ausrufungen.

Von Halberstadt nimmt ihn Georg Jacobi mit nach Düsseldorf, damit er an der „Iris" arbeite. Dies geschieht zu Anfang des Jahres 1774. Dort in Düsseldorf bleibt er bis zum Frühsommer 1780, und in diese sechs Jahre fällt die formellere Ausbildung seines eigenthümlichen Dranges, seine Bekanntschaft mit Goethe, der ihn enthusiastisch begrüßte, all seine Vorbereitung auf ein Leben in Italien, und wenn es sein könnte, in Griechenland, an den Stätten der alten Existenz, unter den Denkmälern der alten Kunst. Das schönste Zeichen dieser Vorbereitung sind seine Briefe über die Düsseldorfer Gemäldegallerie, welche er im Merkur abdrucken ließ, und die größtentheils auf einem Marmortischchen in der Gallerie selbst geschrieben waren. Geistreich und frisch, wie fast nirgends vor ihm in Deutschland, ging er hier auf den schönsten Sinn der Farben und Gestalten ein, und noch viele Jahre später bezeigt Rachel, eine so unbestechliche Richterin des Aechten und wirklich Empfundenen, ihre Entzückung darüber. Uebrigens beschäftigte er sich mit italienischen Dichtern, zunächst mit Ariost und Tasso, die er leider hier und später in

Venedig in Prosa übersetzte, ein wunderlicher Mißgriff, welchen man einem für Formschönheit so begeisterten Mann nicht zugetraut hätte. Lebensbeschreibungen der Sappho, des Petrark, des Tasso wurden in der Düsseldorfer Periode verfaßt.

Mancherlei Berührung mit Pietisten, die in Westphalen schon damals zahlreich sind, mit Basedow, mit Lavater äußert gar keinen Einfluß auf ihn. Sein Wesen war dermaaßen unvermischbar, daß es wenig oder gar keine Einwirkung von anders Gesinnten bemerkt. Jung Stilling schildert ein Gastmahl in Elberfeld, wo zwischen Lavater und vielen Hauptpietisten der Gegend Goethe und Heinse heiter und artig sich herumbewegen. Da findet sich auch ein oberflächlich Konterfei Heinse's, „er war ein kleines, rundköpfichtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die Alles zurück hielt, was sich ihm nähern wollte." —

Jene Unberührbarkeit seines eigentlichen Kerns zeigt sich am Deutlichsten im Verhältnisse zu Fritz Jacobi, dem er in vieler Weise sehr nahe gerückt und verpflichtet wurde. Fritz Jacobi, der sich in späterer Zeit ganz und gar auch in der Gedankensphäre zur Berufung auf den Glauben neigte, welcher zum Entsetzen in Lessing einen Spinozisten erblickt zu haben meinte, welcher später in seinem Woldemar zur romantischen Versenkung in den Gedankenglauben das Haupt senkte, stand in einem, wenn auch gemessenen, Freundschaftsverhältnisse zu Heinse; dieser richtete all seine italienische Korrespondenz an ihn, und milderte sich darin wohl in seinen Dithyramben über Sinnenschönheit, gab aber im Grunde nicht eine Faser seines eigentlichen Kernes hin. Wahrscheinlich größtentheils von Jacobi mit Geldmitteln versehn, machte er seine Reisen durch Italien, auf denen er drittehalb Jahre verbrachte; — dieses von persönlicher Sympathie unabhängige Opfer Jacobi's, was er der Begabtheit brachte, und einem möglichen Kulturgewinne, der so weit ablag von seiner Sphäre des nächsten Wunsches, dies Opfer an Heinse macht Jacobi eine unverlöschliche Ehre.

Heinse überließ sich ganz und gar seiner bequemen Anschauung: es sind an die zehn Jahre seit seinem kleinen Buche

Laidion verflossen, und er hat noch kein neues erzeugt, er hat nur einzelne Aufsätze geschrieben, in Italien, wo ihm doch so viel Zeit geblieben wäre, sich nur eine Zeitlang mit der Uebersetzung des Tasso beschäftigt, und nur aus der letzten Epoche in Rom erscheint in seinen Briefen einmal die Andeutung, er sei mit einem Romane beschäftigt. Ob dies Ardinghello gewesen, erfährt man nie deutlich, eben so wenig, ob ein anderer Anfang darunter gemeint sei. Es fehlt überhaupt bei diesem stürmischen Autor, der sich nirgends an eine Weiblichkeit recht band und fesselte, die für ihn noch große Schritte nach dem Ideal vor sich hatte, oft an genauer Lebensnachricht. Er wollte lange gar kein Amt, oder doch nur ein sehr loses, weil ihm Gehalt nöthig war; er hat nie geheirathet.

Zurückkehrend nach Deutschland kehrte er wieder in Düsseldorf ein, und hier ist wieder von einem Buche in einem Schreiben die Rede, welches er an Gleim richtet, aus dem Jahre 84. Aber auch darüber erfahren wir nichts Näheres, und es ist unwahrscheinlich, daß beide Nachrichten auf den erst später abgefaßten Ardinghello gehen. Er fand wenig Ruhe in einem ökonomisch unsichern Leben, und sein Studium der italienischen Musik, welches er am Klavier fortsetzte, seine Lektüre der Alten, Billard- und Schachspielen mit Fritz Jacobi half nichts zum nöthigen Erwerbe. Drum ergriff er rasch die kurze Gelegenheit, mit einem jungen Edelmanne eine flüchtige Reise nach Holland zu machen, und ergriff es später als ein Glück, daß ihm die Lectorstelle beim Kurfürsten von Mainz angeboten wurde. Sie wurde dann in den Posten eines Hofraths und Bibliothekars erhöht, und in Mainz und Aschaffenburg hat er als solcher neben Johannes von Müller die letzten Jahre gelebt, und seine Hauptbücher geschrieben. Außer der Laidion sind es nur drei, „Ardinghello," „Hildegard von Hohenthal," „Athanasia und das Schachspiel."

Im Jahre 1787 kam er nach Mainz, zu Ende des Jahres erschien Ardinghello, welcher gemeinhin als sein Hauptbuch betrachtet wird. Das Mark seiner italienischen Reise, alle seine Schwärmerei für das Nackte, für bildende Kunst überhaupt und für ein frisches, fröhliches Leben, welches sich an solche Principien lehnt, ist darin niedergelegt. Dies Alles ist mit einer

großen Herrschaft über die geistige Verbindung zwischen dem Geistigen und Aeußerlichen niedergelegt, und mit Ausnahme einiger milderen Produkte von Goethe, wie der Elegieen, das stolzeste Resultat des klassischen Studiums, was mit einer vollen Gestaltung in unsere Literatur getreten ist. Es geht darum einen großen Schritt weiter als der ähnliche Versuch Wieland's im Agathon und Aristipp, weil es entschlossener und ganzer das alte Leben in der Sinnenwelt auffaßt, weil es daneben den modernen Zustand, die moderne Forderung berücksichtigt, und nach einer Vereinigung dieser Welten trachtet. Es ist mehr dichterischer Charakter, und weniger bloße Beschreibung, es versucht eine That, während sich Agathon und Aristipp mit einer Spiegelung begnügen. Um deswillen ist dies Buch eine der merkwürdigsten Proben aus jener Literarepoche, auch wenn es nicht die einzig konsequente wäre.

Der markige Stil, welcher nirgends bis ins geschmeidige Detail ausgeführt, sondern mehr rasch hingeworfen ist, erinnert an geistreiche Skizzen des Malers und Bildners. Leider sind die ersten Ausgaben arg von Druckfehlern entstellt.

Als die Franzosen nach Mainz drangen, blieb er noch lange Zeit zur Ordnung der Bibliothek zurück. Während des Eindrangs der Jacobiner war er in Düsseldorf und auf dem Lande bei Aachen gewesen. Dann brachte er die Bibliothek nach Aschaffenburg, und schrieb daneben im Sommer 1794 noch in Mainz den Anfang seiner „Hildegard von Hohenthal," deren erste Bände 1795 erschienen.

Dieser Roman hält sich an eine andere Sinnenwelt, an die des Ohres, an die musikalische, und die Schwingungen der übrigen spielen nur nebenher. „Die bloße Vokalmusik" — heißt es darin — „ist eigentlich, was in den bildenden Künsten das Nakkende ist." — „Unser Gefühl selbst ist nichts anderes als eine innere Musik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. Alles, was uns umgiebt, was wir Neues denken und empfinden, vermehrt oder vermindert, verstärkt oder schwächt den Grad ihrer vorigen Bewegung. Die Musik rührt sie so, daß es ein eigenes Spiel, eine ganz besondre Mittheilung ist, die alle Beschreibung von Worten übersteigt. Sie stellt das innere Gefühl von außen in der Luft dar, und drückt aus, was aller Sprache vorhergeht,

sie begleitet, oder ihr folgt." „Göttliche Kunst, welche die Existenz fühlender Wesen so unmittelbar unter ihrem gewaltigen Scepter hat." „Das Ohr ist gewiß unser richtigster Sinn; und selbst das Gefühl, welches man bisher für den untrüglichsten gehalten hat, bildet sich nach ihm. — Deswegen sind die Taubgebornen auch um so Vieles trauriger und unglücklicher als die Blinden, weil sie den Hauptsinn des Verstandes, der die andern zur Richtigkeit gewöhnt, nicht haben; und so giebt die Musik unter allen Künsten der Seele den hellsten und frischesten Genuß."

Es wird hierzu beigebracht, daß auch physisch der Hörnerve am Unmittelbarsten mit dem gemeinsamen Sensorium im Hirn verbunden sei.

Im Ganzen wird hier wieder zum ersten Male, und als Zusammenfassung auch jetzt noch unübertroffen, ein Sinnenfeld bearbeitet, mit den feinsten Gesetzen und Verhältnissen des Geistes bearbeitet, so daß ein schönes Resultat, eine Kunst, eine stufenmäßig eroberte Verbindung mit höherer Welt gewonnen wird. Der Roman ist überfüllt mit theoretischem und historischem Detail der Musik, die Rechnungen des Pythagoras, alle Wendungen eines berühmten Komponisten sind angeführt, so daß der alltägliche Romanleser übel daran ist. Für den forschenden wird der Gang und das Resultat hierdurch erfreulicher und klarer. Glücklicherweise ist auch gegen den Sinn des Ohres das moralische Vorurtheil nicht so rege, wie gegen den des Auges und des Fühlens, weil die beiden letzteren leichter störend zu Uebergriffen in das Bereich der Verwaltung verleitet sind. Aus diesem praktischen Standpunkte ist aber die Mehrzahl lediglich gewohnt, Sinne in Betracht zu ziehen; über dem Nutzen oder Schaden für die Gesellschaft vernachlässigt man, daß die Sinne noch ein anderes und höheres Verhältniß und eine andere und höhere Bedeutung haben, daß sie für den Menschen offenbar die begabtesten Trabanten des Geistes sind, um die höchste Möglichkeit der Erde zu berühren, eine Verbindung mit sonst Unerreichbarem anzuknüpfen.

Dieses vorherrschende Interesse der bloßen Verwaltung ist dasselbe, was schon oft bei Betracht aller Poesie erwähnt ist, was alle Kunst und höhere Thätigkeit auf den nächsten moralischen Nutzen für die Gesellschaft zurückführt, was im praktischen Leben seinen großen Werth hat, im Gebiete der höchsten Thätig-

keit, im Gebiete der höheren Kunst und Wissenschaft aber lähmend und verderbend ist. Heinse existirt nun für dies Interesse der Verwaltung gar nicht in all seinem Streben und Trachten, er ringt, oft zu einseitig, nach einer möglichst unmittelbaren Verbindung mit dem Gottesodem, welcher die Welt durchdringt, und dabei ist ihm die Verwaltung der Welt Nebensache. Das wird ihm bei einem Sinne wie das Gehör, leichter verziehn werden; denn wir sind nun einmal in eine so inkonsequente Bildung gerathen, daß alle Schwelgerei des Ohres geduldet, ja gepriesen wird, und zwar eben so absolut, als Schwelgerei oder auch nur lauterer Genuß eines anderen Sinnes Verdammung erleidet.

Dies Vermischen des Verwaltungspunktes mit dem einer freien Existenz ist seit einiger Zeit unser Hauptgebrechen, weil unsre Entwickelung so viel Nothwendiges übersprungen, die Sinne und die Zweifel nur zu eng aufgenommen hat, und sich nun stets bedroht sieht, wenn sie sich erheben. Es wäre ein unendliches Verdienst, wenn ein philosophischer Kopf die Kategorieen einmal streng ordnete; ist man sich einer Ordnung bewußt, so wird dem Genie auch mehr Freiheit gestattet, es wird mehr geschaffen, die kleinste Schöpfung wird schneller erkannt und untergebracht, die bloße Dreistigkeit des schöpferischen Unvermögens fällt ohne Weiteres, weil sie nicht mehr von der falschen Lockung des Verbotenen begleitet ist, — und die bloß praktischen Richter sind ein für allemal aus einer Sphäre gewiesen, worin die Arznei ihres Kreises zu Gift wird.

Diese letzteren haben natürlich auch an Heinse gerüttelt; aber dessen theoretische Waffen sind ihnen meist zu scharf gewesen, und nun liegt das Moos der klassischen fünfzig Jahre darauf. Aber rein ist das Verhältniß zwischen ihm und der Kritik noch keineswegs, und es wird es nicht, sobald jene Scheidung nicht kategorisch aufgestellt ist; hier endigt das Gebiet der bloßen Verwaltung, was mit dem guten oder schlechten Beispiele, mit der Schwäche und Ausartung zu thun hat, und hier beginnt das Gebiet der Erhebung und des Aufschwungs aus der polizeilichen Schranke, welche für das Zusammenleben gut und nöthig, aber für alle höhere Frage des Menschen hinderlich ist.

Käme in der Hildegard außer dem Gehör nicht noch eine stürmische Liebe der Hildegard zu Lockmann vor, oder hätte

Heinse den Geruch und den Geschmack verherrlicht, denn die Lust des Essens und Trinkens hat ein Bürgerrecht gegen Gesicht und Gefühl, so fände er einen leichteren Stand. Jetzt wird es aber stets nur für die Freieren gesagt, daß Heinse mit großer Genialität auf allerlei Grenzen der Kunst reizende Züge unternommen, und mit viel Lockung dargethan hat, alle Kunst sei eine freie Verbindung zwischen den Sinnen und dem Geiste, der Gewinn sei stets sicher bei solcher Verbindung, der schönste belohne aber nur, wenn auch das richtige Maaß der beiden Bestandtheile ergriffen werde.

Dies Maaß hat Heinse nicht immer getroffen, und zum Theil deshalb, nicht bloß, weil er bedenklichere Stoffe gewählt, ist er niemals siegreich in die erste Reihe klassischer Autoren eingedrungen.

24.

Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten.

Man begreift sie auch unter dem Namen des „Hainbundes," zu welchem sie sich nach altvaterländischer Weise vereinigten, wenn auch der Hain selbst für die schwächeren Leiber der späten Enkel nicht mehr stetiger Vereinigungspunkt werden konnte, wie bei den altdeutschen Vorfahren.

Die Hauptjahre dieses Dichtervereins, welcher dem Leipziger nachgeahmt wurde, gehen von 1768—1776; der Hauptanstifter und gewissenhafte Betreiber war Boje und nächst ihm Gotter; jüngere Mitglieder wurden Bürger, Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Leisewitz, Karl Friedrich Kramer. Eroberungswaffe, und der Mittelpunkt und Ausdruck aller Bestrebung und Schwärmerei war das Lied, lebhafte Beihilfe ward gesucht in Uebersetzungen. Anhalt nach außen, Zeugniß für's Publikum gab der erste Musenalmanach, den Gotter und Boje 1770 herausgaben, und erst 1776 verbreitete man sich, wiederum unter Bojes, dieses Agenten der Literatur, Anführung zu einer Zeitschrift, dem „deutschen Museum," welche eine Zeitlang neben der Jacobischen Iris und bis 1788 neben Wielands Mercur ein Haupttribunal in poetischen Dingen für Deutschland wurde.

Dieser Bund, welcher einen lyrischen Vers, welcher ein Vergißmeinnicht mit respektvoller Andacht betrachtete, und betrachtet

sehen wollte, ist nirgends besonders tief in die poetische Möglichkeit eingedrungen. Er hat sich eigentlich nur in Bürger eines starken Talentes zu erfreuen gehabt, hat sich mit Theilnahmsweckung an poetischen Einzelnheiten begnügt gezeigt, und die große Anregung durch gleichzeitige Talente nur mittelmäßig zu nützen gewußt. Sein Schwung theilte sich in eine unbestimmt lyrische Entzückung für Klopstock und für englische Gedichte. Die letztere ist uns ergiebiger worden, und wir verdanken ihr schöne Balladen von Bürger. Uebrigens breitete sie sich später in einem Mitgliede des Hainbundes, in Heinrich Voß, über ein großes Feld aus, und hat in den Nebenpartieen der Literargeschichte viel Raum und mancherlei Interesse gegeben. Der allgemeiner werdende Antheil an Homer ist darunter nicht das geringste.

Friedrich Wilhelm Gotter — 1746—1797 — gehört nur in den Anfang des Göttinger Treibens, das er bald Bojes unermüdlicher Leitung überließ. Er schifft mit einem leichten Nachahmungstalente, was leichte Verse machte, eine sorgfältige Prosa schrieb, und sich besonders zum dramatischen Ausdrucke neigte, bei mehreren Parteien umher. Seine literarische Bildung gründete sich besonders auf Kenntniß des Italienischen und Französischen; — was nun Lessing am französischen Drama und an der bloß äußerlichen Regelmäßigkeit tadelte, das nahm er mit großem Bedachte auf, und wohl auch mit der Absicht, es zu beherzigen. Aber seine Vorliebe für die Franzosen und der Mangel an eindringender kritischer Kraft, ließ ihn doch keinen erklecklichen Nutzen daraus ziehen. Als er von Göttingen, wo er zweimal sich aufgehalten hatte, 1769 in die Dienste seiner Heimath Gotha zurückkehrte, und von da zum zweitenmale in juristischen Geschäften nach Wetzlar kam, lernte er Goethe kennen, und erhielt mancherlei Eindrücke jenes Sturms und Dranges, der sich bald in den Frankfurtern offenbarte, und der so leidenschaftlich Partei für die ungeschmückte Natur Shakespeare's nahm. Aber er wollte doch auch dieser Richtung nur einige kleine Zugeständnisse des Geschmackes machen, er wollte die formelle Grazie der Franzosen dem excentrischen Shakespeare nicht geopfert sehen.

So wurde denn nur ein artiger Komponist aus ihm, der keine starke eigene Schöpfung zu geben hatte. Ein trefflich Theater, was zu seiner Zeit unter Ackermann in Gotha war,

und wo außer Eckhof auch Iffland, Beil, Beck, Großmann, die Seyler und Brandes spielten, spornte ihn zu häufiger Thätigkeit im Drama. Sie war aber fast nur Nachbildung französischer Stücke, besonders Voltaires, auch seine Singspiele schloßen sich meist an fremde Stoffe mit Ausnahme des „Jahrmarkts" einer komischen Oper; seine „Esther" ein Schauspiel in sechs Akten, war eine Travestie der bekannten biblischen Stücke, und es bleibt sonst nur ein kleines Lustspiel „die stolze Vasthi" eigene That, worin das Hofleben in hüpfenden Versen geschildert wird.

Unter den Gedichten machte eine Epistel „über die Starkgeisterei" viel Aufsehen, und begründete die Achtungswürdigkeit Gotters, welcher bei aller Weltbildung für die orthodoxen Gesetze und deren Gültigkeit eiferte. Die Veranlassung war der Selbstmord Jerusalems, von dem er wenige Wochen vorher in Wetzlar geschieden, und den er bald in Gotha zu sehen hoffte.

Der andere Gründer des Hainbundes, Heinrich Christian Boje — 1744—1806 — aus dem Holstein'schen war noch schwächer in der Hervorbringung; die alte Literargeschichte spricht zwar noch von seinen Gedichten, welche Nachbildungen ausländischer Originale waren, und deren damals jeder Autor bedurfte, lobt aber an ihnen vorzüglich „Richtigkeit der Sprache, Wohlklang der Perioden und Politur der Verse."

Wichtiger ist das Lob, was seiner Journalisten-Thätigkeit darin nachgesagt wird, daß sie auch die alten Denkmäler unserer Poesie gewürdigt und deren Auflebung befördert habe. Mit ihm gab eine Zeitlang Dohm das Museum heraus.

Eine interessante, jung und früh schwindende Erscheinung war Ludwig Heinrich Christoph Hölty — 1748—76 — der schon mit acht und zwanzig Jahren starb. Er war der sanfteste lyrische Hauch dieses Bundes, eines Predigers Sohn aus Marienfee im Hannöver'schen. Als schöner Knabe wuchs er auf, ward von Blattern entstellt, hatte im Aeußern etwas Plumpes, erfuhr wenig Leben und starken Eindruck. Das Aeußere stellte sich aber zu seinem Inneren in einen um so liebenswürdigeren Kontrast, seine zarte, anmuthige Melancholie, seine sanfte Heiterkeit rührte die Freunde um so mehr, und das Publikum fand es ebenfalls heraus. Hölty war außerordentlich geliebt und man erwartete noch Außerordentliches von ihm. „Schwermuthsvoll

und dumpfig hallt Geläute" — „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen" — „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet," und viele ähnliche Lieder haben sich fortgeschmeichelt durch viele Jahre, und bewegen noch heute anmuthig das Herz. Nichts war ihm gegeben als ein ferner Kirchthurm des Dörfchens, ein Blümchen am Bache, eine vorüberfahrende Karosse, woraus ein Schleier weht und ein Mädchenantlitz hervorblickt — das ist aber genug, die Seele und den Vers zu beleben, und die einfache Veranlassung theilt sich schnell den Meisten mit, denn daran fehlt es Niemand, wenn nur das Herz geweckt ist. Seine Gedichte wurden voreilig und ohne Recht von Geißler herausgegeben. Stolberg und Voß hatten Eile, mit der rechtmäßigen Ausgabe nachzukommen, und die Lieder wurden so beliebt, daß neue Auflagen nöthig wurden. Voß hat 1804 und 1814 deren besorgt, und, wenn auch nicht ganz in Ramler'scher Ausdehnung, doch die Schulmeisterei nicht gelassen, und Vielerlei daran geändert.

Gottfried August Bürger — 1748—1794, das Haupttalent, welches die Göttinger Bestrebung zur größten Popularität erhob, hat leider ein herumgeschlagenes, störsames Leben geführt, ist vor eitel Sorge für das Gemeine und Nothdürftige selten zu der beseligenden Dichterruhe gekommen, und hat darum in sich selbst niemals das Ziel einer reifen, umrundeten Bildung erreicht, welches die Grundlage wird für alles höchste Kunstwerk. Dieser Uebelstand war wohl auch der Grundgedanke jener vielbesprochenen Schiller'schen Recension, welche Bürger so tief in's Herze traf. Schiller kleidete dies in philosophische Forderungen, sprach von jenem Idealismus, der ihn selbst erfüllte, und welcher alles Popular-Talent nur zu würdigen wußte, wenn es in seine eigene ideale Forderung veredelt ward. Er warf ihm vor, daß die „Idealisirkunst" vermißt werde, daß Bürgers Glück und Liebe nichts anderes als das eben zunächst liegende Glück, die zunächst liegende Liebe, aber nicht das Ideal von Glück und Liebe sei; — er that Bürger Gewalt an, schematisirte einen Volksdichter, der in der nächsten Literatur gar nicht vorhanden war, nach abstrakten Begriffen, wie sie nun eben sein Dichtergenius, ein ganz anderer, besaß. So schlug er das Schlechte und das Gute in Bürger mit einem Streiche, weil eben Gutes in Bürger war, wofür Schiller keine Auffassung hatte; er tadelte Bürgers unmit-

telbares Ergreifen des Stoffes, das Ergreifen ohne Vermittelung der Reflexion, was just der Stempel des Genies in Bürger war, er tadelte dessen kräftige Refrains, die musikalischen Begleitungsworte der Balladen, wodurch die Bürger'sche Ballade so nachdrücklich in ihren ächten Bereich, in den Bereich des Gesanges hinein gehoben wurde, — kurz, er that ihm Unrecht. Wenigstens in der Begründung des Vorwurfes.

Hinter dieser Begründung hatte Schiller freilich großes Recht, und wenn es nackt gesagt worden wäre, so hätten Bürgers Balladen wahrscheinlich dabei gewonnen, aber der Schlag wäre zerschmetternd auf Bürger selbst gestürzt. Bürger selbst, sein Leben, sein Charakter war gemeint; — es ist gleichgültig, ob sich Schiller dessen bewußt gewesen, denn es ist Alles gegeben, um es so anzusehen.

Bürger schlug sich in einer fast immer aufgelösten Existenz umher, seine Verhältnisse waren selten lauter, er befreite sich dabei keineswegs von aller eigenen Rohheit, er versank, statt zu steigen. Davon ging mancher Fleck auf die Gedichte über, und Schiller tadelte mit gutem Grunde, daß selten eins ganz gesäubert sei. Aber um dies edler und tiefer auszudrücken, drängte er sich auf eine volle Erklärung des Volksdichters überhaupt, welche dem Volksdichter eine fremde Gewalt anthat. Er erklärte etwas, was der Grundforderung nach bereits besser in Bürger selbst existirte; Bürger als poetische That war etwas viel besseres, als Schillers Auffassung und Grenzbestimmung derselben.

Das Geheimniß lag darin, daß Schiller den sittlichen Bürger meinte, aber nur den Namen des poetischen aussprach, wenigstens nur leise andeutete, daß er von Bürger im Allgemeinen eine reifere Bildung verlangte.

So erklärt sich für beide Theile am günstigsten, was für Schiller einen unangenehmen Eindruck bei der Nation machte, und was Bürger so lähmend traf.

Bürger war wie Hölty eines Predigers Sohn aus Wolmerswende im Halberstädtischen. Ein wohlhabender Großvater schickte ihn nach Halle auf Pädagogium und Universität, und Bürger nahm hier bereits unter Klotz Interesse an Literatur, ließ sich aber eben so auch schon zu Ausschweifung verleiten. 1768 kommt er nach Göttingen, und studirt die Rechte, so weit

dies eben ein lustiger Student thun mag, welcher vielmehr auf ein sinnlich heiteres Leben gestellt ist, als auf Definitionen. Bürger, ein fleischig gesinnter, derb zugeschnittener Mensch hat sich ohne große Wahl Viel erlustigt, und das Wüste, diese schlimme Gegend, ist dabei nicht unberührt geblieben. Sein derber, fröhlicher Umgang mit der Welt hat seinem Talente den unübertroffenen popularen Vers gegeben, diesen natürlich fallenden, verführerisch singenden, sinnlich schönen Vers, diesen lockenden Reim, diesen ganzen Schmelz einer lebendigen Aechtheit, welcher in dieser Mischung von Derb und Schlank, von Grob und Graziös bei keinem Dichter unserer Nation wieder vorkommt. Sein derber, fröhlicher Umgang, der am Ende nicht mehr nach höherer Abwechselung und höherem Standpunkte trachtete, der ihn selbst in manchem Schmutze behaglich sitzen ließ, hat ihm auch manch befleckte Wendung gelassen, die wie unauslöschlicher Rost in die Eisenklinge seiner Poesie eingeätzt bleibt.

Diesen Rost meinte Schiller, und verwarf deshalb die ganze Eisenklinge, die einem Volksdichter nöthig ist; denn die schimmernd stählerne eines Paradedegens hätte bei Bürgers großem Publikum keine Anerkennung gefunden. Heine erschöpft die Frage durch eine einzige Bezeichnung, er sagte den Franzosen: Bürger war das, was Ihr **citoyen** nennt.

Er hat in Göttingen auch Pandekten studirt, schon aus Dankbarkeit, daß sie ihn von der früher begonnenen Theologie erlöst hatten; aber dem eigenen Geständnisse nach ist er nur im Vorbeischlendern zu mancher Wissenschaft gekommen, in den Lehrstunden habe er sich gelangweilt, ein Buch auszulesen sei ihm höchst beschwerlich geworden. Zwei Dinge bemächtigten sich damals in Göttingen des unsteten Gesellen, und sie entschieden über seine Laufbahn. Es lockte ihn weibliche Verführung, und es knüpfte die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern eine Verbindung des Talentes mit höherem Genusse, die glücklicherweise ihn nicht ganz sinken ließ. Jene brachte ihn zu allerlei Lüderlichkeit, diese trug ihn leidlich über die ärgsten Folgen hinweg, als alles Verhältniß zerrüttet war, der Großvater mit Entrüstung die Hand abgezogen, die Schuldenlast sich zum Unerträglichen aufgebaut hatte. Wenn auch nicht regelmäßig, er fand sich doch des Sonnabends ein, wo die Dichter zusammenkamen,

er half seinen Gelagen etwas in die Höhe durch ein heiteres Lied; „Herr Bacchus ist ein braver Mann" und manch ähnliches Stoßlied stammt aus jener Zeit, er ließ sich vorlesen aus englischen Poesieen, er klammerte sich an Shakespeare, dessen Derbheit mitunter tröstete, er nahm Percy's Sammlung altenglischer Balladen mit nach Hause, und las öfter und öfterer darin, sie wurde sein Gesangbuch, er ließ sich von Boje ermahnen, sauberer zu sein, sauberer zu dichten. Noch in später Zeit hat er manchmal versichert, Percy und Boje hätten ihm seinen Dichterruhm gegeben.

Boje brachte ihn auch 1772 in die Justizamtmannsstelle zu Altengleichen im Fürstenthume Kalenberg. Boje hat solch ein Verdienst der vorsorglichen Schaltung wie Gärtner in Leipzig, welcher für die Bremischen Beiträge zusammenhielt, wie Gleim in Halberstadt. Aber das Glück, was dem Leichtsinnigen sonst so oft die Füße beflügelt, trug für Bürger Bleigewichte. Gemeiner und edler Uebelstand drängte sich über ihm zusammen. Umsonst hatte der Großvater die Finanzen wieder geordnet, niedrige Freunde veruntreuten Bürger die wichtigste Summe, er fiel aus einer schweren Woge dieses Mangels in die andere, und hat sich bis an seinen Tod damit herumgeplagt. Umsonst fand seine Liebesneigung eine feste Stätte, kaum war er verlobt, so entzündete sich eine unauslöschliche Neigung für Auguste, die Schwester seiner Braut und baldigen Frau, für jene Molly, die in seinen Gedichten lebt. In diesem unseligen Zwiespalte, der neben reichlichem äußerem Kummer durch Marter, Störniß und Verlust des guten Namens warf, verlebte er zehn geschleuderte Jahre. Wie ein Engel benahm sich die unglückliche Frau, und starb endlich über dem Leidwesen hin.

Da kehrte er, es war 1784, von den gescheiterten Versuchen des Gerichtsamtes und der Landwirthschaft, nach Göttingen zurück, um ganz der Wissenschaft und Poesie zu leben, die Herausgabe des schon 1778 begonnenen Musenalmanachs selbst zu leiten, und für den Anfang als Privatlehrer über Aesthetik und deutschen Stil zu unterrichten. Das Jahr darauf verband er sich mit Molly, und wenn auch außen ärmlich, schien es doch innen glücklich und reich werden zu wollen, — da starb Molly nach dem ersten Kindbette, und der unglückliche Bürger hat sich nie

mehr von diesem Schlage erholt. Jetzt half es nicht mehr, daß man erst 1789 den kranken Mann zum außerordentlichen Professor machte, der mit der Besoldung auf Studentenhonorar angewiesen blieb.

Der letzte Stoß in das vergällte Leben kam ihm auf eine abenteuerliche Weise. Eine junge Dichterin aus Schwaben, welche für Bürgers Poesieen schwärmte, trug ihm dichterischen Ausdrucks von der Ferne her ihre Hand an. Daraus ward eine Hochzeit, welche ihm die bitterste Qual brachte, und die in eine gerichtliche Scheidung ausging.

Erschöpft und zerschmettert, arm und vom alltäglichsten Mangel geplagt, schloß sich der sonst so heitere Volksdichter in sein Stübchen, warf sich mit dem leidenden Körper auf Uebersetzungsarbeit, um vom Buchhändler das Nothdürftige zu verdienen, und darbte, während die Nation seine Lieder zur Erhöhung ihrer Feste sang.

Die Regierung von Hannover erquickte ihn durch ein unerwartetes Geldgeschenk, kurz vor seinem Tode, welcher den 8ten Juni 1794 eintrat. Bürger war erst 46 Jahre, als er so zerschellt an einem schönen Frühlingstage uns verließ.

„Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen," sagt Goethe in Bezug auf Bürger.

Trägheit und Lebensschicksal ließen es nicht dazu kommen, daß er einen andern Einfluß suchen und finden konnte, als ihn eben sein Talent ohne Weiteres geben mochte. Seine Beziehung ist darum leicht bezeichnet: die dichterische Gabe Bürgers war von kräftiger und frischer Art, sie drängte nicht nach dem Tiefsten und Höchsten, aber sie hatte eine glückliche Hand für den poetischen Zauber der nächsten Welt, und in den besten Sachen, zum Beispiele in der „Lenore" griff Bürger auch mit schöner Gewalt in das nächtliche Geheimniß unserer Existenz.

Seine vollendeten farbigen Balladen, deren Verdienst nicht entkräftet wird, wenn man ihnen die englischen Vorbilder vorhält, sind ein Ereigniß in unserer Literatur.

Eine viel breitere Anknüpfung an die innere Geschichte der Nation fand der neben ihm lebende Voß. Es sind aber vorher

die ebenfalls zu diesem Hainbunde in Göttingen gehörigen Stolberg, zwei Grafen aus dem nördlichen Deutschland, zu erwähnen, da besonders die Lebensgeschichte des einen, Leopolds, in die Gedankenwelt Vossens dergestalt eintrat, daß dieses Verhältniß zu literarischen Thaten und zu einem denkwürdigen Ereignisse gedieh.

Christian Graf zu Stolberg — 1748—1821 — der ältere Bruder, und der weniger wichtige in Literatur, hat seine Lieder und Balladen gemacht, wie es der Göttingische Stil mit sich brachte. Auch mancherlei griechische Studien, Schauspiele mit Chören, worunter „Belsazer," „Otanes," geben Zeugniß von seiner Thätigkeit, sind aber vom stärkeren und tieferen Strome überfluthet. Er ward wie sein jüngerer Bruder nach der Universitätszeit dänischer Kammerjunker, später Kammerherr, und stirbt als Landrath auf seinem holstein'schen Gute Windebye bei Eckernförde.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg — 1750—1819 — war in der Lyrik des damaligen Geschmackes reicher begabt, fand mit seinen Balladen große Theilnahme, — „die Büßende" von Zumsteeg komponirt ist viel gesungen worden, — und ging mit einer lebhafteren Natur tiefer ein in die spätere Anregung, welche die Poesie eng an die Religion knüpfen, und sich dazu einer Aufweckung und neuen Verherrlichung des Katholicismus bedienen wollte. Den Gebrüdern Schlegel, welche dafür die Hauptleute waren, sehen wir ihn darum auch später viel näher zugethan, als den Erben des Hainbundes, welchen er in der Jugend mitgestiftet hatte. Hiermit trat er mehr in eine Tendenz heraus, welche große Aufmerksamkeit erregte. Deshalb fragt man bei dem Namen Stolberg weniger nach den Oden und Liedern, nach den „dramatischen Schauspielen mit Chören," dem „Theseus" und dem „Säuglinge," nach dem idyllischen Romane „die Insel," nach seinen Uebersetzungen aus der Iliade, aus dem Aeschylos und Ossian, selbst nach seiner schon anders gefärbten „Reise in Deutschland, Schweiz, Italien ꝛc.," als nach alle dem, was die Religion betrifft, und was nach dem Jahre 1800 erscheint. Denn 1800 legte er seine Aemter nieder, ging mit seiner Familie nach Münster und trat mit ihr zur katholischen Religion über. Nur eine Tochter blieb protestantisch.

Nun schrieb er von 1807—1818 fünfzehn Bände „Geschichte der Religion Jesu Christi" in seiner neuen Tendenz, ein „Leben Alfred's des Großen," „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" und „das Buch der Liebe," welches nach seinem Tode herauskam, und dessen Abfassung in den Streit mit Voß gehört. Dieser Streit brach über seine gläubigen Schriften in seinem letzten Lebensjahre 1819 aus, und ward von Voß ob dieser Schriften erregt.

Nicht den Streit eben betreffend, aber all die Göttinger Lyrik giebt Goethe einige Gesichtspunkte, die sehr zu beherzigen sind. Man begegnet ihnen in Goethes nachgelassenen Schriften, die für manchen Einblick in frühere Literaturentwickelung unschätzbar bleiben. Die Stolberg besuchen ihn, der auch seine Lieder in den Göttinger Musenalmanach gegeben hat, sie werden sehr zuvorkommend aufgenommen, sie sind jung, ungestüm, excentrisch; aber sie sind dies ganz anders, als es Goethe war, sie wollen hinausgreifen in ein völlig Ungekanntes, in ein Unbeschreibbares, in einen Naturzustand, von dem sie selbst keine Vorstellung haben, kurz, sie sind nicht ganz ohne stolze Faselei. Darin unterschied sich jener Geniedrang der Frankfurter wesentlich von dem Göttingischen, daß er bei allem Schwunge fest aushob von dem Existirenden, von dem Möglichen.

Sie unternehmen gemeinschaftlich eine Reise nach der Schweiz. „Du wirst nicht lang bei Ihnen bleiben," schilt Merk in Darmstadt, „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannt Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das giebt nichts wie dummes Zeug."

„Zu der damaligen Zeit," sagt Goethe, „hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte, und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen

keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt, und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen."

Die Schriften der beiden Brüder sind in 20 Bänden gesammelt erschienen, Hamburg 1827.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm die Göttinger Partie in Johann Heinrich Voß 1751—1826. Die phantastische Erregbarkeit, womit der Mangel irgend eines klaren Princips bedeckt wurde, lag vom Hause aus nicht in seiner Natur. Er war ein derber Mecklenburger, der Sohn eines derb-rührigen Mannes, welcher Land und Brauerei pachtete, und als nichts gelingen wollte, den birkenen Schullehrerstock auf seine alten Tage in die Hand nahm. Zur Ueberschwenglichkeit war Johann Heinrich nirgends ausgerüstet, mühsam drängte er sich gleich von der Schule in eine Hauslehrerstelle, um das Nöthigste für die Universität zu ersparen. Die Prosa stand herbe neben ihm; es war das Aeußerste, was er thun konnte, sich den Göttinger Dichtern anzuschließen, die Griechen und Römer zu übersetzen. Und er that es denn auch ganz in der ihm angemessenen Weise: Boje hatte dafür gesorgt, daß er in Göttingen leidlich untergebracht wurde; Voß hörte bei Heyne philologische Kollegien, und faßte den Hainbund so ernsthaft und würdig auf, wie es seiner Natur nothwendig sein mußte. Die freie, in eigenem Gesetze der Schönheit rathende Kunst, welche darin allem Großen gleichsteht, oder vorauseilt, lag über seinem Kreise; später hat ihn die Lectüre alter Klassiker zu einer Annäherung an diesen Gedanken geführt, wahrscheinlich hat auch das Goethe'sche Beispiel stark dazu gewirkt, kurz, er schrieb seine „Luise," welche sich doch leidlich unbefangen hinstellt, unbefangen nämlich von der bürgerlichen Nebenforderung an Poesie, aber nicht unbefangen von der bürgerlichen Trivialität, nicht darüber hinausgehoben in einzelner leichter Handschwingung des poetischen Talentes, welches mit dem Einfachsten verkehren mag, und das Einfachste erhebt. Man betrachte zur Erläuterung des Gesagten Goethe's „Herrmann und Dorothea," ein Gedicht, was nach der Luise entstand, den Weg billigte und doch so reizend erhob.

Solcher Natur, in welcher ein nüchterner, tüchtiger Ernst, aber nicht der poetische Schwung, die poetische Schöpfung zu suchen ist, muß ein Dichterbund das Gegentheil von dem werden,

was er Bürger werden konnte. Dieser mag in der Ausgelassenheit gesteigert, Voß aber kann leidenschaftlich tugendsam davon werden. Die Ausgelassenheit nach freier Bewegung hin liegt ihm ohnedies in unerklärter Ferne, Schicksal und Temperament führen ihn zur bürgerlichen Rechtschaffenheit; kommt nun eine solche unklare Anregung wie ein Dichterbund, so nimmt die bescheidene Phantasie ihre Zuflucht zu einem halb grimmigen Eifer für alles das, was Moral, bürgerliche Tugend, vaterländisches Wortspiel, vaterländische Ueberlieferung in sich schließt.

Wir sehen denn auch den jungen Mann leidenschaftlich ernsten Gesichtes auf eine Verbrennung der leichtsinnigen Wieland'schen Bücher antragen, die alten Bardennamen mit unerschütterlicher Ehrwürdigkeit behandeln, und unerbittlich den ernsthaftesten Respekt für sie fordern. Wir sehen, damit es kurz gesagt sei, nirgends ein Zeichen, daß hier irgend etwas Schöpferisches für die Literatur entstehen werde, die Verse sind mittelmäßig, nur mitunter gelingt ein Gesellschaftslied, wie das Manchem gelingen mag, der Kreis des Gedankens, der höheren Forderung geht nicht über das Anerkannte hinaus, ist nirgends von neuer Schwingung betheiligt.

Und dies bleibt denn auch so, wenn man es schonungslos aussprechen soll. Voß findet nur später eine angemessenere Stellung, insofern er nicht mehr neben exaltirten Dichtern steht, sondern neben einfachen besonnenen Männern, welche ihr einfaches Verständniß alter Schriftsteller einfach mittheilen, welche einem bürgerlich gesunden Menschenverstand um jeden Preis Nachdruck und Recht verschaffen. Dazu lebte er lange, dazu war er stets arbeitsam, stets brav, dazu gab er dem großen Publikum die Uebersetzung der alten Autoren, besonders Homer's, und half manchem Berufenen, welcher zufällig nicht griechisch konnte, zu einer leidlichen Vorstellung von den alten Poesieen. So ist er eine Figur in unserer Literargeschichte worden, die eine Beachtung lebhaft anspricht. In den höheren Fragen ist er von keiner Wichtigkeit, aber wenn man so sagen darf, im eigentlichen Geschäfte der Literatur hat er das Seinige gethan. Sein Idyll „Luise" reicht bei weitem nicht an Goethe's „Hermann und Dorothea," aber es hat wesentlich für den Goethe'schen Zweck mitgewirkt, der Nation die nächste Wirklichkeit in einen poetischen

Reiz zu hüllen; seine Uebersetzungen sind vielfach hart und ungeschlacht, besonders nach den Zuthaten einer letzten Ausgabe, aber sie sind treu, ungeschminkt, sind hilfreiche Vorarbeit; sein nüchterner Standpunkt aller Romantik gegenüber hat der Mittelmäßigkeit gute Dienste geleistet, welche sich nicht in die Bedürfnisse des Weltherzens versenken kann, welche das Streben nach einer großen poetischen Einheit nicht begreift, aber er ist auch ein vortheilhaftes Hemmniß geworden für diejenigen, die nur in Rückkehr zum abgestorbenen Alten eine neue Einigung suchten. Voß hätte sich wahrscheinlich eben so entgegengesetzt, wenn ein Genie die wirkliche Schöpfung gebracht hätte, wornach seit dem Sturze der Einheit alle moderne Welt drängt, denn es war nur eine verwaltende Fähigkeit in ihm; aber das historische Urtheil hält sich nicht an das Wahrscheinliche, es hat über Voß nur zu sagen, wie er sich gegen die Schlegel und Stolberg benommen habe.

Vossens Leben und Schriften fügten sich in folgender Reihe: Von Göttingen ging er auf einige Jahre nach Wandsbeck, und außer dem Musenalmanache, welchen er damals mit Göckingk, später allein herausgab, füllten lauter philologische Studien und Uebersetzungen seine Zeit. 1778 wurde er Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Von hier erschienen zuerst im Merkur Proben seiner Odysseeübersetzung, es begann die Subskription auf die Herausgabe, welche nicht zu Stande kam, es zogen sich die halb verdeckten Streitigkeiten mit Heyne durch mehrere Jahre, welche sich besonders auf die alte Geographie richteten, und um derentwillen auch Lichtenberg gegen Voß seine beißenden Worte stellte. 1781 gab er die Odyssee auf eigene Kosten heraus, und begann die Uebersetzung von 1001 Nacht aus dem Französischen des Galland. 1782 wurde er Rektor in Eutin, der Residenz des Fürstbischofs von Lübeck. Dorthin fällt seine Hauptthätigkeit; seine Uebersetzungen Virgils, Homer's, die eigenen Gedichte Vossens, Luise und andere Idyllen erscheinen von hier. 1802 legte er sein Amt nieder, zog mit einer Pension nach Jena auf einige Jahre, und dann nach Heidelberg als badenscher Hofrath und Akademiker mit tausend Gulden Pension. Allerlei philologische Bestrebung ist auch hier die Hauptsache, Horaz, Hesiod, Theokrit werden besprochen und übersetzt, Luise wird umgearbei-

tet, „für die Romantiker" wird im Morgenblatte 1808 „ein Bußlied" geliefert; neben den Schlegel giebt er 1818 eine Uebersetzung des Shakespeare heraus mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, ein Unternehmen, wozu ihm Geschmack und sprachliche Eleganz abging, und wobei er neben den gewandteren Schlegel in großen Nachtheil gerieth.

Im Jahre 1819 erschien der vielbesprochene Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Das dritte Heft des Sophronizon enthielt ihn. Dieser Kampf beschloß eigentlich den Göttinger Bund; die Stolberg und Voß waren allein noch übrig, Christian, der ältere war längst verstummt, nur Fritz Leopold war noch thätig. Jetzt maaßen die zwei Extreme jenes Bundes ihre Kräfte, leider waren es auch Extreme der Zeit geworden, und das höchste Bewußtsein der Epoche, wozu Stolbergs Katholizismus und Vossens Rationalismus beigetragen hatte, war weder in dem einen noch in dem anderen; es offenbarte sich, daß die Wege von Göttingen aus nirgends in den Mittelpunkt der deutschen Bildung geführt hatten.

Voß entwickelte in dieser Schrift Stolberg's Leben: wie die aristokratische Natur in Idealismus des Hainbundes nicht aufgegangen, wie sie bei der französischen Revolution wieder aufgewacht sei. Nun habe sie sich an die Adelsopposition angeschlossen, diese habe sich mit dem Jesuitismus verbunden, und so sei Stolberg direkt zum obskuranten Katholizismus gelangt. Weil Voß zu dieser Beweisführung mannichfache Lebensdetails brauchte, und seiner derben plattdeutschen Natur nach mit groben Stiefeln auftrat, so erregte die Sache viel Geschrei und Aufsehen. Es kam hinzu, daß Stolberg plötzlich starb, nachdem die Schrift kaum erschienen war, und daß der Vorfall und Angriff zusammen ein verhängnißvolles Ansehn erhielten, was denn von beiden Seiten ausgebeutet wurde.

Heinrich Voß, der Sohn, in seinem Briefwechsel mit Jean Paul erzählt, daß sie von dem plötzlichen Tode Stolberg's sehr betroffen gewesen, daß sich der Vater aber im festen Gefühle eines nothwendigen Angriffes ruhig und stark verhalten habe. Von Stolberg's Gattin sei denn auch bald in Erfahrung gegangen, daß der Todesfall ein rein körperliches Krankheitsmoment gewesen.

In Stolberg's Nachlasse fand sich das schon erwähnte „Buch der Liebe" vor, worin er dem irrenden alten Freunde Voß verzieh. Das regte den alten Mann nur ärger auf, er schrieb sogleich eine „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhange über persönliche Verhältnisse." —

Der Streit knatterte an vielen andern Stellen in Deutschland weiter, Voß selbst trat 1822 zweimal gegen Perthes auf, und zwar mit „Abweisung einer mystischen Injurienklage;" — es war im Allgemeinen zu einem Kampfe geworden, wenigstens zu einer Kampfesmeinung, die in den Gemüthern angeregt und ausgefochten ward, ob nämlich die neu romantische Vertiefung in altes Verhältniß, in alten Verkehr mit Gott und Jenseits aufzunehmen sei, ob sie als etwas wirklich Reifes begrüßt und erfaßt, oder als etwas Unreifes vertagt werden solle.

Läugnen darf man es nicht, die meisten Gegner, an deren Spitze Voß in Heidelberg stand, und die sich zu einer rationalistischen Schule der Theologie schaarten, waren des eigentlichen Herzens ihrer Gegner gar nicht mächtig, wußten den tiefen Grund eines wahrhaft poetischen Bedürfnisses nicht zu fassen, nicht zu würdigen. Aber sie hatten das Recht der Geschichte für sich: zum Theil aus Unklarheit, zum Theil aus Tändelei, aus Schwäche erwuchs die neuromantische Kirche, welche keinen andern Rath hatte, als mit der alten sich zu behelfen. Ferner lag noch so breites, breites Feld unbebaut, was doch von der Forschung schon angezeichnet war, wie der Forstmann anzeichnet, wo eine neue Pflanzung entstehen soll; die einzige Gestalt und Frucht dieses Feldes war von dem historischen Blicke schon eingerechnet in das einstige Resultat, woraus voller neuer Glaube, das heißt neue Poesie entstehen sollte. Wie konnte man also dem voreiligen Abschließen reger Herzen ohne weiteres zugeneigt seyn? Was Wunder, daß die stärksten Geister diesen voreiligen Abschluß von sich hielten!

Dies wiederholt sich bei einer reifenden Prosazeit in allerlei Gestalt, bald neigt es zur alten Gemeinschaft, zum Katholicismus, bald sondert es sich zum pietistischen Konventikel, bald schlägt es mit Genialität eine ganz neue Vereinigungswelt aus dem kritischen Chaos. Es sind nicht die schlechtesten, aber nicht die klügsten Vögel, welche mit Schwingen, die nicht genug

gefestet sind, die große Wanderung dahin antreten, von wannen die Sonne kommt, in's Land der Wunder weit hinter dem Meere des Zweifels.

Und die tapfersten Gegner sind selten die begabtesten; denn sie sind um so tapferer, je weniger sie selbst von der fernen Herrlichkeit gelockt werden, je weniger ihnen selbst das Organ des vollpoetischen Wunsches gewährt ist.

Solch ein tapferer Gegner war Johann Heinrich Voß, der denn auch die entgegengesetztesten Feinde und Vertheidiger gefunden hat. Der dilettantische Liebhaber der Romantik, welcher doch aber sonst über den moralischen Verwaltungsmaaßstab in der Literatur nicht hinaus kann, und darin mit Voß zusammentrifft, verwirft ihn wegen des Rationalismus; und ein Dichter wie Heine, welcher keine Gemeinschaft hat mit der bloß gesellschaftlichen Urtheilsstufe, mit der phantasielosen, aller Erhebung baaren Seele der Nüchternheit preist ihn ob des Kampfes gegen den Obskurantismus.

In der Beurtheilung dieses an sich gar nicht so wichtigen Mannes treten alle feineren Konflikte zwischen Protestantismus und Katholicismus heraus. Die erste große Idee des Protestantismus gegen abgestorbene Menschensatzung soll gerettet seyn, und doch soll die Verneinung beschränkt, eine gemeinschaftliche Schöpfung für den Menschensinn, welcher einer bevölkerten Glaubenswelt bedarf, soll zugelassen, soll befördert werden.

Fast nach allen Seiten nimmt dieser Hainbund eine solche Stellung ein: er hat keine an sich wichtige Stellung, er drängt nicht bewußt nach einem großen Ziele, aber er veranlaßt halb unschuldig zu Positionen, streift unbewußt bei einzelnen Punkten an's Ziel, und gewinnt dadurch eine Wichtigkeit.

In's Jahr 1821 fällt für Voß auch die Herausgabe des übersetzten Aristophanes. Von den prosaischen Schriften werden stets mit Auszeichnung genannt die „mythologischen Briefe," und die „Antisymbolik." Die Besorgung des Nachlasses übernahm sein Sohn Abraham, der zwei Bände „kritischer Blätter 1828," zwei Bände Briefe folgen ließ 1829. Der rationalistische Verbündete Vossens, jener viel angefeindete und doch sehr würdige, für alle freie Forschung stets zum Kampf bereite Kirchenrath

Paulus hat 1826 eine Brochüre „Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voß" herausgegeben.

Außer den Genannten sind noch drei von den eigentlichen Göttingern zu nennen: das ist Hahn, welcher nur durch die Uebrigen seinen Namen fortgepflanzt hat und früh verstorben ist; Leisewitz, dem wir bei Lessing begegneten, und der empfindsame Miller.

Johann Martin Miller — 1750 — 1814 — aus Ulm in Schwaben, und wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach aller Welt bekannt durch seinen „Siegwart." Den großen Eindruck, welchen Miller mit diesem empfindsamen Romane machte, soll man ihm hoch anrechnen, man mag gegen diese Gattung des Romans einwenden, was man immer wolle. Es war ein selbstständiger Muth der Erfindung, das kleine, sentimentale, in sich breite Leben der schwäbischen Welt, der vorzüglich die schwäbische Frauenwelt anging, dergestalt wiederzugeben in Kleinheit, Sentimentalität und Breite, daß ganz Deutschland davon betroffen und gerührt wurde. Miller hatte sich doch aus der unklaren Ueberschwenglichkeit, welche ihn in Göttingen ebenfalls umfing, seine ganz detaillirte Heimathswelt klar und fest bewahret, so lebhaft er am Aufschwunge Theil nahm, für Klopstock schwärmte, und diesen vom Göttinger Besuche nach Hamburg zurück begleitete. Den bestimmten, irdischen Grund und Boden, welcher auch für den erhöh'testen Ausdruck unerläßlich ist, verlor er nicht. Mochte die Auffassung in ein schwächliches, weinerliches Extrem übergehn, diese Romanthat war ein Anfang, welcher dem gleichzeitigen Geschlechte sehr zu statten kam, wenn der fünf Jahre früher erschienene Werther durch den Ausgang manchen Schüchternen an der natürlichen Darstellung irre gemacht hätte.

Die Göttinger Schule mochte wohl Anlaß gegeben haben, daß sich die Empfindung in das Ueberschwengliche und hierbei Weichliche verirrte, aber sie hatte ihm doch auch manches Lied gebracht, was den Sanfteren der Nation manche innige Stunde gesegnet hat. In seinem Siegwart gab er viele eingestreute Lieder, welche zum Theil heute noch gesungen werden. Von seinen sonstigen Liedern kennt der Student heute noch „Das

ganze Dorf versammelt sich," und „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" ꝛc. ꝛc.

Er kehrte von der Universität über Leipzig nach Ulm zurück, und, ein Predigerssohn wie die meisten andern es auch waren, fand er in der Vaterstadt eine günstige theologische Stellung.

Im Jahre 1776 trat er mit drei Büchern auf, die in gleicher Art empfindsam, breit, mitunter langweilig waren, aber die größte Theilnahme und vielfache Parodirung, Travestirung und getreue Nachahmung weckten. Dies waren „Briefwechsel seiner akademischen Freunde," „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweier Liebenden," und „Siegwart, eine Klostergeschichte," — 1778 folgte „die Geschichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Rosenau, Original in Briefen," 1783 ein Band Gedichte, 1785 „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie," 1786 „Geschichte Gottfried Walthers." Er trat immer mehr in den Bereich der niedriger populären Welt herab, dieser Walther hieß schon „ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstande," und so ergab sich Manches für „den Ulmer Bürger und Bauer," als die Quelle bei ihm versiegen ging, und nur noch Predigten erschienen.

Zu bemerken ist, daß er auch eine Zeitlang die „deutsche Chronik" des Dichters Schubart besorgte, als dieser seiner dreisten Aeußerungen halber von Ulm auf den Asperg abgeführt wurde im Jahre 1777.

Johann Anton Leisewitz 1752 — 1806. —

Es ist herkömmlich, bei diesem Autor die stolze Antwort der Löwin zu erwähnen, daß sie nur ein Junges zur Welt bringe, aber einen Löwen. Von Leisewitz ist nichts in der Literatur, als das Trauerspiel „Julius von Tarent," welches seiner Zeit die größten Erwartungen weckte, und in Wahrheit heute noch einer nicht geringen Anforderung Rede steht. Das natürliche, einfache Thema der Eifersucht eines Bruders auf den anderen ist geschickt, nachdrücklich und edle Theilnahme weckend dargestellt. Damals, wo noch Lessing allein ohne griechische, französische oder altdeutsche Götter, ein bürgerliches Trauerspiel schrieb, das heißt ein Trauerspiel, was durch seine den Zuschauern natürlichen Interessen traf und bewegte, was nicht nach gelernten Berufungen umhergriff, damals war Julius von Tarent eine sehr

talentvolle That. Lessing, der es zur Ostermesse 1776 in einem Buchladen unter den Neuigkeiten gefunden hatte, war höchst erfreut darüber, und hielt Goethe für den Verfasser. Eschenburg bezweifelte dies; „desto besser," rief Lessing, „dann giebt es außer Goethen noch ein Genie, das so etwas machen kann."

Auffallend ist's, daß sich auch überhaupt sehr wenig Spuren zeigen von Leisewitzens sonstiger Hervorbringung, einzelne kleine Aufsätze und Anfänge, die er in's „deutsche Museum" und an andere kleine Journale gab, sind wirklich sehr gering, es sind ein Paar Dialoge, eine Rede, eine Nachricht von Lessings Tode für Lichtenberg. Was er eigentlich dem Hainbunde vorgelesen, das muß er in der Folge mit sehr strenger eigner Kritik angesehn haben, denn es verlaute nirgends etwas davon. Wohl aber wissen wir, daß er kurz vor seinem Tode seiner Frau und seinen Freunden das Versprechen abdrang, all seine literarischen Papiere zu verbrennen. Er hatte vielleicht schon in Göttingen eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges angefangen, dieser Entwurf, so wie mancher andere von Scenen und Schauspielen, ist denn mit verbrannt worden, damit keine literarische Testamentssorge entstehe, und Julius von Tarent nicht mit unreifen Halbgeschwistern in Berührung komme.

Die Hauptkraft seines späteren Lebens widmete er praktischer Thätigkeit, — er war zuletzt Geheimer Justizrath in Braunschweig — und in dieser Thätigkeit schrieb er auch einen großen Entwurf über Armenwesen, der in Braunschweig verwirklicht wurde. — Er war aus Hannover gebürtig.

Dies sind die Göttinger Dichter. Ihnen schließen sich zunächst an spätere Theilnehmer des Hainbundes, wie Sprickmann, der ein Lustspiel „die natürliche Tochter," ein Trauerspiel „Eulalia" und gefühlvolle Lieder geschrieben hat; Overbeck aus Lübeck, „geschätzt als edelsinniger, melodischer Sänger;" und solche, die aus der Ferne Theil nahmen, und ihr Lied steuerten, wie der Mecklenburgische Prediger Brückner, und der Wandsbecker Bote Claudius, die wichtigste Figur dieses Zusatzes. Dohm's Name, welcher mit Boje eine Zeitlang das

deutsche Museum herausgab, ist schon vorübergehend erwähnt. Auch Göckingk gehört hierher als dichterischer Genosse Bürgers in Halle, und als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs von 76 bis 78. Später 80—87 redigirte er mit Voß den Hamburger Musenalmanach.

Lichtenberg, der spottende, geht zwar immer auf der andern Seite von Göttingens Straßen einher, aber doch auch in Göttingen, und oft mit einem Bezuge auf Hainbündner, wenn auch mit einem feindlichen. Georg Christoph Lichtenberg war 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt geboren, und schief gewachsen. Vielleicht gab ihm das, wie es oft geschieht, eine allzuaufmerksame Stellung menschlichen Schwächen gegenüber, und zeitigte seine Lust an Spott und Witze.

Hauptstudium waren ihm mathematische Naturwissenschaften; an einzelne Thorheiten darin schoß auch zunächst seine belletristische Feder an. Er war zweimal in England, 1770 und 74, das zweite Mal längere Zeit und immer unter günstigen, geachteten Umständen. Daraus erwuchs auch manche scharfe Vergleichung, sein Bericht über Garrik, sein Antheil an Hogarth. Lavater's Physiognomik lockte ihn zuerst, die Geißel schonungslos zu schwingen, und vielleicht hat seine Uebertreibung, die nur den Spotteffekt im Auge hielt, Goethe frühzeitig gegen ihn eingenommen. Es ist bekannt, daß sehr viel von realer Bemerkung in Lavater's Buche nur Goethe's Eigenthum ist. Der sanguinische Zimmermann, sich Lavater's annehmend, gerieth bei dieser Gelegenheit auch unter die Krallen der Lichtenberg'schen Feder, wie später Voß um griechischer Orthographie willen. All diese satirischen Ausfälle und alle ähnliche, wie „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", wie „das Leben Kunkels," sind über das Aphoristische von Ein- und Ausfällen nicht hinaus gekommen. Dies hat es den Liebhabern Lichtenberg'scher Schärfe immer erschwert, für ihn einen Hauptplatz satirischer Literatur in Anspruch zu nehmen. Es fehlt an einem Hauptbuche, und es fehlt an einer größeren Beziehung Lichtenbergs auf Denk- und Sittenwelt jener Zeit. Was er aussetzt, war dem Stoffe nach, den er an die Stelle haben will, ohne Originalität; nur für formelle Polemik zeigte sich ein lebhaftes Talent. So kursiren noch einzelne humoristische und witzige

Ausdrücke von ihm, man spricht noch von einem Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehle, man gedenkt seiner abgemalten Zöpfe und Zöpfchen, aber sieht man näher zu, so ist überall ein gewandter Ausdruck die Hauptsache, und nur der Text zu Hogarth hat das Interesse für ihn erhalten. Die witzige Form, sicherlich auch ein Kunstwerk des Gedankens, hat stets das Unglück, im historischen Interesse zu verwittern, wenn sie sich nicht einem größeren Werke einverleibt. Man gedenkt dann traditionell des durch Witz berühmten Namens, aber wenn man die Sachen sucht, entschlägt man sich nicht ganz eines ärmlichen Eindrucks. Nicht ein Kunstwerk, nur ein Kunstschnörkel des Gedankens erscheint alsdann der Witz, und für den Schnörkel vermißt man das Gebäude, das Gemälde. Wie dringend ist oft Liscov's „zerbrochene Fensterscheibe," Lichtenberg's „Zopfscherz" empfohlen worden! Man giebt gerne zu, daß schon jener viel witziger gewesen sei als Rabener, und daß Goethe in der Geringschätzung Beider, Liscov's und Lichtenberg's, die zahme Ordnung überschätzt habe. Aber man sieht sich dennoch, gedenkt man ihrer, nach irgend einer positiven That um, die kleinen Aufsätze für Beiläufigkeiten haltend. Es zeigt sich da ein Unglück in unsrer Literatur: unsre witzigen Köpfe waren meist nur witzig, sie urtheilen bloß und erfinden nichts. Die komischen Bücher Englands schätzen wir um so mehr, weil wir sie entbehren. Unsere witzigen Leute sind entweder nüchtern wie Lichtenberg, oder überschwenglich wie Jean Paul, oder gelehrt absichtlich, und so will ein fröhlich schnurrender, im Leichten glücklicher und genialer Roman nicht entstehen. — Das Nachhaltigste Lichtenberg's, der Text zu Hogarth's Bildern stellt einen solchen Roman vor. Aber Lichtenberg hat ihn freilich nicht erfunden, sondern Hogarth, und auf den Schwächen dieser Karrikaturen hat er eben so nachdrücklich und geschmacklos verweilt wie Hogarth selbst. Die Karrikatur muß an sich gar viel Geist und Witz haben, wenn man es nicht bedauern soll, daß ein Talent verbraucht wird zu verrenkter Form und zur Fratze. Sie wird ganz unausstehlich, wenn sie das Widerliche nicht im Interesse des Witzes, sondern im Interesse der Moral darstellt, wenn die Kunst der Gefälligkeit dahin verkehrt wird, daß sie durch Ungefälligkeit wirken soll, wenn sie das von Krankheit zerfressene Freudenmädchen Tugend predigen läßt.

Lichtenberg's Briefe über Garrik und das englische Theater sind in diesem Punkte viel glücklicher gehalten, und sein geistreicher Scharfsinn, der auch bei den lästigsten Partieen Hogarth's nicht fehlt, ist hier auf einem viel günstigeren Boden. Da ist manche Bemerkung so glücklichen Blickes, daß sie für immer als komisches Merkmal, als theatralische Regel gelten kann. Lichtenberg war in seinen letzten Lebensjahren melancholisch. Er starb 1799.

Es folgen jetzt noch eine Menge Namen, die in keinem besondern Zusammenhange zu den Göttingern stehn, für die aber, weil sie vereinzelt auftreten und nicht den Nachdruck eines Umkreises gewinnen, nur mit Mühe ein Raum aufgefunden wird, sobald jede Aeußerung in einem organischen Zusammenhange dargestellt werden soll. Einige von ihnen, wie Salis und Matthisson schließen sich an den lyrischen Drang der Göttinger; Tiedge ist ein weicher Ausdruck der Klopstock-Poesie, welche so wirksam auf Empfängniß der Göttinger war.

Eine andere Partie dieser Dichter, welche allein nicht stark genug sind, um in so reicher Zeit unbedingt eigene Geltung zu fordern, gehört mehr der Wieland'schen Art, und diese steigt von dem sehr ensthaft romantischen Alxinger bis zu dem oft trivialen Blumauer hinab. Ganz allein steht Schubart, der so eben als ein Bekannter Miller's erwähnt wurde, und welchem man gern eine Einwirkung auf Schiller zuschreibt.

Alle die Göckingk, Gedike, Hartmann, Beyer, Köpken, Löwen, Gallisch, Michaelis, Schatz, Sprickmann, Overbeck können keine nähere Charakteristik in Anspruch nehmen, da sie nur mehr oder minder glückliche Wiederbildungen der bedeutenderen Dichter sind.

Wohl aber Matthias Claudius, 1740—1815— der durch den Volkston, welchen er sich anzueignen wußte, nachhaltiger in das Interesse des Publikums durchzuschlagen verstand, als die terminologisch gehaltene Denk- und Ausdrucksweise der Uebrigen. Er war zu Reinfeld, einem Holstein'schen Flecken unweit Lübeck geboren, und lebte die meiste Zeit in Wandsbeck, mit Ausnahme des Jahres 1776 zu 77, wo er Oberlandkommissär zu Darmstadt war. Nach Wandsbeck benannte er auch seine Zeitschrift „den Wandsbecker Boten," und wird ebenso selbst unter diesem Namen verstanden. Seine kleinen Aufsätze und Lieder sind in 8 Theilen unter dem Titel gesammelt: „**Asmus omnia secum portans.**"

In den letzten Lebensjahren wollte dem alten Herrn das Populärbewußtsein nicht mehr ausreichen, er wendete sich zur sogenannten „geheimen Weisheit" und gesellte sich zu den Mystikern. Die alten Freunde sahen mit Betrübniß, daß er seine sonstigen Fahnen, Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung, verließ, daß er Fenelon's religiose Schriften übersetzte, und gern noch Frömmeres zur Uebersetzung gewünscht hätte. Die Nation nahm daran kein weiteres Interesse und hielt sich an die Erzeugnisse seines früheren, einfachen Verstandes. Die Lieder von Claudius, welche die nächste Beziehung eines natürlichen Menschen natürlich und anmuthig darstellten, hatte man mit Jubel zu Volksliedern aufgenommen. Seine „Ich bin ein deutsches Mädchen" — „ich bin ein deutscher Jüngling," — „war einst ein Riese Goliath," „heute will ich fröhlich, fröhlich sein, keine Weise, keine Sitte hören" — belebten jede Gesellschaft, und sein Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" ist heute noch beliebtes Eigenthum jedes heiteren Kreises.

„Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur hergenommen sind. Dieses Vortheils könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde. — Hierbei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen, als eigentlich Gebildete."

Diese Goethe'schen Worte passen in mancher Weise auf Claudius.

In Johann Baptist von Alxinger aus Wien — 1755—1797 — steigerte sich dagegen eine Kunstromantik in das direkte Gegentheil eines Claudius'schen Stils. Hier in den Ritterdichten „Doolin" und „Bliomberis" gab es nicht das Geringste von naher Beziehung: Ritter von höchst ausgezeichneten Eigenschaften kämpften und abenteuerten in vorzüglicher Tugend und Tapferkeit ein Buch hindurch, wurden höchstens einmal besiegt und am Ende stets sehr glücklich. Diese Versuche, die Dekoration einer längst vergangenen Welt als Poesie wiederzugeben, waren etwas sehr Mißliches. Eine naive Auffassung oder eine solche, die sich des Kontrastes stark und klar bewußt ist, wäre allein im Stande gewesen, daraus etwas merklich Lebendiges zu erzeugen. Dafür findet sich denn auch in Goethe genügende An-

deutung. Aber hierin war die verschwimmende Ansicht der Hainbundspoesie nur zu allgemein, man glaubte sich in sehr poetischer Gegend, wenn man an dieser hohlen, stolz im Verse klingenden Ritterpoesie recht viel Antheil zeigte, und dies eigentlich leblose romantische Epos hat sich lange noch wie eine hohe, unbestimmte Forderung fortgeschleppt. Daneben würdigte man unbekümmert Ariost's „Roland," welcher schon ein Paar hundert Jahre früher die Verspottung dieses leeren Gerüstes darin unternommen hatte, daneben lachte man über Don Quixotte.

Alxinger, der übrigens für diesen äußerlichen romantischen Rhythmus stattliche Mittel besaß, hat auch Oden und Lieder und Straf- und Lehrgedichte abgefaßt, seine Schriften sind 1812 in 10 Theilen gesammelt zu Wien erschienen. Wieland, welcher sich mit einer leichten Ironie in's „alte romantische Land" zu Pferde begab, hatte Doolin ganz uninteressant gefunden, und war sehr erschrocken, als sein Verleger Göschen an den Bliomberis eine Prachtausgabe gewandt hatte. Bei weiterer Lektüre des Bliomberis zeigte er sich indessen beruhigt.

B. Nicolay trachtete in eben dem Stile, Friedrich August Müller nicht minder, aber diese Rittergedichte, obwohl sie die Sache nicht mehr so schwer ernsthaft nehmen, wie die Alxingers, sind früh in die Vergessenheit hinabgefallen. Reinhold und Angelika, Morganens Grotte dort, und Richard Löwenherz, Alfonso und Adalbert der Wilde hier, sind in der Versmühe bei Weitem nicht so anerkannt worden vom Publikum als die Prosaritter der Spieß und Cramer, welche eine schnellere und wohlfeilere Unterhaltung boten.

Aloys Blumauer — 1755—1798 — ging in frivoler Dreistigkeit des Naturells viel wirksamer sogleich bis zur Travestirung alles Vergangenen, und hat manchen guten Scherz auf diesem Wege gefunden, freilich oft bis an die Hüften durch Trivialität schreitend. Er stammte aus Steier, war in Wien Jesuit, bis der Orden aufgehoben wurde, dann eine Zeitlang Censor, zuletzt Besitzer einer Buchhandlung. Die harmlosen Oesterreicher nahmen gutmüthig ihren Alxinger und Blumauer als Zwillingsbrüder verschiedenen Temperamentes auf, wenn auch der Eine verspottete, was des Andern Existenz war. Die Täuschung wurde dadurch erleichtert, daß von Blumauer aus dem Jahre 1780 auch

ein ganz ernsthaftes Trauerspiel „Erwine von Steinheim" erschienen war; in einer Beurtheilung desselben aus früherer Zeit wird gesagt: „Man erkennt aus demselben leicht, daß wenn er dieser Dichtungsart seinen ganzen Fleiß hätte schenken wollen, er in kurzer Zeit auch in diesem Fache der Literatur neben den besten Bearbeitern desselben seine Stelle rühmlichst behauptet haben würde."

Wer auf Kosten höheren Geschmackes über den „Aeneas von Butter," oder so etwas einmal lachen will, ist dem Blumauer gewiß dankbar, daß er „seinen ganzen Fleiß" vorzüglich auf scherzhafte Verse, Briefe, Fabeln, Erzählungen, und auf „Virgils travestirte Aeneis" gewendet hat.

Die gute Laune der Wiener hat passend gegen eine Pietätsgewohnheit, die ihm nicht anstand, auf seinen Leichenstein folgende Charakteristik gesetzt: „Hier ruhet Aloys Blumauer, Censor, Dichter, Epicureer, Freigeist, Genie, Hagestolz, Jesuit, Kenner Latiums, Maurer, Naso Oesterreichs, Pfaffenfeind, quälte Roms Satelliten, Travestirte unsterblich Virgils Werke, xenophthalmisch, ybischartig. Zollte den Tribut dem Tode d. **XVI.** März **MDCCXCVIII.**" —

Xenophthalmisch bezieht sich auf die trocken entzündeten Augen, die ihn entstellten, ybischartig auf seine lange, hagre Figur und gelbe Gesichtsfarbe, welche ihn einem Ybisch- oder Eibischbaume, einer gelben Pappel ähnlich machten.

Es ist leider keine bewußte Ueberlegenheit seiner Travestirrolle vorauszusetzen, dazu war seine Kultur zu niedrig; und so muß die Posse hingenommen werden, wenn sie denn irgendwie höher aufgefaßt sein soll, als eine burleske Anregung, sich nach Kontrasten umzusehn zwischen poetischem Interesse und Kolorit bei verschiedenen Zeit-Epochen. Das drollige Unternehmen fiel glücklicherweise in die Hände eines Wieners, welchem die Küche und der komisch-sinnliche Kontrast so nahe liegt, welchem die oberflächlichen Gegensätze als solche keine Sorge machen, und der im heiteren, liebenswürdigen Naturel Ausgleichung und Scherz genug mit sich bringt.

Der Zwiespalt in Rücksicht auf Religion, der wie ein unterirdisch Gewitter alle die Zeiten begleitet, bricht in immer anderen Schlägen immer häufiger hervor. Die Beruhigung in einem

populär-philosophischen Bewußtsein erschöpft sich gar bald; Deutschland hat nie so viele und so verschieden geartete Freigeister besessen, als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Und nicht Allen kam eine so bequeme Wienerische Färbung, eine mit dem Scherze sich zufrieden gebende Behaglichkeit, wie diesem Exjesuiten Blumauer.

Christian Friedrich Daniel Schubart — 1739—1794, bei welchem diese Richtung wild und ungezügelt hervortaumelte, hat ein gehetztes, schwer gefesseltes Leben dafür eingetauscht, ein Leben, was für das Genie und für den Herrscher die grellste Warnung in sich begreift. Dieser ungestüme Schwabe — zu Obersontheim war er geboren — ist in dem Konflikte mit Religion und Macht, denen er genial aber ungeordnet entgegen trat, zerrädert worden, und das endliche Resultat für ihn und für die Einsicht ward nichts als ein unfreier Mysticismus. Schubart war mit den größten Gaben ausgerüstet, mit feuriger Phantasie, Erregbarkeit und Lebhaftigkeit des Geschmacks, mit rednerischem, musikalischem, pathetischem und witzigem Talente. Aber die Bildung fand sich nicht. Verwildert kam er von der Universität Erlangen, lief auf die Kanzeln, predigte aus dem Stegreife, mitunter sogar in Versen, spottete dazwischen, fand weder bei der Kanzel, noch am Lehrtische, noch bei der Orgel einen festen Anhalt, trieb sich umher in Ludwigsburg, in Heilbronn, in Heidelberg, in München, in Augsburg, wollte katholisch werden, beleidigte die Klerisei, trat den scheintodten Jesuitismus mit Füßen, beleidigte, verspottete die Vornehmen. Der Jesuit schürte, der Vornehme griff; da er sich endlich in Ulm als Journalist mit seiner „deutschen Chronik" eine leidliche Existenz geschaffen, und seine Familie, die er lange verlassen gemußt, wieder zu sich genommen hatte, da ergriff ihn die Macht für alle die Beleidigung in Spott und Ernst, welche er ihr angethan hatte. General Ried, der kaiserliche Minister in Ulm, denuncirte, der Herzog von Württemberg verhaftete ihn, Schubart ward auf den Hohenasperg gebracht im Jenner 1777, und erst zehn Jahre darauf erhielt er seine Freiheit wieder. Lange Zeit hatte er das entsetzlichste Gefängniß eines gemeinen Verbrechers erlitten, angeklagt, verhört, gerichtet ward er nie, und nur die Gunst, welche er durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen geweckt, befreite ihn.

Dort auf dem Asperge besuchte ihn auch Schiller, als das Gefängniß erleichtert und ein solcher Zutritt möglich gemacht war. Dort diktirte er auch an der platten Erde liegend zur Nachtzeit, leise sprechend, dem Nachbar, welcher sich Schreibmaterial verschafft, und unten einen Stein aus der Mauer gebrochen hatte, seine Lebensbeschreibung. Schiller, welchen der geniale Ansatz in den meisten Produkten Schubarts begeistert hatte, scheint indessen von der persönlichen Bekanntschaft weniger erbaut gewesen zu sein. Auf einem Irrthume mag es wohl beruhen, daß als Hauptgrund von Schubart's Gefangenschaft und von Schiller's specieller Theilnahme gemeinhin das Gedicht „die Fürstengruft" angegeben wird; denn dieß Gedicht wurde erst 1782, ohne Schubarts Vorwissen, im deutschen Museum abgedruckt.

Die Hauptthat Schubarts für die Literatur war sein Journal „die deutsche Chronik," welches er von 1774—78 erst in Augsburg, dann in Ulm redigirte, und was mit dem lebhaftesten Geiste, und nach vielen Seiten hin mit reichlichem Schwunge geschrieben war. Nach seiner Befreiung hat er es als „Vaterlandschronik," wenn auch nicht mehr in so ursprünglicher Kraft, fortgesetzt. Außerdem wird auf eine Rhapsodie „der ewige Jude" großer Werth gelegt, die eigentlich dem Plane nach eine großartige Menschenentwickelung besingen sollte. Endlich achtete man seine Gedichte ihres kühnen Schwunges wegen hoch, wenn ihnen auch selten Zeit gegönnt war, sie voll in einer Form zu begründen. Sehr viel ward ohne seine Hand und unvollständig aufgefaßt von ihm herausgegeben; dahin gehören die ästhetischen und musikalischen Vorlesungen, welche er auf seiner unstäten Wanderung besonders in Heidelberg gehalten hatte. „Leben und Gesinnungen," von ihm selbst aufgesetzt, sind 1791 und 92 in 2 Bänden zu Stuttgart erschienen, sie stellen ihn aber auch nicht treu dar, da er selbst keinen unbefangenen Ueberblick über sein Leben mehr besaß, und durch eine theosophische Mystik darüber hinsah, wie sie sich ihm während der Kerkerzeit zur Rettung dargeboten hatte. Eine ausgeführte Biographie dieses in den Extremen seiner Zeit umhergeschleuderten Mannes wäre sehr wünschenswerth, besonders wenn sie auf die vereinzelten Punkte seiner theoretischen Fassung Rücksicht nähme, die jetzt bei der unordentlichen Versplitterung jener Schriften nicht leicht zu erkennen ist.

Jene theoretischen Vorlesungen sind freilich aus seiner wüsten Jugendzeit, und man würde durch ihre geordnete Herstellung schwerlich zu einem anderen Urtheile kommen, als daß in ihm eine geniale Kraft mit ungefügten Torso's um sich geworfen hat.

Die neueste Ausgabe seiner Gedichte ist 1829 in Frankfurt am Main erschienen, und enthält drei Bände.

Viel verspottet sind die bis in die neueste Zeit hereinlebenden und gemeinhin „sentimental" genannten Dichter Matthisson, Salis und Tiedge. Dies Wort sentimental steht bei den geplagtesten in der Literatur; die Zeit Schiller's und Goethe's, und Schiller selbst, zuweilen Goethe, brauchte es zur Bezeichnung des Gegensatzes vom Antiken, zur Bezeichnung derjenigen Dichtart, wo der subjektive Ausdruck des Dichters vorspielt und das Objekt überragt, oder in beliebiger Stärke begleitet. Schiller deutet es noch specieller als Eigenschaft aller modernen Dichtung aus, indem sie sich moralisch, will sagen reflektirend, des Verhältnisses bewußt werde, worin sich der Gegenstand nach mehreren Seiten hin darstelle. Die antike Dichtung, welche er dem Begriffe „sentimental" gegenüber, die naive nennt, habe nur einen Bezug, nur ein Verhältniß zu ihrem Gegenstande gehabt.

Von dieser Bedeutung des Wortes „sentimental" ist wenig oder gar nicht die Rede, wenn es sich um den alltäglichen Gebrauch desselben handelt, und wenn damit Dichter wie Matthisson bezeichnet werden. Hier wird damit bezeichnet, daß alle Auffassung des Dichters nach der gemüthlichen Seite hin gerichtet sei, daß der breite Umfang des Lebens und des daraus folgenden Bezuges auf eine ergebene Theilnahme des weichen Herzens beschränkt werde. Dadurch wird allerdings die Auffassung eintönig, und wenn ihr nicht große Kraft verliehen ist für diese einzelne Empfängniß und den Ausdruck derselben, so erscheint sie unbedeutend und fällt in's Weinerliche. Unbedeutend und weinerlich auch darum, weil ein solcher Akt der Anschauung einem jeden, nicht eben verwahrlosten Menschen gewährt ist, und sich nicht über das Gewöhnliche erhebt; denn jeder Mensch ist im ganzen Leben zunächst darauf angewiesen und gerichtet, wohl oder übel

in irgend einer Empfindung berührt zu werden. Ueberblick und Umfang fehlt ihm, wodurch der Eindruck zu einer Vergleichung und darin zu einer höheren Stellung geführt werde, betroffen wird er leicht, weil ihm der Zusammenhang nicht klar ist; der Tribut, den er zunächst aus sich leisten mag, ist jene Rührung, womit die mittelmäßigen Leute sich stets eilig bezeigen, und welche den schwachen Menschen stets zur Hand ist, — der Dichter also, welcher nichts weiter zu bieten und zu erregen vermag, lebt und wirkt nur in dem Geringen. Weiß er nun diesem Geringen nicht wenigstens einen Aufschwung zu verleihen, so schleppt er sich und seine Leser in dem wirklich Unbedeutenden umher, und nach dieser Seite sind die Vorwürfe gerecht, welche moderne Kritik den lediglich sentimentalen Dichtern gemacht hat.

Sie haben besonders den sentimentalen Roman, welcher von Müllers Siegwart datirt, und unter den drei folgenden Dichtern, Matthisson betroffen.

Friedrich von Matthisson — 1761—1831 — war zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, und ging später nach Halle, um die allgemeine Vorschule der Dichtkunst, die Theologie, zu durchwandeln. Zunächst wurde er dann Lehrer in Dessau, und ging von da als Hofmeister zur Begleitung junger Liefländer auf Reisen. Ein fügsames, gefälliges Wesen brachte ihm stets bequeme Stellungen zu Wege, er wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Dessau; die schönen Gegenden, welche er auf Reisen sah, bestärkten und erhöhten seine Neigung zu Naturschilderung, 1812 finden wir ihn als Geheimen Legationsrath und Oberbibliothekar in Stuttgart, und 1829 zieht er sich in die ihm heimisch und lieb gewordene Welt nach Wörlitz zurück, um dort zu sterben.

Der Vorwurf des Sentimentalen ist meist von denen ausgegangen, welche zunächst und zuletzt von der Dichtkunst eine Aufreizung zu sittlicher Thätigkeit fordern, welche den sanften Eindrang in das Geheimniß und den verborgenen Reiz der Welt für nichts rechnen, welche das bloße Bewußtwerden seiner Bezügnisse gering achten, weil sie den praktischen Erfolg nicht dicht daneben sehn. Diesen Kritikern, welche ein Korn Wahrheit zu breiter Saat mancherlei Irrthums ausbilden, gab Matthisson dadurch großen Vorschub, daß sich seine Empfindungswelt nir-

gends auch nur zu einiger Energie aufzurichten wußte, daß er in einem kleinen Kreise verschwimmend haften blieb, welcher sich nirgends über die Sphäre des Alltäglichen erhob.

Das Publikum, welchem diese bequeme Erhebung willkommen und durch einen wohllautenden, anmuthigen Vers erhöht war, nahm dagegen den freundlichsten Antheil an Matthissons Liedern.

Ein andrer Punkt kommt noch bei Matthisson zur Sprache, und Schiller hat in einer großen Recension, welche 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung erschien, ausführlich darüber gesprochen, ihn nach seiner Weise auseinandergesetzt, und obwohl diese eine ganz andere als des Matthisson's ist, diesen doch daneben gelobt. Es ist der Punkt, die Natur im Gedichte zu schildern, die Natur zum Stoffe des Gedichts zu machen.

Die Alten haben es nicht gethan; solche poetische Auffassung, Deutung und Verherrlichung der Natur gehört durchaus der Romantik, welche sich über eine plastisch abgegrenzte Welt hinauswagt, in das, was Anregung, Möglichkeit und Ahnung gewähren mag. Schiller hatte in seiner logischen Dichtungsweise einen Standpunkt, welcher sehr schwer damit zu vermitteln war; der Mensch als Individuum war ihm nichts, nur als Bild der Menschheit; das Besondere, das Charakteristische, woran sich Goethe hielt, und woran er so groß und so ergiebig für's Allgemeine wurde, war für Schiller nicht bedeutend genug. So fand er eine Brücke zur Naturschilderung, welche sich im Allgemeinen bewegte, welche sich nicht auf scharf unterscheidende Charakterisirung einließ, und mit dem allgemein musikalischen Eindrucke, den sie hervorbrachte, zufrieden war, mit dem jeweiligen Begegnen einer Empfindung, einer Idee in der Naturwelt sich begnügen ließ. Von hier aus lobte er Matthisson.

Die jetzige Welt hat darüber entschiedenere Ansichten, und diese sind Matthissons verschwimmenden Gemälden nicht so günstig. Zunächst rückte sie den poetischen Werth über den logischen Beweis hinaus, und fand in dem einen poetischen Gewinn, was sich aus der Allgemeinheit als bedeutend absondern ließe, nicht bloß was aus dem abstrakten Gedanken der Allgemeinheit geboren werde. Dann stellte sie sich als Geist siegreich oder wenigstens siegesvoll in die Natur, als in ein Lebloses, was erst seine Existenz in unserm Geiste gewänne, bestritt ihr die unbestimmte

Einwirkung nicht auf unser Wesen, nannte diese aber eine unbestimmte und unklare, und verlangte für den Eintritt derselben in die Kunst erst einen geläuterten Durchgang durch unser Bewußtsein. Darnach bedarf die Schilderung der Natur ganz und gar erst des Stempels unserer Fassung, um so überhaupt in das Leben des Geistes und dann in das Leben des schönen Kunstgeistes einzutreten.

Bei solcher Ansicht erscheint Matthisson nicht so günstig, seine Beschreibung der Natur sinkt zum beliebigen Tändeln mit Bildern, zum vagen Aufgreifen dessen, was unzusammenhängend, kaum in todtem Aeußeren neben einander, kurz, was ohne Nothwendigkeit sich bietet.

In damaliger Zeit spotteten schon die Schlegel seiner weichlichen Manier. Dem Popular-Bedürfnisse wird sein sanfter Vers und Ausdruck lange werth bleiben, und wenn er dreißig Jahre früher geschrieben hätte, so würde die Anmuth seiner Verse stets bemerkenswerth bleiben, und man übersähe dann leichter, daß der kurze, kindliche Rhythmus, und die kindliche Malerei „die Pappelweide zittert" leicht trivial wird.

Außer Gedichten hat er auch „Briefe" verfaßt, die seine Reisen beschreiben, und denen schon früher, wo die Reisebeschreibung noch seltner war, nicht so viel Beachtung geworden ist. — Von 1803 — 1807 gab er in Zürich eine lyrische Anthologie heraus, diese beliebte Art halben Nachdruckes, welche dem Publikum stets so willkommen und den Buchhändlern einträglich ist. Leider war er in aller liebenswürdigen Sanftmuth und Bescheidenheit, die ihm sonst eigen, nicht bescheiden genug, um sich nicht auch Ramlers und Vossens Dreistigkeit als Beispiel zu nehmen, und Kleinigkeiten in fremden Dichtungen zu ändern. — Seine Schriften sind in 8 Bänden zu Zürich erschienen, und 1832 sind noch vier Theile „Literarischer Nachlaß" zu Berlin gedruckt worden.

Der Wörlitzer Garten, an dem Matthisson so viel Gefallen fand, hat etwas Entsprechendes mit Matthissons Naturdichtung. Dort ist eine reiche Situation auch großentheils nur zu vereinzelten Spielereien ausgebeutet, das große Ganze einer modernen Parkschöpfung ist durchaus nicht erreicht.

Salis, mit vollständigem Namen Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis — 1762 — 1834 — wird stets als

dichtender Zwillingsbruder Matthissons genannt. Er giebt sich im Ganzen einfacher und anspruchsloser, dafür fehlt ihm denn wohl auch mancher Schmuck des reichlicheren Matthisson. Er stammte aus Seewis in Graubündten, war Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, und zuletzt Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur. Es sind nur Gedichte von ihm da, deren letzte Auflage 1835 in Zürich erschienen ist.

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen, ein würdiger, geschätzter Greis, lebt heute noch. Mit „Briefen zweier Liebenden," mit „Elegieen," worunter die „auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" die meiste Theilnahme fand, machte er sich zuerst in der Literatur bemerklich, aber alle gefühlvollen Seelen berufen sich nur auf sein Hauptwerk „Urania," ein Lehrgedicht. Wenn Klopstock auch dabei fernes Vorbild gewesen ist, so fehlt doch die einige Fassung und die gehaltvolle Kraft des Messias, eben so wie die Klopstock'sche Härte. Die Urania vergleitet sich mehr in jene lyrische Weichheit, in jenes bereitwillige Dehnen älterer Lyrik, wo durch Morgenroth und Wogen, stolze Schwäne, Wolkenschiffe zogen — und wofür der weibliche Charakter unsrer Heimath so viel inniges Entgegenkommen mitbringt. Nirgends spricht man so sehr von „schönen Stellen" als „bei Tiedge's Urania," und der Prediger vermißt „christliche Tiefe."

Tiedge's übrige Sachen, „der Frauenspiegel," „das Echo, oder Alexis und Ida," „Denkmale der Zeit," „Anna, Herzogin von Curland," sind in den Hintergrund getreten, die Frauentheilnahme hat aber die Urania stets im Andenken erhalten. Auch das Leben Tiedge's, seine unwandelbare zarte Freundschaft für Frau v. d. Recke, die selbst dichtete, und für alle Erscheinung der Gedanken- und Gefühlswelt sich rege bewies, hat dies Ansehn eines Frauenpatriarchen ihm bestärkt.

Frau von der Recke hat sich auch für die Geschichte der magischen Operation thätig erwiesen, indem sie die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779 u. s. w." in Berlin 1787 drucken ließ, und darin ausführlich erzählte, wie sie selbst von ihm getäuscht worden sei.

Tiedge's „Werke" hat Eberhard in acht Bänden von 1823—29 herausgegeben.

Immer mäßiger im Erfolge, aber eben so gewissenhaft eifrig, zu sin ge und dichtend zu lehren, drängen sich noch viele herbei, zum deutschen Parnasse, wie man sich gemeinhin und edel ausdrückte. Sie wollen auch noch im Gefolge des lyrischen Aufschwunges genannt sein, da später aller Raum von den eigentlichen Herren in Beschlag genommen wird.

Gottlieb Konrad Pfeffel — 1736—1809 — der liebenswürdige, allbekannte Fabeldichter, welcher eine 52 Jahr dauernde Blindheit mit der Heiterkeit eines Weisen ertrug, stammt aus Kolmar, legte dort eine Erziehungsanstalt an, und starb daselbst als Präsident des evangelischen Konsistoriums. Seine Fabel und poetische Erzählung ist fein und rund, auch hat er es nicht an den nöthigen Romanzen, an Versuchen im Drama und der Prosa mangeln lassen. Die Heimath brachte es mit sich, daß sich sein Geschmack und seine meiste Hervorbringung an französische Muster hielt. Seine poetischen und prosaischen Versuche sind in 21 Theilen zu Stuttgart erschienen.

Ludwig Theobul Kosegarten, 1758—1818, der als Pastor zu Altenkirchen auf Rügen mit Vers und Mund sich bestrebte, diese Insel in Aufnahme der Poesie und der Reisenden zu bringen. Seine Sachen sind in keiner Weise durchgebildet, pathetische, bombastische Uebertreibung enthüllt die Mittelmäßigkeit, die sie verdecken sollte, und besonders die lyrischen Produkte sind in aufgetriebener Schale von sehr geringem Werthe. Aber die für allen Schwung gefällige Zeit nahm das Bestreben dankbar und theilnehmend auf. Kosegartens Dichtungen haben fünf Ausgaben erlebt, deren letzte 1824 und 25 zu Greifswalde in 12 Theilen erschienen ist. An eben dem Orte starb der rührige Geistliche als Doktor der Theologie und Professor der Geschichte. Am meisten geschätzt waren seine epischen Idyllen „Jukunde" und „die Inselfahrt," welche nach Art der Vossischen Luise an die Scenen des kleinen Lebens gereiht waren, worinnen aber die besonnene Einfachheit der Luise öfters in schwülstige Beschreibung hinausstieg. Auch Schauspiele, „Darmund und Alwine, Wunna, Ebba v. Medem," und Romane, „Ewald's Rosenmonde, Ida von Plessen, Bianka del Giglio," und Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen hat er angefertigt. Unter den letzteren war eine Zeitlang „der Freudenzögling" aus dem Englischen des Robert Pratt gesucht.

Jens Baggesen, 1764—1826, aus Korsör im Dänischen, der nach großen Reisen Professor der dänischen Sprache und Literatur, dann Justizrath zu Kopenhagen wird, 1814 seinen Aemtern entsagt und zu Paris und Kopenhagen lebt, schließt sich der Sache nach an Hallers didaktische Bestrebung, und beschreibt eben auch eine Alpenreise, die er „Parthenais" nennt. Es bewegt sich dies Gedicht indessen mehr als idyllisches Epos, wie es der Geschmack gebildeter Leute vom Jahre 1780—1800 mit sich brachte. Auch ein Epos „Oceania" zur Verherrlichung der Cookschen Weltreise dichtete er, und Gedichte als „Gedichte" und als „Heideblumen" wurden 1803 und 1808 von ihm gedruckt. Selbstständig trat er im späten Alter aus jener Dichtungsherkömmlichkeit mit „Adam und Eva," einem humoristischen Epos. 1836 sind seine Verse in einer vollständigen Sammlung zu Leipzig herausgegeben worden.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, 1779—1805, war aus Münster gebürtig, studirte die Rechte, ging auf Reisen, und ließ sich dann in Jena und der Umgegend nieder. Man ist geneigt, in seinen wild auf- und durcheinander gehenden Epen ein starkes Talent zu finden, und bedauert sehr, daß es kein Gedeihen erreicht, und daß Sonnenberg's Sinne arg gestört worden seien. Seine regellose Richtung brach sogar in Wahnsinn aus, und in solchem Zustande nahm er sich selbst das Leben. Gruber hat seine Sachen 1809 gesammelt herausgegeben; es findet sich darunter neben bewegten Gedichten ein Epos in 12 Gesängen „Donatoa, oder das Weltende," Donatoa selbst ist der erste Todesengel, und in solchem Stoffe bäumt sich die wilde Phantasie des Verfassers, gewinnt indessen auch dazwischen die Ruhe für kleine wohlthuende Schilderungen.

Karl Andreas von Boguslawski, 1759—1817, — preußischer Soldat, der als Interimskommandant von Berlin starb. Dies Talent richtete sich in Stoff und Form nach den Alten; er schrieb epische Gedichte in Hexametern, deren Helden und Spielraum aus der römischen und griechischen Zeit genommen waren. „Xantippus" — 1811 — in zehn Gesängen, welcher Carthago befreit, und „Diocles," — 1814 — eine Legende, sind die wichtigsten, auf welche vor den zwanziger Jahren dieses Jahrhun-

derts die Gymnasiallehrer lobend aufmerksam machten. Weniger beachtet wurde der 1821 erscheinende „Thassilo, oder die deutschen Argonauten." — Boguslawski hat auch die Eklogen und Georgika Virgils übersetzt.

Valerius Wilhelm Neubeck, — 1765 — 1821 — Arzt in dem schlesischen Städtchen Steinau, verklärte die Medicin durch eine poetische Beschreibung der Gesundbrunnen in einem großen Lehrgedichte, welches „die Gesundbrunnen" betitelt war, und worin die Quellnymphen, die Gesteine, die Pflanzen, und die Thalkessel beschrieben sind. Lyrische Gedichte und ein Trauerspiel „Sterno" verschwanden vor dem physiologisch-poetischen Werke, welches den Medicinern heute noch werthvoll ist.

Friedrich Adolph Krummacher, 1768 zu Teklenburg geboren, predigt lange in Westphalen und kommt 1824 als Prediger nach Bremen. Dieser fromme Westphale ist für Kinder wichtig geworden durch viele Kinderschriften; diese, und „Parabeln," welche nicht bloß auf Kinder berechnet sind, haben ihm einen willkommenen Namen für die belletristisch-theologische Welt gemacht.

Heinrich Joseph Edler von Collin, — 1772—1811 — ein Dramatiker in Wien, von dem man früher erwartete, es werde sich aus der etwas todten altklassischen Form ein lebendig Talent losringen. Diese Hoffnung hat er nicht erfüllt, aber aus der leblosen Form leuchtet in seinem „Regulus," seinem „Coriolan," seinem „Mäon" oft ein so würdiges, edles Herz, daß man sich einen Augenblick dadurch fesseln läßt, und gern des Sängers gedenkt, welcher in den Franzosenkriegen allen Zorn und Wunsch in einen Odenvers sargte. Außer den genannten Stücken, von denen Regulus das berühmteste, sind noch viele andere, und außerdem Romanzen, lyrische Gedichte und das, zum großen Leidwesen der Theilnehmer an sorgfältiger Muse, unvollendete Epos „Rudolph von Habsburg" gedruckt. Sein Bruder hat die Ausgabe der Werke in 6 Bänden 1814 besorgt.

Der würdige Karl Ludwig von Knebel — 1744—1834 — schließt am Würdigsten diesen Reigen. Obwohl er mitten unter den Dichterfürsten in Weimar und Jena lebte, und herzlich mit ihnen verkehrte, so gehört doch seine Schrift in den Geschmack einer früheren Zeit. Er machte noch in Uz'schem Stile, der in

seiner Heimath Franken ihm Lehrer gewesen war, sein Gedicht und Lucrez, welcher damals so lebhaft verehrt worden war, beschäftigte, erquickte ihn; er ließ nicht ab, bis eine körnige Uebersetzung „von der Natur der Dinge" zu Stande gebracht war. Auch die „Elegieen des Properz" hat Knebel übersetzt. — Er war früher preußischer Offizier gewesen, und wurde 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar. Ein abgehärteter, harscher, frischer Mann war er 90 Jahre alt, als ihn der Tod zu Jena überraschte, und ihn ganz rüstig und bereit fand, mit dem wenig glaubenden Skepticismus früherer Zeit abzutreten, und bereitwillig aufzunehmen, wenn sich eine Verantwortlichkeit, oder sonst etwas einstellen sollte. Der Kreis seiner Schaffensmöglichkeit war klein, ein Bändchen lyrische Gedichte hat er edirt, und um seines Charakters willen wird nichts eingewendet, wenn er in den Literaturkompendien als „gediegen lyrischer Dichter" figurirt. Varnhagen und Mundt haben mit größerer Sorgfalt, als die objektive Ausbeute zu heischen scheint, den Nachlaß und Briefwechsel 1835 in 3 Bänden herausgegeben. Er war zu Wallerstein in Franken geboren, in Ansbach Uz'scher Schüler, in Potsdam Offizier Friedrichs des Großen gewesen.

25.

Herder.

Hamann. Lavater.

Es sind dies drei Figuren, welche der höheren Verknüpfung des Menschen, der direkten Verknüpfung mit dem Himmel nahe traten, theils im Amte, theils im Drange, nämlich der Verknüpfung durch Religion.

Derjenige von ihnen hat es zum besten Erfolge, zum besten Andenken gebracht, welcher den weitesten Kreis der Welt und des menschlichen Ausdruckes dafür erwählte. Dies war Herder, der seine theologische Stellung nicht abschloß von der Welt für den Himmel, sondern der sie aufschloß, damit ihr desto mehr Wege für den Himmel offen würden.

Dies große Bildungsherz ist es, was Herder zu den besten Ehren gebracht hat, eine Bildung, welche das Höchste vor Augen hatte, und doch alle menschliche Thätigkeit und Fähigkeit zu würdigen wußte, welche im schönen Verse, in aller That der Kunst, in aller Prüfung durch Wissenschaft den göttlichen Möglichkeitspunkt im Menschen fand und würdigte. Zu einer Zeit, wo die Theologie für die eben herrschende Kultur wenig oder nichts zu bedeuten hatte, erhob sich Herder in ihr, und zeigte an seinem Beispiele, daß der Herr überall zu finden sei, wo der Mensch seine beste Kraft offenbare. Er zeigte dies nicht theologisch, — und dies ist ein wesentlicher Zug an Herder und ein Theil des Zaubers, den er ausübte — sondern gewissermaßen unofficiell

als ein Mann der Bildung, der Humanität stellte er sich dar. Mancher deutsche Leser, der Herder unter den Klassikern aufzählt, und manches Buch von ihm gelesen, weiß nicht, daß Herder Generalsuperintendent war. Das Wort Humanität ist dasjenige, was sich immer in Herders Namenszug schlingt. Herders wirkliche und klassische Bedeutung liegt darin, daß er sich stets an die offenbarsten und verborgensten Pässe hinstellte, wo Erde und Himmel an einander grenzen, daß eine Empfindung, ein Drang für ächte Poesie von vornherein in ihm lebte. Vielleicht wuchs auch aus diesem poetischen Genius jener unglückselige Kampf in ihm zur Höhe, welcher seine Ruhe und seinen Ruf nachtheilig traf, der Kampf gegen die kritische Philosophie Kants. Denn diese Philosophie schied erbarmungslos die Welten, auf deren Grenze sich Herder so gern schaukeln mochte.

Man darf nicht sagen, daß sich Herder des großen Zwiespalts der Welt nicht bewußt gewesen sei, wie er sich vor uns in der Geistes- und Herzensgeschichte aufgethan hat, aber man darf eingestehen, daß Herder's Geist nicht groß, entschlossen und stark genug war, um aus dem Zwiespalt empor eine neue Schöpfung zu schlagen. Er wollte den Zwiespalt beschwichtigen, und er that dies in bester Folgerichtigkeit seines Kraftbewußtseins — eine solche Titanenfähigkeit, wie sie Kant auf Kosten der jenseitigen Gewißheiten an den Tag legte, war ihm nicht gegeben. Freilich spielt er neben dem konsequenten Himmelszerstörer nicht die nachdrückliche Rolle, wie man sie einem edeln Geiste gern wünschen mag; aber die seinige ist der jetzigen Uebersicht nach doch eine wohlthätige gewesen. Herder hat die Größe und Stärke des Kant'schen Kriticismus nicht begriffen und unzulänglich bekämpft, aber er hat eine blühende Partie des menschlichen Wesens in Schutz genommen, er hat die Aufmerksamkeit dafür wach erhalten; andere Dichter, wie Schiller, haben den philosophischen Gedanken poetisch geweiht, poetisch erweitert, und in solcher Folge hat die spätere Philosophie eine reichere Ausbreitung gefunden.

Herders Stellung ist fast überall eine anregende, vermittelnde; sein Streben, seine Gesinnung waren größer und wirksamer, als die Thaten, welche aus ihnen erwachsen sind. Der Literarhistoriker hat sich um so mehr hieran zu halten, als von

Herders Schriften beinahe nichts mehr genannt werden kann, was jetzt noch als eine fest dauernde That bestünde. Sie waren alle Beiträge zur laufenden Bildung, traten in Kreise, wo die nächste Forschung sie überbieten konnte, sie waren, wenn ein Paar nicht eben bedeutende Gedichte ausgenommen sind, keine eigenen Werke, welche die Zeit zwar nicht überflüßig machen, aber doch übertreffen kann und übertroffen hat. Mit den meisten Herder'schen Sachen hat es die Zeit in Wahrheit gethan, denn sie waren Beiträge, die durch neue Forschung, durch reichere, begünstigtere Zusammenstellung überboten sein konnten. Dies ist mit seinen so dankenswerthen Arbeiten in fremder und altvaterländischer Poesie geschehen, ist geschehen mit seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, denen jetzt ein ganz anderer Grund geboten wäre durch die fortgerückte Kenntniß der Erde, der Luft und des Firmamentes, ist geschehen mit seinen literar-historischen und philosophischen Aufsätzen. Das eigentliche Werk des Dichters, die Verdichtung des Kerns zu einer unabhängigen Gestalt, dies Werk ist Herder nicht geworden; — der Eifer und der Sinn ist statt dessen zu preisen, und die Fußtapfen, die Berührung, der Hauch sind aufzusuchen, denen Macht und Erfolg nicht versagt worden ist.

Herders Existenz war folgende:

Er ward in klein bürgerlichen Verhältnissen zu Morungen, einem ostpreußischen Städtchen den 25sten August 1744 geboren. Sein Vater war Küster und Elementarlehrer. Beim Rektor und Prediger des Ortes fand sich einiger Unterricht, und ein russischer Wundarzt nimmt ihn mit nach Königsberg, um ihn dem chirurgischen Studium zuzuführen. Der Anblick von Wunden macht den sensiblen jungen Mann aber ohnmächtig, und er wendet sich zur Theologie und Philosophie. Diesen Kursus macht er ganz ohne Unterstützung von Hause durch, natürlich nicht ohne manche Entbehrniß und frühzeitigen Aufwand von Charakterstärke. Ein Stipendium kommt zu Hilfe, und die Professoren sind nachsichtig mit Honorar; — Herder hat, des Beispiels halber, von Kant zu rühmen, daß dieser ihm bereitwillig die Kollegiengelder erlassen habe. Neben dem Studiren bekleidete er schon eine Lehrerstelle am Friedrichscollegium.

Hamann empfahl ihn nach Riga und im Herbste 1764 ward

Herder an die Domschule dorthin berufen, an eine Stelle, mit der auch ein Predigeramt verbunden ward. Die Empfehlung Hamanns, der vierzehn Jahre älter war denn Herder, ist warm und innig, nicht so streng und überhebend, wie sonst die meisten Urtheilsbriefe Hamanns waren, und er scheint wirklich damals eine große Neigung für den jungen Herder gehegt zu haben. Bemerkenswerth ist an diesem Punkte, wo Herder in die Welt hinaus geht, daß er die meisten Orte nicht wieder sieht, von denen er scheidet, und daß die Uebereinstimmung in Meinungen und Ansichten, welche ihn mit den Freunden und Genossen solches Ortes verknüpft, fast immer in der Folge sich auflöst. Er hat nie das Glück, daß der früher Verbündete sich auf eine ähnliche Weise entwickelt, wie er selbst, er muß stets neue Verwandtschaft der Gesinnungen erobern. Kant, der ihm freundlich gewogene Lehrer, welcher ihm manche Vorlesung noch auf der Stube erweitert haben soll, Kant war ihm in späterer Zeit der Name eines Lehrsystems, was er auf Leben und Tod bekämpfte. Hamann, der instinktmäßig, schonungslos orthodoxe Christ, der wie ein fanatischer Prophet beim Anzuge der Assyrier sich geberdete, welch ein Gegensatz ist er zu dem Herder, der die „Ideen" schrieb, und ein Christenthum darin zu Tage legte, was so ganz, ganz anders war! Ein Christenthum, wie es Hamann gerade ein verdammte, ein Christenthum, was nichts sein will als eine liebevolle Humanität, — jene jämmerliche, bleiche, saftlose Humanität, wie sie Hamann neben seiner orthodoxen Glaubensforderung nannte. Es ist indessen kein öffentlich Zeugniß da, daß sich später Einer über des Anderen Weg beschwert hätte, Herder empfiehlt noch lange nachher Hamann auf's Beste der literarischen Beachtung, und Hamann stirbt 15 Jahre vor Herder, in welchen fünfzehn Jahren dieser noch manches Theologische ausgab, worüber Hamann Wehe gerufen hätte.

Bis zur Rigaischen Zeit war Herder nicht über die Abfassung von einzelnen Gedichten und von Predigten hinausgerückt, in Riga schrieb er sein erstes Buch, im Jahre 1767 seine „Fragmente zur deutschen Literatur," wodurch er sich von vorneherein des besten Geschmacks fähig zeigte. Dies Buch muß ihm zum Höchsten angerechnet werden. Als junger Mann, der keine besondere Leitung in der Nähe sah, erklärte er sich glücklichsten

Taktes und selbstständig für den kühnen Fortschritt, der sich durch Lessing angekündigt hatte, schloß sich an die Berliner „Literaturbriefe" und erklärte sich doch auch bewußtvoll in einzelner Richtung dagegen. Dies Buch führte ihn sogleich mit einem Schritte auf einen beachtenswerthen Platz der Literatur. Die erste Ausgabe erschien ohne Ortsbenennung unter dem Titel „Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste, zweite Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend." Es handelte sich darin um die Sprache überhaupt, ein Thema, welches Herder bis zu seinem Tode als einen Anfangs- und Endpunkt festgehalten hat; dann um Vergleichungen mit römischer und griechischer Literatur, um Rücksicht auf orientalische.

Klotz, traurigen Angedenkens, erkannte darin scharfsichtig den neuen Feind, so viel derselbe auch bei manchem Einzelnen an Lessing's Machtsprüchen aussetzen mochte, und fiel mit seinem bösen Schlachtgeschrei darüber her. Dies beschleunigte Herder's zweites Buch „kritische Wälder," worin er mit einer so wegwerfenden Leidenschaft gegen Klotz auftrat, daß es viele Mißbilligung fand. Das erste Wäldchen beschäftigt sich mit Lessing's Laokoon, das zweite gegen Klotzens „Homerische Briefe" und „Virgils Schamhaftigkeit," das dritte gegen Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke. Der Herausgeber eines späteren neuen Abdrucks hat viel gestrichen und gemildert, was allerdings nur Herder zugekommen wäre, und den Literarhistoriker deshalb nach der ersten Ausgabe greifen läßt.

Um diese Zeit wollte er fort aus Riga; „es ist ein elend jämmerlich Ding" — schreibt er an Hamann — „um das Leben eines Literatus, insonderheit in einem Kaufmannsorte. Ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus!" — kurz, er gab eine feste und durch große Liebe der Umgebung günstige Stelle auf, um „seine Jahre zu nutzen und in die Welt zu blicken." Denn die Mißwilligkeit einiger Geistlichen und der Klotzische Streit vermochten ihn nicht dazu. Er schreibt noch das „Denkmal auf Thomas Abbt" und schifft sich im Frühlinge 1769 nach Frankreich ein. Das Gedächtniß für Ossian ist ihm ein oft wiederkehrender Moment auf der See, der Wunsch zu Macpherson zu kommen, welcher den alten Dichter damals erweckt hatte, der Wunsch, schottische Lieder zu hören, beschäftigt ihn.

Er landete in Frankreich und blieb eine Zeitlang in Nantes. Wir sehen ihn mit großer Vorsicht an ein Urtheil über die Franzosen und die französische Literatur gehen, er hebt nachdrücklich hervor, wie man die Nation erst im Innersten ihrer Existenz gesehen, wie man die Sprache derselben erst lange gehört haben müsse. Dennoch fällt dieses Urtheil, als er dann eine Zeitlang in Paris gelebt hat, nicht eben günstig aus, obwohl er die günstigsten Bekanntschaften erwarb, Bekanntschaften mit Arnaut, d'Alembert, Duclos, und besonders mit dem geistreichen, von Lessing, von Goethe so geschätzten und auf Deutschland so wirksamen Diderot. Dieser gefiel ihm denn auch zum Besten. Aber Herders Wesen war so tief innerlich und so weit äußerlich deutsch, daß sein Urtheil sich wohl über die Nationalverschiedenheit erheben, sein Hang aber bald nach der Heimath drängen mußte. „Frankreich kann nie völlig sättigen" — schreibt er — „und ich bin seiner auch herzlich müde."

So konnte er sich mit der Bühne durchaus nicht befreunden; für den konventionellen, eleganten Reiz war sein nach der Wahrheit trachtender deutscher Charakter allzuwenig offen, die feine, leichte Grazie des Lebens lag ihm zu fern, als daß er dafür die rhetorische Ueberladung verziehen hätte. Shakespeare, der ihm schon aufgegangen war, verarmte ihm Frankreichs Bühne völlig.

Gegen Gewohnheit rasch, folgte er denn auch dem Rufe, einen holstein'schen Prinzen drei Jahre auf Reisen zu begleiten, ging über Brüssel nach Antwerpen, und schiffte sich von da nach Amsterdam ein. Bei letzterer Ueberfahrt litt er Schiffbruch, und kam nicht ohne Gefahr an's Land. Auffallend ist es, daß alle diese interessanten Lebensereignisse von ihm nirgends zu einer Gestaltung benutzt worden sind; — zu einer Aufnahme der äußeren Welt und Begebenheit in die Gedankenresultate, welche ihm davon nicht ausbleiben, reichte seine poetische Fähigkeit nicht hin. Er hat manche Bedeutung in seine „Ideen" aufgenommen, wo Sitten und Staffage der Welt unerläßlich zum Plane gehörten, aber über eine solche Bemerkung hinaus hat seine Beute davon nicht gereicht. Obwohl er sich schon früher und auch damals mit einer „Plastik" beschäftigte, die stückweise auch zu Tage gekommen ist, es war nur ein Versuch, den theoretische Anregung erzeugt hatte; plastische Eindrücke sucht man in seiner ersten Lebens-

hälfte vergebens, diejenigen Eindrücke, woraus der Dichter zu wachsen pflegt. Reichlicher finden sie sich später in Bückeburg, wo kleine Ausflüge zu Pferde, Partieen, Spaziergänge ergiebiger in Auffassung der Erscheinungswelt sich darstellen, aber für die Schrift erwächst ihm nichts Redenswerthes dieser Art.

Von Amsterdam ging er über Hamburg nach Kiel, wo der Prinz sich aufhielt. In Hamburg lernte er Lessing kennen, auch Goeze, mit dem jener zur damaligen Zeit noch im besten Vernehmen stand, Reimarus und Bode und den in der Nähe wohnenden Claudius.

Die Reise mit dem Prinzen ging durch Süddeutschland. Schon da hielt er dies Reiseverhältniß für unpassend, ein Ruf nach Bückeburg, ein Augenübel, was eine neue Operation nöthig machte, kam hinzu, und in Straßburg löste er es denn auch wirklich. Dort verweilend lernte er Jung Stilling kennen, und Goethe suchte ihn auf. Letzterer hat dies in seiner Lebensbeschreibung ausführlich erwähnt, und es ist dabei zu verweilen, weil wichtige Blicke in den Charakter Herders geöffnet werden. Ob sich Goethe völlig frei erhalten hat von späteren Eindrücken, die er zu Weimar reichlich und leider in der letzten Zeit nicht immer günstig von Herder erhalten hatte, muß dahin gestellt sein, die ganze Schilderung hat aber wenigstens den frischen, unbefangenen Ton eines wohlwollenden und genial-strebsamen Studiosi.

Er findet ihn im Kleide eines Weltgeistlichen, im schwarzen Kleide mit seidenem Mantel, dessen Ende in die Tasche gesteckt war, das gepuderte Haar ist in eine runde Locke aufgesteckt. „Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte."

Es ist nun schwer herauszufinden, wie viel des Herder'schen Wesens auf seinen unbehaglichen Krankheitszustand geschoben werden müsse, Goethe legt diesem liebreich einen großen Theil der Ursache bei; kurz, Herder erweis't sich ihm anziehend, stets bedeutend, aber fast immer gereizt, scheltend, unsanft, schonungslos. Eine gewisse Herbheit wird für den Charakter im Allgemeinen verbleiben müssen, so wenig dies für den sanften Lehrer steter Humanität passen will. Anforderung und

Leben fanden sich ihm nie zu der glücklichen Harmonie, welche sich beglückend und befriedigend auf die Umgebung überträgt; der Uebelstand in seinem Leben war vielleicht der theologische Stand, wie wir dies später an ihm selbst und in der Folgezeit an Schleiermacher sehen werden. Wenn auch die Neigung zum Theologischen stark und ächt war, das Publikum forderte nach jedem Verhältnisse hin eine andere Aeußerung des Theologen, als sie Herders und Schleiermachers wirklichstem Wesen natürlich und bequem war. Wenn beide ohne Umschweif, ohne schützenden Ausdruck einer künstlichen Bildung herausgingen aus dem ursprünglichen Herzen ihres Geistes, so blieben sie nicht in dem theologischen Verhältnisse, wie es zum Publikum nöthig war, so fielen sie auf, so stießen sie an. In dieser Kette lebten sie. Aller poetische Drang, welcher in einer dogmatisch aufgelösten Zeit, in einer Zeit vorbereitender Prosa der befeuchtende theologische Aether ist, war geschäftig in ihnen, scharf in Schleiermacher, gelind in Herder. Aber jeder geniale Griff dieses Dranges mußte in die Umfriedigung des Pastorhauses gedrängt und dafür verkürzt oder geändert werden.

Dies ist ein Hemmniß, was bei nur mittelmäßiger Gesundheit, bei den ersten, das heißt größten Ansprüchen an literarische Wirksamkeit und Geltung, ein Hemmniß ist, was bei manchem dadurch nothwendigen Mißlingen solcher Geltendmachung zur Verdrießlichkeit stimmen, und die sanfte Temperatur des Charakters stören konnte. Und das hat es allerdings bei Herder gethan.

Dieses Verhältnisses zur Theologie, an welchem Herder litt, wird man deutlich inne bei einem aufmerksamen Blicke auf seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," die er in seiner der Straßburger zunächst liegenden Lebenszeit zu Bückeburg begann. In Straßburg hatte er sich besonders mit Engländern, und unter diesen zumeist mit Shakespeare beschäftigt, dessen Lectüre er denn auch so eindringlich und überzeugend empfahl; die später gekrönte Preisschrift für die Berliner Akademie „Ueber den Ursprung der Sprache" war ferner dort begonnen geworden, und die Blätter „von deutscher Art und Kunst," waren auch noch in Straßburg entstanden, zu denen Goethe den Aufsatz „Von deutscher Baukunst" gesteuert hatte.

Im Frühlinge 1771 kam er nach Bückeburg als Prediger,

und von hier aus ist Alles, was er schreibt, in näherem oder fernerem Bezuge auf Theologie; er dichtet Kantaten aus biblischem Stoffe, er schreibt „die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes," die zum Theil gegen Michaelis Exegese gerichtet war, er schreibt die heftigen „Provinzialblätter an Prediger," er beginnt jene schon erwähnten „Ideen," worin all seine theologische Poesie niedergelegt ist, schreibt „die Briefe zweier Brüder Jesu, und die Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Stelle." Es scheint also dies der passendste Ort, der theologischen Ansicht Herders näher in's Auge zu sehen.

Wir begegnen dabei allerdings manchem Widerspruche jener Art, wie er oben angedeutet worden ist, als peinigend für Männer, welche in eine dogmenlose Zeit kommen, redlich ihr Aechtestes auszusprechen gedrängt sind, und denen doch ein dogmatisches Amt die Bahn und Grenze vorschreibt.

In dem Kapitel der „Ideen," welches benannt ist „Ursprung des Christenthums, sammt den Grundsätzen, die in ihm lagen," bietet sich Folgendes:

Nicht die unmittelbare Offenbarung einer Gotteslehre, nicht die unmittelbare Gotteswirksamkeit für Ausbreitung der Lehre, nichts von dem stellt sich dar, was in der zersprengten Kirche immer noch für ein Merkmal orthodoxer Ansicht galt. Das Christenthum wird ein „ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe" genannt, „diese Triebfeder der Humanität" trug zur Aufnahme und Ausbreitung desselben das Meiste bei.

Bedarf es eines Kornes dessen, was man Orthodoxie nennt, um dies sagen zu können? Spricht nicht so jeder Rationalist, jeder Historiker, für den das Christenthum nichts weiter ist als eine Kraft, die zu großen Aenderungen bewegt hat?

Er sagt ferner, das Princip der Wohlthätigkeit habe ganze Haufen von Bettlern zu der neuen Kirche geführt, — „ob nun wohl," fährt er fort, „die Noth der Zeiten auch hierbei Manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Kasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse."

Es wird noch weiter ausgeführt, daß er die ersten Jahr-

hunderte des Christenthums durchaus nicht für nachahmens- oder empfehlenswerthe halte. Dies ist nun aber doch ein Hauptpunkt der protestantischen Polemik; Luther und aller historische Idealismus der Rechtgläubigkeit wenden sich zu jener ersten Kirche. Luther legt noch die ganze Bibel dazu, und die Orthodoxen verweisen ohne Einschränkung auf die himmlische Vollkommenheit der ersten Christenthums-Gemeinden.

Herder zeigt, wie aus jenen ersten Gemeinden aller Uebelstand entsprungen sei: „unmündige Folgsamkeit ward gar bald eine christliche Tugend, es ward eine Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben, und statt eigener Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, — nichts ward so hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen."

Es ist bekannt, daß die ersten Lehrer, die Apostel selbst und nach ihnen alle übrigen, mit allem Nachdrucke zunächst und meist einzig auf das Moment des Glaubens drangen, — wie nimmt sich also des Predigers Herder Ausspruch daneben aus? Was bleibt ihm von der geschichtlicheu Würdigkeit dessen, was er predigt?

Von jenen ersten Gemeinden herab leitet er alle die Gräuel der Hierarchie, wodurch die christliche Geschichte ein so schweres Aergerniß geworden sei.

Eben so hart spricht er sich über die dogmatischen Streitigkeiten aus. Statt das Christenthum als ein praktisches Institut auszubilden, habe man „jenseits der menschlichen Verstandesgrenzen spekulirt, Geheimnisse gefunden, und endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimnisse gemacht." In Bezug auf diesen nutzlosen Streit über Dogmen, und auf die Art, wie sich die Christen thätlich aufgeführt, nennt er „viele der Kirchenversammlungen und Synoden eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes. Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden."

Fast noch bitterer wird Herder, als er auf die schriftlichen Denkmäler kommt; „die Einestheils aus gelegentlichen Send-

schreiben, Anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen waren." Er sagt das Härteste über den „frommen Betrug," welcher im Dienste des Glaubens untergeschoben und verfälscht, „ins Unermeßliche hin gelogen," die Geschichte vergiftet habe. „So daß statt der griechischen und punischen Treue wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses in's Auge, da die Epoche des Christenthums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Aera sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verliert."

Dann geht er auf die Ceremonien über, und sagt, das Christenthum habe nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche gehabt, weil es der Stifter durchaus nicht auf einen Ceremoniendienst abgesehen hatte. Darein habe sich von allen Ländern, von Heiden und Juden Beliebiges eingemischt, so „daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung, und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum Sünden vergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andere Welt gemacht ward."

Hievon kommt er zur Klage, daß diese Ceremonienausbildung obenein in eine Zeit schlechten Geschmacks gerathen, daß die aus den verschiedensten Localveranlassungen zusammengetragene Form noch vielfach unschön geworden sei.

Nun geht er zu Christus selbst über. „Er lebte ehelos und seine Mutter war eine Jungfrau; so heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einsamkeit und that stille Gebete." Dem Geiste der Morgenländer schreibt er die Verirrungen zu, welche sich in den „Ideen von der Heiligkeit des ehelosen Standes, vom Gott gefälligen der Jungfrauschaft, der Einsiedeleien, der Gelübde, des Fastens, Büßens, Betens, endlich des Klosterlebens" ausgebildet hätten. „Dem Christenthume sind sie ganz fremde, denn Christus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteste Apostel führte sein Weib mit sich, und von überirdischer Beschaulichkeit wissen weder Christus noch die Apostel."

Diese Partie des Buches gewinnt eine noch schärfere Beleuchtung durch die Notiz von der Feinheit Herder'scher Ironie,

welche Jean Paul just hierbei anbringt. Ein inniger Umgang, den er mit Herder pflog, giebt der Notiz jene bemerkenswerthe Wichtigkeit.

„Endlich" — schließt Herder diesen Abschnitt — „hat das Christenthum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte, und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der fast von seinem Anfange an unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde."

Zu welcher Kirche konnte nun wohl ein Prediger gehören, dem alles Historische und Dogmatische seiner Religion aufgelöst, dem nichts davon geblieben war, als ein großer moralische Gedanke?

Was sagt der orthodoxe Christ zu dem, was Herder an Jesus fand, was er zur Bezeichnung desselben gebrauchte? Es klingt ihm frivol. Humanität, das Hauptwort Herders, es ist auch das einzige, was er für Jesus, für den Mittelpunkt desselben zu gebrauchen weiß. Er habe Menschen Gottes bilden wollen, die aus reinen Grundsätzen, unter was für Gesetzen übrigens es geschehe, das Wohl Anderer beförderten. „Verehrend" — sagt er — „beuge ich mich vor Deiner edlen Gestalt, Du Haupt und Stifter eines Reiches von so großem Zwecke, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgends finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht Deiner Religion, d. i. Deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an Dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung Deiner Person und Deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus, und es wäre Ent-

weihung Deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß Deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von Dir abstammt, stehe Deine stille Gestalt allein."

Es überrascht wohl heute, sechzig Jahre später, dergleichen Herder'scher Ausdruck auf doppelte Weise: einmal, weil die Nation nicht bedenklich gewesen ist, solche Aussprüche in aller Achtung bestehen zu lassen. Es fehlt nicht an Zeichen, daß man heute bedenklicher wäre. Zweitens, weil das obenhin gehende Urtheil bei dem Namen Herder, welcher unter die sanften Klassiker gerechnet wird, sich solcher Wendung nicht versieht, um so weniger sich deren versieht, nachdem es von Herders geistlichem Stande Kenntniß genommen. Diesen geistlichen Stand hat er bis zu seinem Tode bekleidet, es kam mitunter ein verdecktes geistliches Geflüster zum Vorscheine, man sprach von socinianischen Grundsätzen; der König von England wollte ihn nicht zum Professor der Theologie in Göttingen berufen sehen, wenn nicht eine Sicherstellung über Wissen und Glauben vorausgegangen wäre. Aber die kleinen Grollwolken am Horizonte verzogen sich stets wieder, ein gewisses theologisches Glück Herders bannte sie stets. Wie überraschend ist das neben Lessing! Lessing war ein Weltkind, der niemals mit den Glaubenswaffen officiell gesegnet hatte, und wie stürzten die theologischen Stürme über seiner letzten Lebenszeit zusammen! Hatte er Schlimmeres gesagt? Wahrlich nicht. Er stellte sich viel tiefer in eine historische Weihe und Kraft des Christenthums, denn Herder; aber er sagte auch das Sanftere schärfer, und seine Worte fielen schrillender an ein orthodoxes Ohr. Auch soll man nicht läugnen, daß Lessings schärferes Wort auch eine geschlossenere Welt der Glaubensansicht schirmte. Er kam nicht in die Verlegenheit, als Prediger, der Prediger und Lehrer des Christenthums bleiben wollte, Briefe schreiben zu müssen, denen seine Druckschrift ganz unähnlich sah; aber er hätte wohl auch solche Verlegenheit anders beseitigt.

Herder nämlich war von Bückeburg aus mit Heyne in Göttingen bekannt geworden, und es war ihm offenbar ein Lieblingswunsch, in Göttingen Professor zu sein. Das englische Ministerium trug aber Bedenken über Herders Orthodoxie, und schlug ein Examen oder Kolloquium vor. Herder war darüber außer

sich, hielt dies seiner für unwürdig und schlug ein schriftliches, öffentliches Aussprechen als passender vor. Man muß gestehen, bei Herders Ansichten einem dogmatisch-strengen englischen Ministerium gegenüber war dies ein heroischer Vorschlag, und es ist zu beklagen, daß er nicht in's Werk gesetzt worden ist. Darf man nach einem zornigen Briefe Herder's über diesen Punkt schließen, welchen er am 5ten Januar 1776 an Brandes richtete, so wäre ihm eine mißliche Charakterprobe dadurch erspart worden, daß jene öffentliche Konfession unterblieb. In diesem Briefe heißt es: „Ich bin auf die Augsburgische Konfession berufen, und als Superintendent und geistlicher Consistorialrath bestellt, über die rechtgläubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen, und Canditaten und Prediger dazu anzuhalten. Darüber habe ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie ansicht, sicht meine gegenwärtige Stellung, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreu und Gewissen an."

Es wäre keine geringe Aufgabe gewesen, die oben citirten Ansichten mit der Augsburgischen Konfession und den symbolischen Büchern in Einklang zu bringen. Wir sehen hier an einem Beispiele, wie Viel es zu sagen hat, wenn die Zeit in Wahrheit dogmenlos, und der kräftige Geist überall zu eigener Schöpfung angewiesen ist. Der würdigste Charakter geräth dann oft in die übelsten Konflikte, so bald er sich nicht von allen Verpflichtungen lossagt, deren jeder Gemeindeverband bedarf.

In jenem selbigen Briefe beruft sich Herder direkt auf seine Schriften, und sagt, „der Zweck von mehreren derselben sei geradezu dogmatisch, sei Orthodoxie, wahre Theologie darzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unserer unrechtgläubigen Theologen entgegen."

Das konnte nun aber nach aller Probe in Herder's Schriften nicht eine Theologie sein, welche man dem allgemeinen Uebereinkommen nach orthodox nannte und nennt, welche den Konfessionen und symbolischen Büchern sich anschließt. Herder wußte so gut, als wir es wissen, was man unter orthodox verstand, und er gab dem kämpfenden Blicke gegen Deismus eine andere Deutung als diesem gebührte.

Hierbei handelt es sich um eine Herder'sche Grundansicht.

Diese ging allerdings vom damaligen Deismus ab, aber keineswegs nach der Seite hin, wo christliche Orthodoxie wohnt. Soll das von dem Theologen gefürchtetste Wort zur Bezeichnung hergestellt sein, so ist es Pantheismus, aber in der Bedeutung des Wortes wie sie für die edelste gilt. In den zwei großen Bänden der „Ideen" wird kaum der Ausdruck „Gott" begegnen, wie ihn der christliche Theolog von einem persönlichen Gotte gebraucht, das Wort „Natur" erfüllt diese Aufgabe, die **natura naturans**, das göttliche Wesen, welches Alles durchdringt, heiligt, und welches auch die Geschichte zu großem Endzwecke leitet. Das müßige Wesen, — sagt er — das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschaut, so wie es sich Ewigkeiten hindurch beschaute, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich. Persönlichkeit ist immer Partikularität; dieser Nebenbegriff kann dem Unendlichen im Gegensatze zur Welt gar nicht zukommen. Von der „großen Seele" spricht er so gern. Herder war darin viel inniger mit Spinoza verbunden, als mit der christlichen Orthodoxie. Er nennt einmal Spinoza „ohne Zweifel göttlicher als den heil. Johannes."

Es ist bei Spinoza bereits gesagt worden, wie diese Weltansicht am Schluß des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, besonders in Deutschland, allgemein worden sei, — Herder, welcher daneben von seiner Orthodoxie sprach, hat reichlichst zur Einbürgerung derselben beigetragen, wenn sie ihm auch nicht ausgebildet in der Absicht ruhte, und in seiner Schrift mehr wie eine Voraussetzung stille lag.

Der Datumswahrheit gemäß muß allerdings beigemerkt werden, daß jene Partie der „Ideen," wo vom Ursprunge des Christenthums die Rede ist, erst später in Weimar geschrieben wurde, und daß alle frühere theologische Schrift Herder's der Orthodoxie viel näher stand. Aber das ist doch nur ein Trost für die gröbste Auffassung. Jene „Ideen" waren dem Hauptrisse nach angelegt, die Welt war erschaffen und konstruirt und geleitet, keineswegs bloß nach den orthodoxen Fingerzeigen, das göttliche Wesen regierte von vornherein in dem Buche, nicht ein alter oder verjüngter persönlicher Jehovah; — eine orthodoxe Darstellung der Christenthums-Entstehung hätte schon zu den ersten Partieen des Buches nicht gepaßt.

In einem Briefe an Kant, welcher noch in die Rigaische Zeit gehört, sagt er Folgendes über seine theologische Stellung: „ich habe aus keiner andern Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich, nach unsrer Lage der bürgerlichen Verfassung, von hier aus am Besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen.“ Aus diesem Grunde giebt und nimmt die Orthodoxie das Predigeramt nicht; nicht Kultur und Menschenverstand ist ihre Sache, sondern Frömmigkeit; die Konfession und symbolischen Bücher verlangen nichts von neuer Bildung, sondern Glauben und die einfache Lehre in ein Paar Paragraphen.

Nach Herder's Tode zeigte man Goethe eines Tages ein Portrait des Verstorbenen. Gedankenvoll und lange betrachtete es Goethe, und brach endlich in die Worte aus: die wahrste Unwahrheit!

Herder's Kern war sicherlich die edelste Wahrheit; — was der Schale widerfuhr, möge Zeit, Stand, Leibes- und Lebensverhältniß auf sich nehmen.

Anfang des Jahres 1776 schreibt er an Zimmermann, daß er sich doch zu dem sauren Wege gen Göttingen, und zu dem erst so entrüstet abgewiesenen Kolloquium entschließen wolle. Ein freundlich Geschick, die Hand Goethe's bewahrte ihn auch davor. Es kam Goethe's Brief, ob er Generalsuperintendent in Weimar werden wolle, und im Herbste desselben Jahres verließ Herder zu diesem Ende Bückeburg. Sein Leben dort war ein vielfach gesegnetes, obwohl er selbst dies selten eingestand, denn jene unruhige Unzufriedenheit, welche ihm vielfach verargt worden ist, trieb ihn auch dort mit den rastlosen Wünschen nach anderem Ziele, nach anderer Stellung. Er fand nie seine rechte Stätte, — sein Talent und das Verhältniß der Welt schlangen sich nicht solchergestalt in einander, daß seinem Bedürfnisse nach That und Ruhm und Stellung genügt worden wäre.

Jener Graf von der Lippe, welcher ihn nach Bückeburg berufen hatte, galt für einen einsichtigen und bedeutenden, wenn auch etwas sonderbaren Mann. Herder fand sich nicht mit ihm zurecht, und es war ein besonderes Glück, daß die Gräfin, eine

zarte, fromme Frau, ein Seelenleben mit ihm eröffnete, wodurch er ihr und dadurch auch dem Grafen inniger nahe gestellt wurde. Aus einigen Briefen, die von diesem Verkehre erhalten sind, und die sich alle um religioses Seelenleben schlingen, zeigt sich ein so freundliches, lächelndes Christenthum Herder's, wie es der strengen Orthodoxie selten eigen zu sein pflegt; Christus ist nicht der Leidende und Gepeinigte, er wandelt durch den Sommer Judäa's, an den dunklen Seen, in den schattigen Wäldern, nicht Tod und Wunden, freundliche Liebe predigt er. „Der Geist Jesu" — heißt es in einem Herder'schen Briefe — „ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit, sondern der Freiheit und Freude."

Auch seine Ehe, die wohl gelang, schloß er in der Bückeburgischen Zeit. Er hielt diese Zeit auch noch später für die glücklichste seines Lebens. Sein Predigertalent, was sich in günstigen Erfolgen schon zu Riga bemerkbar machte, bekundet sich hier als ein ungewöhnliches und der größten Aufmerksamkeit würdiges. Proben und Nachrichten davon schildern es als einfach und natürlich, jener eintönige auf- und absteigende Kanzelton war ferne davon, eben so die ermüdende Terminologie. Eine Anrede zu höherem Lebenszwecke, ungeschmückt, lebendig, vom nächstliegenden Interesse zum innerlichsten, wichtigsten übergehend stellt sich die Herdersche Predigt dar. Sie nimmt das zunächst veranlassende Leben ohne Scheu vor Trivialität auf, sie knüpft daran, und wird so eine wahre treffende Rede. Leider haben das heute noch die meisten Prediger von Herder zu lernen. Sie sind unvermögend oder halten es für Entweihung, die Predigt interessant zu geben, sie beginnen mit dem Pathos einer Abstraktion, wenden dies hierhin und dorthin und schließen heiser. Als ob irgend etwas den Menschen träfe, was ihm nicht interessant ist, als ob wir, in einer Sinnenwelt lebend, nicht von der sinnlichen Umgebung anheben und ausgehen müßten zu irgend einem Aufschwunge. Dies gesunde Rednertalent scheint Herder besessen zu haben. Blickte nicht Christus um sich, über die Felder, über den See? Begann er nicht stets mit dem, was wahrnehmbar zunächst lag, mit dem Zöllner, mit den Fischen, mit den Früchten des Feldes, mit den wandernden Menschen, mit dem Treiben Jerusalems, wenn er in Jerusalem war?

Dies große Talent einer ansprechenden Rede führte denn auch den ankommenden Herder auf's Beste in Weimar ein. Seine Antrittspredigt am 15. Oktober 1776 gründete seine Stellung unerschütterlich. „Ich bin hier allgemein geliebt" — sagt er — „und geehrt bei Hofe, bei Volk und Großen, der Beifall geht bis in's Ueberspannte." Sturz, der ihn das Jahr darauf in Pyrmont predigen hörte, und der dem Schriftsteller Herder nicht günstig gesinnt war, ist entzückt über den Vortrag.

In die erste Zeit zu Weimar fällt seine eifrige Thätigkeit für „Volkslieder," der wir so Vortreffliches danken, ferner die Schrift „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" — „die Plastik," welche nun beendigt ward, — „über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" — „von der Zukunft des Herrn," eine Uebersetzung und Erklärung der Apokalypse, — „vom Einflusse der Regierungen auf die Wissenschaften" — „Briefe über das Studium der Theologie" — „vom Geiste der ebräischen Poesie" — „die Ideen ꝛc." 1784, und bis 1788 giebt er noch „drei Sammlungen der zerstreuten Blätter" und die „Gespräche über Gott."

Um diese Zeit kam Goethe aus Italien zurück, und Herder ging dahin ab. Diese Reise ist für ihn bei Weitem nicht jenes folgenreiche Ereigniß, wie sie es für Goethe war, ja, sie dauert ihm zu lang, und was wir etwa an Spuren davon später in einzelnen Aufsätzen der Adrastea finden, das steht in einem ungünstigen Verhältnisse zu dem, was an möglichem Gewinne dargeboten war. Trotz einer Plastik, wie schon oben angedeutet ist, war ihm doch wohl die leichte und glückliche Auffassung des außen Begegnenden nicht gewährt, ja man darf sich hier bei dem reichlich gewährten Stoffe über Herder's Unergiebigkeit beschweren. Daß er auch hier unter so freundlichem Verhältnisse, als ein genügend freier Begleiter der Herzogin Amalie den Punkt der Genüge nicht finden mag, daß er sich hinwegsehnt, daß er „es satt bekommt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen, zu leben," kann für denjenigen geradezu lästig und den Herder'schen Charakter verleidend werden, der nicht der freien Eigenthümlichkeit ein sehr weites Feld steckt.

Nach seiner Rückkehr beginnt wieder eine vorzugsweis theologische Richtung seiner Schriftstellerei, die später in fünf Samm-

lungen unter dem Titel „Christliche Schriften" als Ganzes hervortrat. Hierzu gehört sein „vom Geiste des Christenthums."

Inmitten der neunziger Jahre folgten denn „die Briefe zur Beförderung der Humanität," „die Terpsichore," worin Jacob Balde erneuert und belobt wurde, endlich „die Persepolitanischen Briefe," welche auf streng gelehrte Untersuchung ausgingen und unvollendet blieben.

Das Hauptinteresse aber, was in jener Weise über Herder zusammenschlug, war die Polemik gegen Kant's Philosophie, welche er 1799 mit der „Metakritik" begann und das Jahr darauf mit der Kaligone fortsetzte. Dieser Kampf erfüllte und brach seine letzten Lebensjahre. Längst trug er ihn im Herzen, an Wieland sogar, dem er allen Tendenzen nach wenig geneigt sein konnte, schloß er sich in dieser Feindschaft gegen die neue Philosophie, und der Merkur klirrte von Plänkeleien. Aber man verläugnet sich's jetzt nirgends mehr, daß diese beiden belletristischen Klassiker jenem eisernen Denksysteme nicht gewachsen waren; — Blumen und Blätter und Wolken warfen sie umsonst, ja Sterne schleuderte Herder vergeblich, Kant hielt seinen Kategorieenschild vor, und machte, daß nicht der Stern geworfen war, sondern nur der Schein des Sternes, die menschliche Vorstellung davon.

Es wird stets ein trauriger Kampf sein, ein Kampf unter Brüdern, welcher die Familie durch Sieg und Niederlage verarmt, wenn die Poesie und die Philosophie die Waffen gegen einander zückten. Sie sind zur gegenseitigen Ergänzung da. Eigentlich haben sie gegen einander gar keine Macht, denn jeder redet eine Sprache, die der Andere nicht versteht, jeder ficht mit einer Waffe, die den Anderen nicht verwundet. Nur die Zuschauer die aus gemischten Theilen bestehn, fühlen, was trifft und was siegt, sie überliefern die Resultate dem allgemeinen Bewußtsein. Und welche Resultate pflegen es zu sein? Nachrichten, nichts als Nachrichten über den Wortschein. Die wirklichen Erfolge sind meistens nichts als eine unnütz bewegte Luft, vielleicht Atome, die unsichtbar für uns künftigen Jahrhunderten zufliegen. — So ward Herder von dem gewaltigen Kant'schen Heere völlig überritten, zertreten, vernichtet. Dies war die Nachricht. Und der Erfolg? Der Erfolg ist, daß keine Rede mehr geht von diesem unglücklichen Herder'schen Versuche, daß

die Nation alles andere Tüchtige des Herder'schen Genius erkannt und gefeiert, daß sie ihn zu den edelsten und größten Autoren gestellt hat, unbekümmert darum, ob er philosophisch zu kämpfen gewußt habe.

Und das Alles geschah bei Herder, wo ein solcher Kampf noch möglich, wo keineswegs ein rein poetisches Talent vorhanden, wo alle Bedeutung aus einem Gemisch von Poesie und Philosophie entsprungen war.

Betrachten wir nun den Kampf näher. Herder warf dem Systeme seines alten Lehrers vor, daß es die Sprache verwirre, und durch falsche Abstraktionen irre leite. Dies führt er im Einzelnen dahinaus: Kant nehme Zeit und Raum ohne Inhalt, dies sei nichts weiter als die lange Weile, — er spreche von einem Dinge an sich, was neben und hinter allen Bestimmungen desselben wäre, es gäbe aber nur ein Ding an sich, was in seinen, nämlich des Dinges Bestimmungen existire, — die Vorstellungen richteten sich nach den Dingen, nicht umgekehrt; dies Umgekehrte, was in der Kantischen Philosophie eine Hauptrolle spiele, ereigne sich nur im Traume, — die Vernunft habe sich nicht eine subjective Welt zu schaffen, sondern die objective anzuerkennen, — die Disciplin, die Zucht der Vernunft habe sich darauf zu richten, daß Buchstabenwitz und Wortgrübelei verkannt werde ꝛc., folgt also wieder der sprachliche Vorwurf.

Dies Moment der Sprache, worin Kant in einem genialen Sprunge alle kleinen Schritte Herder's überholt hatte, und die Spaltung der menschlichen Fähigkeiten war für Herder der Hauptanstoß. Für Kant war dies aber geistreiches Mittel, war Methode, die Sachen sollten sich gegenseits in ihren Spiegeln betrachten, das Resultat war nach Kants Meinung zu verschieben, es fehlten noch die Theile der Verbindung, um einen absoluten Schluß zu ziehen. Dieser Theile werde der Mensch nicht habhaft.

Mit dieser Ansicht war aber Herder's Existenz vernichtet: er tastete und suchte just sein Lebenlang an diesen Verbindungsfäden zwischen Menschheit und Gottheit umher, er war ein halb intuitiver Charakter, der ohne besonders systematische Peinlichkeit, Einblicke zu thun meinte in's Weltgewebe, und dem ein solches kategorisches „zurück, Du siehst und erfährst solcherweise nichts

Rechtes, Du tappst, und wenn Du berichtest, so faselst Du" eine Todesdrohung war. Just auf Resultate, wenn auch auf unsichere, war Herder gestellt. Kurz, obwohl sich Herder nicht für einen vollständigen, oder wie man zu sagen pflegt, für einen bloßen Poeten ausgab, so haben wir doch hier Kant gegenüber jene feindlichen Ungegensätze vor uns, welche den mißlichen Kampf mit einander führen. Herder's Werth und Wesen ruhte eben in ganz anderem Boden, als der ist, worin durch Abstraktionen vorbereitet und Wirkung und Werth dadurch begründet wird.

Die große Geisteswelt besteht und ergänzt sich aus diesen zwei hauptsächlichsten Klassen, aus der theilenden und aus der erblickenden oder zusammenblickenden.

Jene, nicht stark genug, werden Raisonneurs, Krittler, Kritiker, stark genug: Philosophen. Diese werden poetische Talente, Poeten. Der Spielarten herüber und hinüber giebt es unendliche, wie selten ist ein Mensch, der nicht von aller menschlichen Fähigkeit irgendwie betheiligt wäre. Es entscheidet dabei nur ein Mehr oder Minder, und oft bildet nur der Weg den Unterschied, der Weg aus dem Einzelnen in's Volle, oder umgekehrt, der Weg aus dem Eindrucke zur Wahrnehmung oder aus der Wahrnehmung zum Eindrucke, sobald sich eine gleiche oder nur ähnliche Form ereignet.

Eine Spielart war Herder mit größerer Hinneigung für das Zusammenblicken, für das Poetische. Das Athenäum, welches damals schonungslos über ihn einherging, wie einen Schulknaben ihn behandelte, schildert verächtlich die Herder'sche Fähigkeit eben so, ohne zu meinen, daß in dieser verächtlichen Schilderung so viel poetische Macht eingeräumt werde. Es sagt im dritten Bande bei Gelegenheit der Herder'schen Metakritik: „Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen, — ob das geflügelte Ding selten oder gewöhnlich sei, gilt ihm gleich. — Der Anschein von Thätigkeit, das Haschen nach dem Bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben; — der gebildete Mann sieht ein, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leite, — der gebildete Mann benutzt die vielen Winke, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in

seinen Schriften stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne, die Ahnung einer Wahrheit an diesem und jenem Orte und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann dabei viel lernen, wenn sie auch wenig lehren."

Der harte Recensent kann vielfach Recht haben, er vergißt nur die Kleinigkeit, daß sich eben die Poesie nicht schulmäßig lehren läßt, und daß der poetische Blick und Schlag eben Instinkt und Glück sei.

Die Griechen wählten die besten Worte dafür, mit denen wir uns noch behelfen, ohne der Deutung immer inne zu sein. Die Poesie hat es mit der Verdichtung zur That, mit dem Vereinten, Verbundenen zu thun, der Poet ist unmittelbarer Thäter, der vereinigen, nicht scheiden will, auch wenn er die Scheidung selbst zu dieser That anwendet. Der Philosoph liebt das Wissen, den Prozeß der geistigen Welt, nicht wie Jener die unmittelbar geschehend oder handelnd sich darstellende Welt. Er erklärt; und jener verkündet.

Daß sich diese Hauptparteien alles höheren menschlichen Vermögens nicht billig und in gegenseitiger Achtung neben einander sehen mögen, sondern daß der Blonde dem Braunen vorwirft, nicht auch blond zu sein, das giebt jenes viel besprochene Geheimniß unendlicher Polemik in der Literatur. Nothwendige Polemik bliebe auch ohne diesen Uebelstand genug übrig.

Schelling und Hegel haben redliche, das heißt vernünftige, Rücksicht auf die Potenz genommen, welche in anderer als philosophischer Methode Resultate gewinnt, Schelling nur zu viel für ein philosophisches System. Kant und Herder waren noch arg davon betroffen. Jener, eine allgemein gründliche Umwälzung erstrebend, konnte bei solchem Geschäfte nicht viel Rücksicht nehmen; im Augenblicke der hoch gehenden Völkerschlacht kann Humanität nicht viel heißen. Und dieser, nicht Philosoph genug, um alle die Mordthaten an beliebten Begriffen als nothwendig für einen fernhin liegenden Zweck der großen Scheidung zu würdigen, und doch Philosoph genug, das Unglück in der Nähe zu übersehen, und bei Weitem Poet genug, außer sich zu sein, daß Erfahrung und Anschauung nichts mehr wären unter den Pairs

des menschlichen Vermögens; Herder mußte in die übelste Stellung gerathen.

Dazu sein Interesse für Sprache, seine poetische Philosophie dafür! Denn die Sprache ist die wunderbare Brücke des Himmels und der Erde, das Wunder, was täglich der Wunderläugner erfährt, die Brücke, wo Philosoph und Poet sich begegnen. Deshalb sieht man auch solche vermittelnde Gattungen wie Herder am meisten von dieser poetisch-philosophischen That betroffen und damit beschäftigt. Diese Sprache, welcher er so viel Eifer zugewendet, sah er plötzlich dergestalt bedroht durch Kant, daß ihm die wichtigsten Worte nur Schattenbilder wurden, Schatten, deren Schattenwerfer, deren reale Väter im Menschenkreise nicht real aufgegriffen sein könnten; — wie hoch mußte ihm der Zorn wallen, wie leidenschaftlich mußte er Leibnitz herbeirufen, der über den philosophischen Stil Folgendes gesagt hat.

„Metaphysische Kunstwörter muß man wie Ottern und Schlangen fliehn, — sie sind Rothwelsch, — wenn auch mit mehr Worten, popular sagen ließe sich Alles. Die Philosophen sind nicht darin voraus, daß sie andere Dinge wahrnehmen, sie nehmen sie nur anders wahr. Es erweckt allerdings die Aufmerksamkeit, wenn man die Dinge benennt, — der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtnisses, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils, — aber man enthalte sich so viel möglich der schwierigen Kunstworte, denn die meisten Dinge, von denen Methaphysik und Dialektik handelt, kommen in Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, werden hin und wieder verhandelt und haben vortreffliche Bezeichnungen."

Aber was halfen alle die Hilfstruppen der Metakritik! Die Philosophen spotteten, er habe Kant gar nicht verstanden, das Ding an sich, das a priori sei ein viel tiefer Ding als Herder verstehe; über die Leere von Zeit und Raum besäße er nur eine unklare Ahnung, er solle aufmerksamer sein, denn Fichte habe dies bereits aufgefaßt und weiter gebildet, die Sprache sei „kein Fundbuch der Begriffe, und kein nothwendig abzuhörender Zeuge," Dichten und Philosophiren seien Aeußerungen der Freiheit, die Sprache als Organ der Mittheilung müsse sich unterwerfen; Zusammenhang und Erklärung bürgten dafür, daß die Sprache in richtiger Ableitung gestaltet würde, die Natursprache sei nur ein

Gewebe von Ahnungen, es fänden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie ergänzen könnten, aber sie sei kein allgemein gültiger Zeuge, und Kant habe mit tiefem Sinne und sehr sorgfältig seine Kunstsprache gewählt.

Aber fühlte Herder nicht, daß er einer philosophischen Systematik nicht gewachsen sei? Und warum vermied er denn nicht einen so entscheidenden Kampf? Darauf bietet sich zweierlei: Herder war stolz, wenn man nicht sagen will eitel. Ein großer Theil seines Mißbehagens erwuchs aus Groll über Rivalen um Ruhm, denen Umstände und Welt günstiger waren zur Hervorbringung als ihm. Ist doch fast zu sagen, daß er dem Goethe die Ueberlegenheit im Gelingen und Ruhme nie verziehen hat. Wie mußte es ihn treffen, jetzt eine Gedankenwelt herrschsam aufsteigen zu sehn, die all sein Wirken nicht nur in den Schatten, sondern in das Nichts des Zufalles stellte. Ferner, ein stolzer und innerlichst edler Mensch behilft sich nicht mit Verschweigen des Nachtheils, der seine Größe betrifft, auch wenn er noch der Einzige ist, welcher die einstigen, ihm nachtheiligen Folgerungen übersieht. Er ist der Erste, der dies aufdeckt, zugebend, wenn er sich überwunden, kämpfend, wenn er sich noch muthig und gewappnet fühlt. Für den ehrlichen Schriftsteller ist der Bildungsgang der Welt ein öffentlicher Gerichtsgang; tritt ein Kläger oder ein Zeuge auf, der auch nur entfernt, auch ganz ohne Absicht die Gedankenwelt jenes Schriftstellers anklagt oder überschreitet, so meldet sich dieser vor den Schranken, auch wenn Niemand seiner gedacht hat.

So war es mit Herder. All seine literarische Wirksamkeit war durch ein philosophisches Raisonnement zusammengehalten, womit er eine nur mäßige Schöpfungskraft geschmückt und gesteigert hatte; — jetzt kam eine Philosophie, wornach jenes Raisonnement unbedeutend, wenigstens ungeschlossen genannt werden mußte. Noch that dieß Niemand gegen Herder; aber Herder stand selbst auf gegen diese mögliche Konsequenz, er trat noch kurz vor seinem Tode zu einem Kampfe um den Ruhm eines ersten Schriftstellers auf, um einen Ruhm, der ihm so viel Kummer und Aerger das Leben hindurch gemacht hatte; und er verlor den Kampf.

Die Nation hat das zu würdigen gewußt, was die Philo-

sophie ihrer systematischen Natur nach nicht würdigen durfte, sie hat den Kampf unbeachtet und Herder unter den ersten Schriftstellern gelassen, denn sie braucht nicht bloß systematische Philosophen. Wie voll poetischer und tiefer Gedanken sind Herder's philosophische Einzelnheiten, wie viel philosophische Genialität, wenn auch keine Systematik ist in ihm! Als ob es eine Kleinigkeit sei, wird jetzt erwähnt, daß sich auch die ersten Ideen der Naturphilosophie, wie sie Schelling weiter leitete, in Herder finden.

Vergesse man nur nie, daß eine Spielart, wie oben eingetheilt wurde, zwei Berge zu ersteigen hat, um bis zu derselben Höhe zu kommen, wohin in einem Drange, im poetischen oder philosophischen Genie der ganze Poet und ganze Philosoph gehoben wird. Von einer Fähigkeit zur andern muß der doppelt aber nicht genial Begabte eilen, um die Kräfte gleichmäßig fortzutreiben, die Zeit des Hin- und Hergehens ist stets verloren. War es zum Beispiele nicht menschlich, daß es für Herder zuerst herbe sein mußte, jenen Straßburger Studiosus, dem er damals noch so überlegen gewesen, jetzt auf solcher unangetasteten Höhe zu sehen, zu sehen, wie er unbekümmert darauf spielte und lächelte, während er, Herder, stets zu ringen hatte? Menschlich war es, aber ein Lehrer der Humanität hätte dies Gefühl so weit besiegen sollen, daß es nicht noch in der letzten Lebenszeit grollend sich regen konnte.

Goethe ist auch neben diesem Streite Herders mit Kant ein Licht gebender Nachbar für das, was im Obigen erwähnt wurde. Er war Poet und lächelte zu den Gefahren, womit der Kriticismus alle Poesie bedrohte. Er war eben ein solcher, dem Alles ganz zufiel, in einander gefügt, wie es vom Stempel der Gottheit selbst noch zusammen gehalten war für die Erscheinung, — was sollte ihn die Geschicklichkeit des Scheidens beunruhigen! Er sah einige Male aufmerksam nach Kant hin, wie er dies selbst erzählt, es interessirte ihn der große neue Gang, aber er wendete sich unbekümmert und ungestört wieder zu den eigenen Gedanken, wie sie ohne strenges System schön und geordnet aufstiegen in seiner Brust. Das poetische Genie ist über allen Systemwechsel in der Philosophie erhaben. Aus jenem Zustande heraus konnte denn auch Goethe das Scherzwort sagen: „ich philosophire

nur, wenn ich den Katarrh habe," das heißt, wenn ich, ein begabter Poet, nicht die Sachen rund und voll aus erster Hand haben kann, wenn meine Kraft schlummert, dann helfe ich mir zu Etwas durch Theilen und Scheiden und Vergleichen, dann philosophire ich. — Aber noch heute wissen es so Viele nicht, daß Raisonnement und Abhandlung so viel leichter ist als die kleinste poetische That, so viel leichter als die Erklärung neben der Schöpfung.

Die Erkärung und Weiterbildung allein waren Herder's Existenz neben der Goethe'schen, neben der eines schöpferischen Dichters. Man betrachte, um einen raschen Blick in diese Verschiedenheit zu gewinnen, was Goethe zu Herder's Untersuchungen über die Sprache in Straßburg sagt: „Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaaßen müßig, denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen."

Kant selbst, der kluge Mann, wußte sehr wohl, daß man ein specifisches Talent haben könne, um leidlich systematisch zu philosophiren, und daß man daneben doch von Hause aus und am Ende der Sache recht unbedeutend sein und bleiben könne; Kant wußte sehr wohl, daß in Herder's Mischung von poetischer und philosophischer Anlage eine viel größere Kraft und Bedeutung liege, als das Handwerk einzugestehn bereit sei. Er äußerte Folgendes über ihn: „Es ist, als ob sein Genie nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste sammelte, um sie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, sondern als verwandelte er sie nach einem gewissen

Gesetze der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine specifische Denkungsart, wodurch sie von denjenigen, dadurch sich andre Seelen nähren, merklich unterschieden, und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte der Menschheit heißt, etwas ganz Anderes sein, als man gewöhnlich unter diesem Namen versteht; nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender, viel umfassender Blick, eine in Auffindung von Analogieen fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen, immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wohl gerade in denselben antreffen würde!"

Verweilt man etwas länger auf dem Gespinnst des zweiten großen Satzes in diesem Urtheile, so tanzen wohl einige schalkhafte Lichter gegen das Ende desselben zu, aber es ist verdeckt viel Erschöpfendes über Herder gesagt. Herder's Art, philosophische Ideen über Menschengeschichte zu schreiben, konnte dem scharfen, nüchternen Kant nicht völlig zusagen, und doch war er gerecht und freundlich genug, das Herder'sche daran mit Einschränkung gelten zu lassen. Er schrieb indessen sogleich, als er nur eine Partie jenes Herder'schen Buches gelesen hatte, eine Abhandlung für die Berliner Monatsschrift 1784 „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht," worin er einen Weg vorzeichnete, welcher dem Herder's direkt entgegengesetzt war.

Merkwürdig ist es, was man später, da Herder in seiner Metakritik entschlossen polemisch gegen die neue Philosophie auftrat, von dem Zustande der Meinungswelt anführt. Die jungen Leute hätten damals nichts lernen wollen als kritische Philosophie, hätten im theologischen Examen erklärt, das Uebrige sei nicht der Rede werth, ja, nachdem anstößige Abhandlungen „gegen die Ehe" von ihnen ausgegangen, Verkündigungen, wie, daß das Christenthum in Kurzem zu Ende sein müsse, hätten sie geistliche Aemter verlangt. Man habe sich auf Fichte's Aeußerung in Jena

berufen, daß es nach fünf Jahren keine christliche Religion mehr geben, und Vernunft die einzige Religion sein würde.

In seiner letzten Lebenszeit gründete sich Herder noch eine Zeitschrift, die er in Bänden herausgab, Adrastea, und die eigentlich nur einen andern Namen für seine zerstreuten Blätter abgab. Es sind fünf Bände und der Anfang des sechsten, über welchem er starb, erschienen. Darin findet sich denn auch der „Cid," eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er scheidend unserer Literatur ein nicht genug zu schätzendes Andenken hinterlassen hat. Aus einem Wust spanischer Romanzen hat er die Folge eines kernhaften Epos zusammengestellt, was in einer Sprache, scharf und blank wie der Edelstein, in einer Kürze und Kraft, wie sie nur dem gesammelten Genie zu Gebote stehn, Leben und Tod besingt des tapfern Ritters von Vivar. Das Gedicht hat darin noch einen besondern Reiz des Herder'schen Hauptes, daß der Cid, obwohl in früher Ritterzeit und nur für die derben Thaten und Interessen eines Lehnsritters lebend, doch das sanfte Herz einer Humanität unter dem Eisen trägt, wie sie als Herder's Ideal überall verlangt wird.

Auch die Legenden, welche zu dem Bemerkenswerthesten gehören, was Herder an Versen producirt hat, gehören in diese letzte Zeit; — der poetische Theil seines Wesens erhob sich am Schönsten zum Gesange, als der Tod nahe war, so wie es die Sage vom Schwan erzählt. Und wie alle reichen Männer sich immer viel zu wenig thun, und unter Plänen und Anfängen seufzen, so umstand ihn Begonnenes und Beabsichtigtes zu Hauf, als der Körper zusammenfiel in ohnmächtigen Schlaf, welcher den 18. December 1803 Abends 11 Uhr in den Tod überging.

Herder war im sechzigsten Jahre, da er starb. Es hat etwas tief Niederschlagendes für uns, daß ihm just die letzte Lebenszeit durch literarische Konjunkturen vergällt werden mußte. Nachdem er gerungen auf und ab, fällt in der Zeit, wo man ausruhen und nur im Einzelnen noch fertig bilden will, Groß und Klein über ihn her, hochmüthig, ja verächtlich, sieht er sich selbst von der geläufigen Unbedeutendheit behandelt; was nur ein Wenig im systematischen Jargon sich ausdrücken kann, das überhebt sich seiner, ja mancher nächste Freund giebt sich das Ansehn, als schwiege er nur aus Schonung.

Allen aber stand dies Etwas nicht zu Gebote, wodurch Herder sterbend wiederum über Alle hinauswuchs, dieser innerliche Drang nach dem Mittelpunkte der Welt, diese wirklich poetische Absicht seines ganzen Wesens. Denn diese lag darin, sich harmonisch und gleichzeitig mit allen Organen der im Universum webenden Gottheit zu bemächtigen, ein Abbild dieses Drangs und dieser Absicht in die Schrift zu fesseln. Der Ein- und Ausgang des Herder'schen Genius war diese Poesie, welche nach dem Mittelpunkte trachtet, und dies würdigt mit vollem Rechte die Nation an ihm, indem sie die Vorstellung dieses Genius in ihre geschichtliche Ueberlieferung aufgenommen hat, und nicht darnach fragt, ob dies poetische Moment auch noch genügend in Herder's Schriften ausgesprochen sei. Der Name Herder allein drückt den ewigen humanen Gedanken aus; man hat sich gewöhnt, ihn damit unauflöslich zu verknüpfen. Es ist gleichgültig geworden, ob Herder den großen Gedanken seines Namens erschöpfend in der Schrift ausgedrückt, erschöpfend im eigenen Leben dargelegt habe.

Diese unbefangene Würdigung des Kernes ist eine große Erscheinung! Hätte man ihm damit die letzten Jahre erhellen, die üblen Stunden verscheuchen können, wo die Unruhe seines Wesens ihn glauben ließ, er habe ein verfehltes Leben geführt! Sein oft herbes Naturel beschränkte ihm auch die Freunde sehr, von denen Aufmunterung und Theilnahme kommen konnte. Zwischen ihn und Jacobi trat Spinoza, von dem Jacobi, wie wir schon bei Lessing gesehn haben, eine so gefährliche Vorstellung hatte. — Lessing starb lange vor ihm, es hatten sich nur vierzehn Tage heiteren Umgangs in Hamburg ergeben zwischen Herder und ihm, und schwerlich hätten auch diese beiden harten Köpfe dicht neben einander zum Besten existirt. Es ist wahr, in der allgemeinen Tendenz ihrer Wirksamkeit kamen sie überein, eine kritische Anregung im Ganzen und Großen ist der literarische Lebenspunkt Beider. Sie wirken Beide durch Erklärung, aber Herder mehr durch eine geschmückte, die über die Erklärung hinaus will, Lessing durch eine scharfe, feste, durch eine granitne, die nicht mehr sein will als ein Markstein, aber dieser auch ganz und gar. Und es ist nicht zu läugnen, daß jenes Moos, was auf diesem Granitsteine wuchs, kräftiger Wesen und frischere

Farbe hatte, als die gemischten Halme Herder'scher Hervorbringung, daß Herder nicht so elastisch alle Gestaltung aufnehmend und wiedergebend war als Lessing. Aber der Würdigung und des günstigen Verständnisses hätte er bei diesem stets sicher sein können. Lessing war philosophisch gebildet, aber er war mehr als bloßer Philosoph eines ausschließenden Systems. Was dem letzteren oft begegnet, daß er den Ausspruch eines intuitiven Talents gar nicht versteht, daß ihn das im Ganzen fassende und gebende Wort des Poeten gleichsam dumm machend bestürzt, das wäre Lessing nicht widerfahren, auch mit Herder's unentwickeltsten Aussprüchen nicht; denn Lessing war eben nicht bloß dialektisch gebildet.

Herder's Verhältniß zu Goethe ist schon öfters berührt, eine eigentliche Freundschaft wurde es nie, und die Stimmung des Herder'schen Ehepaars gegen Goethe war in der späteren Weimar'schen Zeit nicht nur keine freundliche, sondern auch keine nachsichtige und schonende. Herder's Unmuth mochte es jenem sogar tadelnd anrechnen, daß er ihm lebhaft abgerathen hatte, die endlich doch erfolgende Berufung nach Göttingen abzulehnen. Prediger oder Professor? in dieser Wahl schwankte Herder so oft hin und her, und tief innerlich lag wohl auch ein Zorn, daß es sich nur um diese Wahl handelte. Geeignet war er zur theologischen Stellung, denn er webte in dem poetischen Mittelpunkte, alles Ding und alle Aeußerung auf ein fernes, ewiges Moment zu beziehen; aber auf der einen Seite glaubte er nicht streng an das vorgezeichnet Positive seiner Religion, auf der andern Seite hielt die Welt gar nichts von irgend einer positiven Religion, der Theologe war ohne Achtung, war überflüssig. Und Herder bedurfte zur Existenz die aufmunterndste Hochachtung. Folgende wichtige Aeußerung, als von Herder ausgehend, erzählt Böttiger: Jeder Mensch trage ein Urbild in sich, von dem, was er werden solle und wolle, ein **simulacrum**. „Ich selbst trage etwas in mir, das, wie ich sehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann, und das ich nie sagen kann. Dies ist mein **simulacrum**. Darum sollte jeder Mensch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte. Wir Alle

haben solche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Schiller war aufgesäugt in der kritischen Philosophie, die eine so traurige Krisis für Herder war.

Wieland war ein buntes Rohr, an das man sich nicht lehnen konnte.

Jean Paul, der damals noch junge Jean Paul blieb ihm. Man kann sagen, daß ihn dieser von all den größeren Schriftstellern, die mit ihm umgingen, allein geliebt habe. Möge er also zur Schlußbezeichnung gehört werden.

„Es ist nur ein Wunder" — heißt es da — „daß er keine härtere Härte annahm. Wenige kennen das Gefühl eines Autors, dessen Thron erschüttert wird. — Wie Herder von alten Augen umgeben — sich mit der Wahrheit verwechselnd — im Amte — neben sich Sieger, alte Bekannte unangetastet. — Früher versöhnt Ein Lobspruch mit hundert Tadlern, später nicht zehn Lobredner mit Einem Tadler. — Am Ende des Lebens verträgt man Schmerzen des Ruhms am wenigsten. — Abgebrochener Ruhm ist bitterer als verschobener. — Hart ist's, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden, und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn."

Ferner: „Es giebt Menschen, bei welchen man das Glück seines ganzen Lebens hingäbe, solche nur einmal recht seelig zu sehen — so mir Herder. — O ich weiß alle seine Kleinlichkeiten, aber ich werde sie nicht erzählen. Denn ich kann eben nicht das Große darstellen, weswegen ich und ihr sie verzeiht. Aber es waren nie, nie Unsittlichkeiten."

„Betrachtung über Herder, der voll handelnder Poesie und voll Sinn für jede, nicht im Stande ist, einem Gespräche auch nur die kleinste Objektivität zu geben."

Diese abgerissenen Notizen finden sich in der Biographie Jean Pauls. Es pflegte dieser wiederholt zu äußern, daß Herder außerordentlich auf ihn gewirkt habe. Auch in seiner „Kantate-Vorlesung über die poetische Poesie," welche der Vorschule zur Aesthetik beigefügt ist, äußert er sich voll Schmerz und Zorn über das „alte doppelseitige Verkennen der entflogenen großen Seele, von welcher niemand stolz genug sein dürfe, zu sagen: ich

habe sie ganz gekannt." — „Der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Faszikel von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirt, der eine das der Wage oder des Herbstes, der andere das des Krebses oder Sommers und so fort. Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt."

„War Er kein Dichter, — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespear'schen Maaßstab stehend, oder auch von berühmten anderen Leuten, — so war er bloß etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gedichtet."

Der Kundige weiß, wie Jean Paul die Dinge alle erhebt, um das falsche Wort „übertreibt" nicht zu gebrauchen. Wichtig ist noch, daß er ihm eine innige Vorliebe für Griechenland beilegt und ihn „und Goethe allein die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenthums" nennt, „dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hätten lösen können."

Dies blickt nur der aufmerksame Freund heraus, der alle die kleine Poesie zu würdigen, den flüchtigen Prosastil zu übersehen, und die große harmonische Gerechtigkeit für alle geschichtliche Erscheinung aus einem edlen Kunstsinne abzuleiten weiß. Die Gelehrsamkeit Herders anbetreffend, stimmt diesem Freunde aber auch der Unbefangenste bei und gesteht zu, daß Herder, größer als alltägliche Gelehrsamkeit, „die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer" aufgenommen habe.

Räthselhaft bleibt Herders Liebe zu dem dämonisch heftigen Hamann, dem er so tief betroffen in die Gruft nachsah. Denn es war eigentlich nur ein tiefliegender Kern gemeinschaftlich, der Kern religiosen, poetischen Bedürfnisses. Strebend suchend, sanft, oft Genüge findend in einer schönen Erscheinung, äußerte er sich in Herder, krampfhaft, gewaltsam, fanatisch in Hamann. Aber so groß ist der Zauber jugendlichen Bundes, das Gedächtniß des Frühlings;—dieser Zauber, dies Gedächtniß ließen nie los, wenn er Hamanns ge-

dachte. Ohne sie würde er dem heftigen Magus all seiner sonstigen Art gemäß sicherlich den Rücken gewandt haben.

Jean Paul gedenkt noch zweier Reden, worin sich Herder's Schmerz über die uneinige Härte der Zeit und über die Abgerissenheit derselben von der offenen Geisterwelt in rührender Wehmuth ausgesprochen habe. Einmal, dem Weh sich beugend, wünscht er unter dem Glockengeläute des Sonntags — im Mittelalter geboren zu sein. Zum Zweiten wünschte er sich eine Geistererscheinung.

Es bleibt noch ein kurzes Wort über Herders Stil, kurz, denn die Bemerkungen darüber verlieren sich meist in Herders Wesen. Man wirft dem Stile große Ungleichheit vor, man tadelt an ihm, daß er blumig werde, wo man Beweise erwarte, phantasirend, wo der Verstand zu sprechen habe. Es geht auf jene Mischung, deren hinlänglich gedacht ist, und auf die befremdende Erscheinung eines poetischen Denkers, der gedanklich regelvoll sich Resultaten nähert, und plötzlich unregelmäßig sie überfliegt.

Die äußere Form ist allerdings eben auch ungleich, meist scheinen die Sachen im ersten Auftauchen niedergeschrieben zu sein, reifer, rascher, träger oder glücklicher, wie es eben Lage und Stimmung und Stoff mit sich gebracht hat. Sorgfältige Ueberarbeitung scheint den meisten zu fehlen. Deshalb täuscht eine flüchtige oder stürmische Lectüre leicht über Herders Stil: man begegnet Partieen, die sich ohne Fall und Rhythmik schleppen, wo die Worte und Sätze ohne alle Gegenseitigkeit träg neben einander stehen, und findet ganze Artikel, wie die Charakteristik Lessings, welche im bewegtesten Leben hinrauschen. Im Ganzen wird die reine, ungestörte Grazie des Goethe'schen Stiles vermißt; das stoßweis kommende, warme Leben Herders ist aber vielfacher Anregung äußerst förderlich, und für innere und äußere Belebtheit der Darstellung höheren Stoffes ist Herder sehr einflußreich gewesen. Auch sein Freund Hamann wirft ihm wie so mancher Andere vor, daß er mit all zu viel Fragen und Ausrufungszeichen seinen Stil beunruhige und zerreiße. Dieser Fehler wäre Hamann selbst sehr förderlich gewesen, und hätte ihn genöthigt, sich im Einzelnen klar zu machen für sich und die Leser.

Die neueste Ausgabe der Herder'schen Werke in 60 Theilen ist 1827 zu Stuttgart und Tübingen erschienen. Ueber das Leben und die Bedeutung desselben haben Danz, Gruber, Döring und Herders eigene Frau Bücher verfaßt. Zu empfehlen ist dafür auch, was Friedrich Köppen in seinen „vertrauten Briefen" beibringt, in einem Buche, was mannigfachen Lobes würdig ist.

Hamann.

Johann Georg Hamann — 1730 — 1788. Er ward zu Königsberg geboren, studirte Theologie, Jurisprudenz, privatisirte, zum Theil als Hauslehrer, in Curland und Riga, ging, zur Hälfte des Handels wegen, nach London, privatisirt dann wieder zu Hause, versucht es, durch die Kanzlei den Weg in ein Amt zu finden, giebt auch dies wieder auf, wird von Neuem Hofmeister, dann Sekretair bei der Zolldirektion, endlich 1777 Packhofsverwalter in Königsberg. 1787 den Abschied nehmend geht er zu seinen Freunden nach Westphalen, die ihm die religiose Gesinnung zum Theil durch Lavaters Zuthun erworben hatte. Die Fürstin Gallizin und Fritz Jacobi waren die wichtigsten dieser Freunde. Die energische Weise seiner Aeußerung fand öfters da, wo geistige Verwandtschaft die Aufnahme erleichtert hatte, lebhafte Erwiderung. So sandte ihm ein Unbekannter, der sich nachmals als Franz Buchholz Herr v. Willbergen in Münster erwies, durch Lavaters Vermittelung einen reichlichen Geldzuschuß, welchen er theilweise für die Reise nach Münster benützte. Der dortige Aufenthalt ward aber schnell durch den Tod beendigt.

Die literarische Welt nahm wenig Notiz von ihm. Herder, Jean Paul und Goethe erweckten das Gedächtniß an den Verstorbenen. In den Jahren 1821 — 28 wurden seine Schriften, von Roth gesammelt, in Berlin herausgegeben. Sie enthalten, außer Briefen und dem Anfange einer Selbstbiographie, nur rhapsodische Aufsätze, die großentheils einen religiosen Bezug haben. Dahin gehören „Biblische Betrachtungen eines Christen," „Golgatha und Scheblimini" — „Sokratische Denkwürdigkeiten." Außerdem „die Wolken," und „Kreuzzüge des Philologen."

Bei Gelegenheit Hamanns kommt etwas zur Sprache, was in der deutschen Literatur sehr oft, und wahrscheinlich in andern Literaturen nicht minder erscheint. Es giebt stets eine große Anzahl von Leuten, die bloß betrachtet, die bloß Anmerkungen gemacht. Natürlich. Wer sollte hören, wenn Jeder sprechen wollte, und so sind auch zwischen Sprechern und Hörern Betrachter nöthig, eben solche, die sich mit Anmerkungen abgeben. Daß diese aufgeschrieben und gedruckt werden, ist ebenfalls ein Vortheil, so durchwirkt sich der Bildungsteppich reicher, und der Eindruck wird, wenn auch bedingter, doch voller.

In Folgendem äußert sich dabei nur der Uebelstand: eine halbfertige Krittelei, ein wohlfeiles Besserwissen maaßt sich zu großen Einfluß an. Solch Besserwissen ist wohlfeil, weil sich derlei Leute nicht zu der Kraft sammeln, selbst in sich etwas Eigenes zu verdichten, zu erschaffen; sie hängen sich an den fremden Wagen, und spotten über den ebenen Weg, den dieser findet, oder über den holprigen, welchen er mühsam überwältigt. Sie passiren den einen und den andern nur durch Anhalt an jenen Wagen, selbst fahren sie nimmer; was Alles zu einem vollständigen Ausfahren gehört, würdigen sie nie. Sie thun meistens nicht so viel, als sie thun könnten, und verlangen stets mehr als geleistet wird, oder was noch schlimmer ist, sie verlangen etwas Anderes. Dieses Letztere, die übelste Thorheit der Kritik, putzt sich noch obenein gewöhnlich mit Vorschlägen auf, die sie im Hintergrunde ein wenig zeigt; sie fragt: warum wurde nicht Dies, warum nicht Jenes geschrieben? Und der Autor kann nicht zurücksagen: Warum schreibst Du es nicht? Wenn die Frage in Dir lebt, ist Dir auch die Antwort am Nächsten. Meine Arbeit hat es nicht mit der beliebigen Kombination Deiner Kritik zu thun, sondern Deine Kritik hat meine Arbeit als das Existirende zu respektiren. Was Du darüber hinaus kannst, zeige, ohne damit etwas zu peitschen, was Dir doch nöthig war, um Deine Ruthe abzuschneiden.

Diese schiefe Ueberhebung hat bei uns vielfach das Glück, wie ein unendlich Geheimniß mehr geachtet zu werden, als die wirklich gebotene That der Literatur. Wir setzen gar zu bereitwillig die angedeutete Möglichkeit über die geleistete That. Für die Gerechtigkeit sind wir sehr lau, daß ein Buch zunächst seinen

Kreis wie ein Herrscher ansprechen darf, so wie die Schönheit eines Mannes verlangen darf, als die eines Mannes und nicht als die irgend eines andern Wesens beurtheilt zu werden.

Nach jener Vorliebe haben wir denn viel Figuren in unsrer Literatur, von denen durchweg gesagt wird, sie hätten viel Größeres versprochen oder in sich gehabt, als ihre Lebenszeit oder sonst ein Hinderniß zur Ausbildung gestattet hätte. Die Schulden an die Größe achten wir höher als die Größe.

Manches hievon trifft Hamann, der stets mit außerordentlicher Betonung „Magus des Nordens" genannt, und am Höchsten für das geschätzt wird, was er sehr ungeklärt andeuten konnte, was er an Kant's und Anderer Schöpfung überhebend verachten, aber nirgends durch die geringste Schöpfung ersetzen, oder gar übertreffen mochte. Die eingestreuten Fragen des Herder'schen Stils wären ihm zur eignen Aufklärung dessen, was denn bündig ausgedrückt werden sollte, sehr dienstlich gewesen.

Es ist hoch zu schätzen, daß er neben einer so zusammenballend kritischen Zeit den Menschen ausdehnen mochte in weitere, höhere Möglichkeit und Welt, aber es ist nicht dergestalt zu überschätzen, wie es so häufig geschieht. Wenn man sich neben ein gefundenes Amerika, wie Kant's neue Philosophie eins war, hinstellen kann, und nun weitere Blicke findet, so ist dies sehr gut, aber jenes Amerika bleibt zunächst größeren Lobes werth. Um so mehr, wenn aus diesen Blicken nichts weiter entsteht als eine überhebende, unordentliche, verworrene Schilderung dessen, was man zu sehn beinahe im Stande gewesen wäre.

Mit dieser Einschränkung neben den schöpferisch gestaltenden Geistern muß Hamann's tief grabende, aber nirgends klar bildende Geisteskraft gewürdigt werden. Aufsätze von ihm, wie die „Metakritik der reinen Vernunft" — „Golgatha und Schelimini," was gegen Mendelssohn's Jerusalem gerichtet war, enthalten eine Luft, die auf hohen Principien wogt, und manchen Stoß, der auf Ungewöhnliches hinzueilen scheint, aber all das ist nicht zu einer faßbaren, umschlossenen Erscheinung gebildet, es flattert fetzenweise, dem Verfasser selbst kaum gehörig, überhebt sich in bloßer Andeutung, ist bei aller Prätension von Reife nicht reif und nicht fertig.

Die Hauptneigung und dunkle Tendenz, die wie ein Nachtschatten durch alle Schrift Hamanns fällt, ist das Verlangen nach einer strengen Religion. Aber wie diese Religion angethan sei, ist kaum in äußeren Umrissen, in zornigen alttestamentarischen Strichen angedeutet, viel weniger irgendwie in's Detail ausgeführt. Der ganze Autor ist ein Despot, der einen außerordentlichen Kodex hinter sich vermuthen läßt, aber seine unterthänigen Zuhörer nie mit dem Kodex selbst behelligt, ihnen höchstens während des Scheltens einige Aphorismen daraus zukommen läßt.

Und mitten in diesem Charakter begegnet man doch einer Gesinnung, einer Wendung, wie sie nach Hamann's Anlage und Forderung frivol genannt sein müssen. In einem Briefe vom 3. August 1762 an Nicolai beschreibt er sich als einen, der eben im Zustande der Vernichtung, in sehr übler Gemüthslage sei, und dem die Literatur Aerger mache. Unmittelbar darauf folgen die Worte: „Genie ist eine Dornenkrone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt." Das Genie und der Geschmack gehören ihm, wenigstens legt er sich beide zu, der Vergleich betrifft übrigens bekanntlich Christum, und zwar die schmerzhaftesten Punkte aus dessen Leiden. Sollte man von einem streng und fein fühlenden Christen dergleichen Anwendung erwarten, noch dazu einem Manne gegenüber wie Nicolai, der nicht geneigt war, geheimnißvoll Heiliges anzuerkennen oder zu schonen?

Uebrigens zeigt sich von den frühen Briefen Hamann's an eine innerlich strenge Gesinnung, die sich und Andere nicht schont, die in allen Verhältnissen der Welt eine einzige, herbe Richtigkeit zugesteht. Aus Furcht entstehend, durch Furcht wirkend stellt sich diese Seele vielfach dar. Oft erinnert er an jene alttestamentlichen Figuren, für welche das Leben ein tödtlicher Ernst ist, der Ernst eines einzigen Zwecks, welchen sie sich offenbart glauben, und neben welchem alle andere Absicht und Ansicht Laster und Sünde wird. Nach Art der jüdischen Propheten hat solche Figur stets zu fordern, stets zu schelten und zu grollen auf alle Abweichung von ihrem inneren Gesichte. Leben und Stimme solcher Leute erinnert ununterbrochen an den Donner Jehovah's,

welcher durch alle Schriften des alten Testamentes, durch alle Geschichte der Juden rollt und grollt.

Hiernach, und selbst in Betracht des Namens Hamann, ist die Vermuthung nahe und natürlich, ob er nicht aus israelitischem Geschlecht entsprossen sei. Unsere Nachrichten aber, die nicht über die nächsten Ahnen hinausgehn, geben dafür keine Bestätigung.

Man findet in Hamann, was für den damaligen Zeitpunkt eine merkwürdige Erscheinung ist, den lebhaftesten Feind alles Nationalismus in Kirche und Staat. Er will eine unmittelbar geoffenbarte Religion, sogar mit aller jüdischen Vorüberlieferung. Die Bibel von der Genesis an ist ihm das reine ächte Buch Gottes, er schreibt selten eine Stunde lang ohne einen Spruch des Jeremias oder sonst eines Propheten, oder Davids und Salomo's. Der Uebelstand ist nur, daß er Meinung, Beweis, Entgegnung nirgens einfach klar und bündig niederlegt,— all seine Schrift kommt angestürzt wie ein bunter Menschenhaufe: hier ruft einer Wehe und Schwefel über die Sünder, dort jauchzt ein Andrer dem Jehovah, hier demonstrirt Einer mit moderner Waffe gegen modern philosophische Ansicht. Es ist schwer, aus dem Gewirre klug zu werden, noch schwerer, in dem Treiben eines so starken Geistes Wohlbehagen zu finden. Die Anregung, welche andere Geister von ihm erhalten, ist der Hauptnutzen, welcher seinen Schriften zuerkannt werden muß. Ein starker Geist ist er allerdings, aber es fehlt der schriftstellerische Stempel, durch welchen die Stärke gedeihlich, wie oft die Schwäche lieblich wird. So ist der Gesammteindruck seiner Person wirksamer als die Einzelnheit seiner Schrift. Man erkennt wohl an mancher einzelnen Dase dieser Schrift, daß eine weit und breit, tief und hoch durchgefurchte Kenntniß auf dem Grunde wirkt und drängt und treibt, aber man verläßt jeden Augenblick bereitwillig diesen beweglichen Schwulst der Schreibart, dieses ganze Chaos einer ungeschaffenen Welt. Daß Herder lebhaften Theil an Hamanns Schrift nehmen konnte, ist leicht erklärt: jener gewaltige Ernst in Hamann, das Höchste und Beste zu wollen, zu sehen und zu lehren, entging einem Manne wie Herder nicht, und zog ihn an. Dazu war Herder der viel jüngere, der Eindruck, von höheren Jahren herabkommend, traf um so stärker. Herder's Sinn und Trachten war auch so vorzugsweise auf den Herzens-

grund der menschlichen Welt gerichtet, daß er Manches in der formellen Erscheinung übersehn mochte, an seinem eigenen Stile übersah, und an einem Mitkämpfer ohne Weiteres hinnahm. Herder, der junge Mann, welchem sich Hamann so freundlich bewies, welchem dieser sogar die Stelle in Riga verschaffte, war auch damals im Punkte der Theologie noch orthodoxer, als er von Jahr zu Jahr wurde. Denn umgekehrt als bei der Mehrzahl, die mit den Jahren mürber für den Glauben wird, wurde Herder mit jedem Jahre strenger im Aufnehmen, und seine Vernunft und rücksichtslose Nachsicht ward mürber, weicher und ergiebiger. Diese letztere ging Hand in Hand mit Herder's Stile, welcher auch in der späteren Zeit schöner ward, so daß ihn Jean Paul mit dem Lagerobste vergleichen kann, welches erst spät zu genießen, aber dann auch erquickend ist. — Für Herder, der einer systematischen Gedankenentwickelung nicht besonders mächtig und einer solchen nicht eben günstig war, lag in dem Hamann'schen Durcheinander nicht ein so großes Hinderniß. Herder war geneigt, zu deuten, und er hatte durch persönliche Bekanntschaft einen großen Zugang voraus. Ihm ward auch Hamann just Kampfgenosse gegen eine formelle Philosophie, die in formeller Beweisführung den poetischen Zusammenhalt Herder'scher Welt aus einander hieb. Erlebte auch Hamann nicht den Ausbruch dieses Kampfes, so lag doch der nothwendige Kampf von früh auf in Herder's Seele als jener Keim erster Anlage, von dem keine Bildung entfernt, — und aus ihm entsprang und erhielt sich das Interesse an einer Bundeswelt, die Hamann in sich trug.

Jenes Moment des Hamann'schen Schwulstes konnte also in kein besser Verhältniß kommen, als in das zu Herder; der Schwulst selbst hatte in diesem Bezuge etwas von Bundesgenossenschaft gegen den nüchternen, wasserklaren Kriticismus Kant's.

Die Literarhistoriker haben auf Autorität hin den wahrscheinlichen Kern Hamann'schen Schwulstes meist mit andächtiger Scheu genannt. Wenn das Beiwort „Magus des Nordens" fehlt, so fehlt das Wort „Orakel" und „orakelhaft" bei Erwähnung Hamann'scher Schriften nicht.

Daß Hamann zu Jacobi ein engverknüpfendes Band finden konnte, liegt in noch näheren Gründen. Jacobi's Trachten ging auf eine so viel als möglich unmittelbare Verbindung mit der

Gottheit, der Glaube ist, wenn auch nicht der sicherste, doch der nächste Weg, diesem wendete er also vorzugsweise die Berufung zu, und da fand er Hamann.

Nicht minder nahe liegt es, daß Jean Paul das lebhafteste Interesse für Hamann hegte, und ebenfalls zur Auferweckung desselben aus dem Grabe des theilnahmlosen Publikums beitrug. Diese Sprünge aus einem angefangenen Beweise in eine theosophische Begeisterung, dies Uebereilen, Ueberdecken des Angedeuteten, dies Verschweigen der Uebergänge, dies wahllose Ergreifen des nächsten Wortes, dieser unruhig wogende Hintergrund, welcher die behagende Ordnung schwer gestattet, — alles dies findet sich mit einiger Schattirung in Jean Paul wieder. Jean Paul war unendlich weicher, und unendlich reicher an Talent, — im Urstocke ist aber entweder sehr viel Verwandtes, oder Jean Paul hat sehr viel von Hamann aufgenommen. Die Lebensgeschichte Jean Paul's zeigt auch, wie sehr ihn Hamann beschäftigt hat; sogar der Schwulst ist im späteren Schriftsteller noch nicht ganz verschwunden, wenn auch mehr aus einander gewickelt, und Eins haben sie ganz gemein: auch Hamann verstand nach einiger Zeit die tausend halben und dunklen Beziehungen seiner Worte nicht mehr. Einer wie der Andere ließ sich von dem unterjochen, was er erst halb empfangen und verarbeitet, Einer wie der Andere hatte keine Gewalt ausübender Schönheit, welche das Halbe, Unklare und bloß nebenher Zudrängende ausscheidet, Einer wie der Andere webte in etwas kümmerlichem bürgerlichem Bezuge, und sucht von da keine Stufen aufwärts zur freien, erquicklichen Umsicht, sondern schnellt sich alsbald gewaltsam zu den Sternen.

Bis auf Worte und Wendungen begegnen sie einander; des Beispiels halber sei das Wort „Jobelperiode" angeführt. Auch der humoristische Tic, welcher bei so gewaltsamer Ausweitung kräftigen Menschen nicht entgeht, war in Hamann, nur herber, seltner, kürzer und unreifer als in Jean Paul. Aber doch so stark, daß er die Pietisten bestürzte, welche in Hamann einen Bundesgenossen zu sehn glaubten, und sich plötzlich von einer dreisten, unregelmäßigen Wendung getäuscht sahn. Denn der gewöhnliche Pietist hat, gleich einem Schwimmvogel, nur einen Kanal des Eingangs und Ausganges, darum verstört ihn schon

der ungewöhnliche Bruder, welcher auch anderswoher etwas aufnehmen und in anderer Weise etwas kund geben kann.

Daß aber Hamann bei Goethe, einem Manne von entgegengesetztem Sinne und entgegengesetzter Art, so viel Theilnahme finden konnte, wie ihm dieser im dritten Bande seines Lebens beweist, das ist auffallend und spricht für eine Seite Hamann's, die man bei erster Begegnung nicht genügend würdigen mag.

Goethe sagt, Hamann habe ihn zu dem Sibyllinischen Stile verleitet, dessen er sich in seiner theologisirenden Periode öfter bedient habe, — es war die Zeit seiner Bekanntschaft mit Fräulein von Klettenberg, und Goethe war damals besonders geneigt, solche geheimnißvolle Erscheinung, wie Hamann's Schrift, aufzunehmen. Er sagt, Hamann sei damals ein eben so großes Geheimniß gewesen, wie er es immer dem Vaterlande verblieben sei. „Seine sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehn" — „die Stillen im Lande setzten sich mit ihm in Verbindung, er ward nach Darmstadt eingeladen, machte die große Reise von Königsberg und kehrte, ohne Jemand gesprochen zu haben, sogleich wieder zurück, weil der Präsident von Moser, die Hauptperson der Vermittelung, zufällig nicht zu Hause war. — Aber die Frommen nahmen schon an den „Wolken," einem Nachspiele der Sokratischen Denkwürdigkeiten, Anstoß, und man wendete sich ganz von ihm, als er „die Kreuzzüge des Philologen" herausgab, und als auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiker, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten."

„Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große

Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte; da trat er mit seinem eigenen Stil, und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stiles, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der jeder Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt."

Hamann's Briefe findet Goethe viel klarer und deutlicher

als dessen Schriften, nur macht er schon bei der geringen Zahl, die damals bekannt war, eine Bemerkung, welche sich jetzt unwiderstehlich aufdrängt, nachdem wir alle erreichbare Briefe in der Gesammtausgabe gedruckt vor uns sehn. Er erkennt nämlich, daß Hamann „die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben auf's naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete."

Jean Paul kommt bei dem öftern Gedanken Hamann's stets mit großem Lobe auf dessen Briefe, welche einen Theil des Jugendlebens beschrieben. Dieser Abschnitt begegnet unter dem Titel „Gedanken über meinen Lebenslauf" in der Gesammtausgabe, und der Eindruck, welchen er heute macht, ist nicht eben besonders günstig. Vielleicht ist es mancher allzu leichtsinnigen Natur förderlich, an diesem Beispiele zu sehn, wie gedrückt und schwer man ein aufgehendes Leben nehmen kann, die glücklicher beschaffene Mehrzahl wird aber gar viel darin vermissen: alle poetische Fröhlichkeit, den menschlichen Muth, die Kraft zu schaffen, die eigene Welt des Individuums. Hamann zeigt sich darin durchweg als ein gehorsam Echo biblischer Erziehung. Das ist in einer unbiblischen Zeit allerdings merkwürdig, aber da, wo man durchaus auf neue Schöpfung auch im Wesen und Charakter des Einzelnen angewiesen ist, da wird es unergiebig, nur den gehorsamen Anschluß an eine alte Form zu sehen. Doppelt ungünstig wirkt der Anblick, daß die Hingebung von Leib und Seele an die Orthodoxie unter der mißlichen Begleitung lüderlicher Zustände geschieht. Der junge Mann treibt sich nämlich in London umher, bringt sein Geld durch, geräth in schlechte Gesellschaft, hat Gewissensbisse, lebt aber in dem Gleise fort, so lange das Geld reicht. Schweres Blut und die üble Lage führen ihn in halber Verzweiflung zur Bibel und zum rücksichtslosen Vertrauen auf Alles, was darin steht. Nun ist das Leben großentheils mit Bibelstellen angefüllt, begegnet in Auffassung vielfach dem spätern Jung-Stilling'schen und steht nur in aller Naivetät und allem epischen Reize diesem nach. Ein Wald, ein Feld, ein Sonnenblick bietet sich bei Jung wie eine poetische Staffage. — Hamann empfängt und giebt keinen Eindruck von der Natur; Jung hat ein muthiges, kindliches Gottvertrauen, der Irreligioseste wird

davon getroffen und gerührt, so viel frische Aechtheit des menschlichen Herzens ist darin. — Hamann ist stets peinlich und verzagt, er spornt sich nur mit einem Spruche, sein Naturel macht sich und seinen Freunden Schwierigkeit, sobald es sich um einen Spaziergang, um die Begrüßung eines Menschen, oder gar um einen größeren Akt handelt.

Bemerkenswerth und Licht gebend ist die Stelle, wo er über den Jugendunterricht klagt, der ihn besonders über Geschichte, Geographie, Schreibart und Dichtkunst ganz in Unkenntniß gelassen habe: „Ich habe den Mangel der beiden ersten niemals gehörig ersetzen können, den Geschmack an der letzteren zu spät erhalten, und finde mich in vieler Mühe, meine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln, und mit Leichtigkeit auszudrücken."

Möge man dies bei dem geheimnißvollen Dunkel Hamann's nicht vergessen, und immerhin zugeben, daß Manches bei ihm nur zu schaffen macht, weil es ihm selbst zu schaffen machte, und er selbst damit nicht fertig wurde. Mancher starke, kräftige Blick sei zugestanden und der Beachtung empfohlen, aber die ganze Erscheinung sei heute mit mehr Bedenken aufgefaßt, als ihr in einer Zeit der Krisis nöthig war. Offenbar muß sein Zugang zum breiten, mannigfaltigen Leben und zu den schönen und großen Aeußerungen desselben kümmerlich gewesen sein; mühsam erringt er sich aus unermeßlicher Lektüre den Begriff eines Reizes, welcher dem glücklich Eintretenden sogleich entgegenfliegt, schwerfällig erbaut er sich den kleinsten Aufsatz zur fratzenhaften Unform, behängt den einfachsten Gedanken mit Eisenrüstung und Mühlsteinen. Schon die Korrespondenz betrieb er mit einem schweren Ernste, wäre aber der Stil derselben für die kleinen Aufsätze verblieben, es wäre dem Autor Hamann ein großer Gewinn. Nirgends wird der Uebelstand seiner Erscheinung deutlicher, als wenn man ihn neben dem Herrn Magister Kant sieht, ihn über dessen „vom Schönen," „Erhabenen," „Kritik der reinen Vernunft" und besonders über anderes Einzelne Kant's sprechen hört. Auch da fehlt es nicht an der schwülstigen Ueberhebung, und doch sieht er an dem Todfeinde seiner Orthodoxie, selbst an der Kritik der reinen Vernunft das eigentlich Weiße im Auge nicht heraus, oder verdeckt es sich und der

Lesern wenigstens dergestalt, daß es nur der Philosoph von Fach herausfinden mag. Es ist allerdings der Grundvorwurf, welcher Kant trifft, in Hamann lebendig, aber unklar, der Vorwurf nämlich: die kritische Philosophie treibe ein nur formales und leeres Spiel mit Begriffen, deren Objektivität sie zwar behaupte, von denen sie aber zugleich das Bewußtsein habe, sie seien nur Produkte unsers Denkens.

Bei einer genaueren Einsicht in Hamann's Leben enttäuscht man sich über manche Würde der dunkeln Unklarheit durch einander stürzender Sätze, — wo man verhüllte Kraft vermuthet, entdeckt man tappende Energie, die ihren Anfang und ihre Zeit selbst nicht kennt, man wird endlich weniger aufmerksam und nachsichtig für den übeln Weg seines Stils, der mit unförmlichen Steinen bedeckt und von Löchern unterbrochen ist.

Dies also mögen wir uns nicht läugnen; Hamann war nicht jenes geahnte und gewünschte Talent, lebendige, tiefe Verhältnisse wahrhaft poetisch in das Bewußtsein einer von Religion verlassenen Zeit zu bringen. Er war nur die Larve davon; die Vorstellung des Bedürfnisses, welche er lebhaft anregte, wurde in ihm verehrt, das Bedürfniß selbst konnte er nimmer befriedigen, denn es war keine Schöpfung in ihm, nur Furcht und Anwendung. Was er aber anwendete, war lange versucht, und wie er es anwendete, darin war großes Ungeschick. Günstige Zeitgenossen wurden durch Hamann's energischen Verstand und reiches Rüstzeug sonstiger Kenntniß zu um so größeren Hoffnungen vermocht, je mehr man einer volleren und tieferen Anregung harrte aus religiosem Herzen und reifer Kenntniß. Jetzt läßt es sich leicht übersehen, daß Kenntniß und Drang, oder Kenntniß und Religion, wie letztere durch Erziehung und Herkommen sich gestaltete, in Hamann keineswegs in einander aufgegangen waren, daß sich keineswegs aus einer solchen geselligen Vereinigung eine umrundete Ansicht gebildet hatte. Nein, wie unvermischbare Elemente gingen sie neben einander hin; — „Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich. Können wir alle Systematiker sein? Und wo bleiben die Seidenwürmer, diese Lieblinge unseres Salomo?"

So schildert er sich, ohne es vielleicht zu wollen, in einem Briefe, und so können wir von dem Magus scheiden, fest ver-

sichert, daß es nicht leicht einen ehrlichern, bravern Mann gab als ihn, daß aber seine Magie nicht hinreichend war, einer suchenden Welt durch einzelne Andeutung und Forderung das verlorne Paradies zu verschaffen.

Lavater.

Man mag sich gegen diesen Mann stellen wie man will, interessant muß man ihn finden, und dies ist nichts Geringes, wenn man die beengende Form erwägt, unter welcher er auftreten, in welche er sich schicken mußte. Als ein schweizerischer Geistlicher versuchte er es, das wenig beachtete theologische Element poetisch zu befruchten, und es gelang ihm dies unweit besser als Hamann. Es gelang ihm nicht bloß darum, weil er nach Art jedes ächten poetischen Schöpfers seine That nirgends unter schwülstiger Voraussetzung, sondern stets in naivster Einfalt begann; es gelang ihm auch darum, weil er bei allem leidenschaftlichen Eifer die Freiheit Anderer zu achten wußte. Er wollte nicht brüske zwingen, sondern in Wahrheit organisch schaffen, diese Genialität des Verfahrens und nächst ihr und einem wirklich begabten Blicke war die Genialität der Liebe in ihm.

Der Mann war also gründlich ausgerüstet, nach dem zu ringen, was wir so oft unter verschiedenen Gestalten Poesie benannt haben, was eine Verknüpfung des Himmels und der Erde in schöner Aeußerung ist, oder was sich nüchterner dahin erklären läßt: die Menschheit in sich zu entwickeln nach neuer, tief gefaßter oder doch geahnter Seite. Lavater war erfüllt von unzweifelhaft poetischer Absicht, ja er war überfüllt damit, und es fehlte ihm an festem irdischem Boden, um darauf wirken, und aus dieser Wirkung ein genießbar poetisches Produkt entstehn zu lassen. Es fehlte ihm an einer vollkommen genauen Vorbildung in den Hilfswissenschaften, und daraus ist oft entstanden, daß er die Dinge von vornherein ungenügend faßte und alsdann übertrieben und unziemlich folgerte.

Bei alle dem ist er ein wichtiger Bestandtheil gewesen in der Geisteswelt des vorigen Jahrhunderts: ein großer Theil alles dessen, was in der rationellen Erklärung kein Genüge fand, schloß sich an Lavater. Alle Uebergriffe aus der baar erklärten und baar verständlichen Welt fanden in ihm eine Stätte, er war

ein Wunderschrank des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kraft des Gebetes, die Kraft des Glaubens, die Macht des Magnetismus, der Physiognomik fand in ihm einen neuen Propheten, ja Physiognomik den ersten, er erfand sie.

Johann Caspar Lavater — 1741—1801 — war aus Zürich gebürtig, und widmete sich dem geistlichen Stande. Sein Vater war Arzt, seine Mutter eine ganz besondere Frau, und von ihr war ihm wohl das stärkste Erbtheil Eigenthümlichkeit überkommen. Vielleicht gab ihm dies den ersten Anlaß zu seiner oft wiederholten Meinung, daß von der Mutter aller Haupteinfluß auf das Kind ausgehe. Er hat immer zu sagen gepflegt beim Anblick eines gescheidten Menschen: „Der muß wohl eine recht verständige Mutter gehabt haben." Wirklich findet sich auch jene reichhaltige Mischung des Besonderen und Mannigfaltigen in dieser Frau, wie es in Lavater selbst ein so eigenthümliches Charakterbild zusammenfügte, einen vollen und ganz eigenen Menschen. Es findet sich jene Verstandesschärfe, die sich nur bei Richtung auf bestimmte Dinge als solche darthut, anderen Dingen gegenüber zur kindlichen Gläubigkeit sich erweicht, jene rege Einbildungskraft, die sich auf Ungewöhnliches richtet, jene Wißbegierde, die ohne Wahl Alles verschlingt, und sich oft lächelnd als kindische Neugierde darstellt, jener rastlose Erfindungstrieb, der sich in ununterbrochener Beschäftigung vorbereitet, jene duldende Schüchternheit, die sich auf einmal tapfer aller ersinnlichen Waffen bedient, sobald sie schonungslos angegriffen wird, und eben so rasch wieder zu rührender Nachsicht übergeht, sobald der Angreifende die geringste Reue bezeugt; kurz, dieses ganze Gemisch von regsamer, energischer und doch stiller Hervorbringung und schüchterner Ergebung, der hundertfältige Versuch zur That neben einiger Vorliebe zur bloß erwartenden Beschaulichkeit. Unabläßige Versuche zur That sind da, welche doch immer in einer nur hingebenden Ohnmacht zusammenschrecken, sobald die fragliche That des Genius neben ihnen aufspringt, die wie das Elfen- und Geisterheer verschwinden vor dem bestimmten Glockenschlage, oder dem rasch aufblitzenden Tagesscheine.

Und nach diesem Typus bildet sich das ganze Leben und Wirken Lavaters. Tausenderlei Bewegung und Anstoß geht von ihm aus, aber der energische Nachdruck des wirklichen Genius

gebricht, und die begonnenen Dinge fallen immer nach einiger Zeit in sich selbst zusammen. Stets neue Geschäftigkeit läßt aber den Uebelstand niemals schreiend hervortreten, die einmal gegebene Bewegung sucht sich stets, wenn auch unabhängig vom Urheber, ein Resultat, und der billige Richter schreibt dem Lavater dennoch das mannigfaltige Wollen, den tiefen Eifer zum Besten zu.

Was hat er Alles über geschichtliches Wesen des Christenthums geschrieben, und doch besaß er niemals die für den Urtext der Ueberlieferung nöthige Kenntniß! In allerlei Form, in salbungsvolle, in epische, in dramatische, in untersuchende hat er dies christliche Bestreben eingekleidet, ohne irgend einer philosophischen Bildung im Geringsten Herr zu sein. Niemand nimmt jetzt Notiz von seinem „Pontius Pilatus," von „Jesus Messias," einer Paraphrase der Offenbarung Johannis, von „Abraham und Isaak," einem Drama, von den „Predigten über die Existenz des Teufels," von „Nathanael, oder die eben so gewisse als unermeßliche Göttlichkeit des Christenthums," von „Joseph von Arimathia, in sieben Gesängen," von „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten," — aber es sind von ihnen stets Samenkörner in die Furchen seiner Zeit und Hörer gefallen. Auch das wichtigste seiner Werke, „die Physiognomik," ist noch bei Lavater's Lebzeiten zusammengebrochen, aber der Anstoß derselben wirkt heute noch mächtig. Es war ein geniales, poetisches Etwas in diesem Manne, was sich in die merkwürdigste und liebenswürdigste Persönlichkeit zusammengestellt hatte; dieses Etwas schlug elektrisch nach tausend Orten hin, es war eine poetische Potenz, die sich in den wunderbarsten einzelnen Punkten frei machte. Mit viel größerem Rechte, als es bei Herder geschehn, kann man von Lavater sagen: er war ein Gedicht. Fehlte es ihm an Kraft, sich selbst zum gegliederten und dadurch durchdringend wirksamen Bewußtsein eines Dichters zu entäußern, die magnetische Kraft seiner Gesammtheit als Person hat er doch auffallend geübt. Deshalb ward es ziemlich gleichgültig, daß er, raschen, kindlichen Herzens, so oft getäuscht, daß er in seiner Leichtgläubigkeit zur Faselei verleitet wurde; daß er Magnetismus und Physiognomik mit Enthusiasmus übertrieb, daß er ob solcher Dinge, ob eines „Protokolls über den Spiritus familiaris Gablidone" ausgelacht wurde, — er ward und blieb

doch eine mächtige Person, ein Zauberer, wenn auch ein unklarer und oft getäuschter, für die innere Wunderwelt des Menschen.

Von seinen Schriften sind am dauerndsten im Gedächtnisse der Nachwelt geblieben die „Aussichten in die Ewigkeit," womit er 1768 seinen Ruhm begründete, und seine „Schweizerlieder." Geschrieben hat er außerordentlich viel, kein Stand blieb unberücksichtigt, überall wollte er helfen, auch ein „Sittenbüchlein für Dienstboten" ward von ihm abgefaßt. Nächstdem, und nächst seiner fast officiell gewordenen Stellung bei unserer Nation, gute Thaten in Christi Geist zu befördern, hat seine Physiognomik die größte Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Das erste ward darüber 1772 durch Zimmermann bekannt gemacht; erst 1775 begann er seine „physiognomischen Fragmente," die bis 78 in vier Bände sich ausdehnten, und worin Anweisung gegeben war, den Charakter des Menschen aus den Gesichtszügen zu erkennen, mit Beispielen und Kupfern.

Man kann es nicht stark genug ausdrücken, welch eine Theilnahme diese neue Partie der Spekulation fand, freundliche und feindliche, was dem Urheber oft gleich gelten kann, insofern beide nur Zeichen sind, daß der Gedanke seine Wirksamkeit äußert. Wer möchte ausscheiden, wie viel von diesem durch die Physiognomik begonnenen Ideengange in die gleichzeitige und jetzige Welt übergegangen sei, wie sich Einzelnes im Romantiker verkörpert, im Philosophen zu weiterer Ausbildung angesetzt habe! Wer eine neue Straße der Bemerkung auffindet, hat immer unberechenbar gewirkt.

Das äußere Leben Lavater's war das scheinbar höchst zurückgezogene eines Predigers in Zürich, und doch wußte er dies für die vielfältigste Berührung auszudehnen. Seine unermüdliche Regsamkeit hielt ihn mit aller Welt in Verbindung, wo sich nur irgend ein inneres Leben kund gab, da war auch Lavater selbst oder Lavater's Wort in der Nähe. Wir haben ihn hinauf nach Königsberg reichen sehn zu Hamann, wir sehen ihn schon als Jüngling durch ganz Deutschland wandern, um einige Zeit Spaldings Umgang in Schwedisch Pommern zu genießen; wir sehen ihn, wie er sich an Herder drängt in Bückeburg, der gar kein günstig Vorurtheil für ihn hegt, und am Ende von ihm bezaubert wird. Wir sehen ihn den jungen Goethe fesseln, und

sich bei dem älteren, von ihm so höchst verschiedenen, in unverändertem Antheile erhalten. Was nicht nach der Schweiz kam, ihn zu besuchen, das besuchte er, — wie vielerlei Zumuthung und Wirrniß hat er durch sein liebenswürdiges Zudrängen angerichtet! Moses Mendelssohn hatte sich im Gespräch so vortrefflich über Christi Charakter geäußert, und Lavater forderte ihn denn bald im Drucke auf, Christ zu werden, ja versicherte ihm, daß er es nach solcher Aeußerung werden müsse. — Welch einen Aufruhr gab's, als Lavater in Halle gesagt haben sollte, Nicolai habe in der Schweiz Subscription zum Deismus angenommen!

In den „Herzenserleichterungen, oder Verschiedenes an Verschiedene," die 1784 erschienen, findet man Fragmentarisches aus Lavater's Leben, obgleich es mehr den Charakter der Betrachtung als den der geschichtlichen Erzählung voranstellt. Er war übrigens für immerwährenden Verkehr so ergiebig und erfinderisch, daß er sehr oft nur für seine Freunde drucken ließ, was ihn beschäftigte, und obwohl er dies nicht in den Buchhandel gab, so kam es doch durch Nachdruck oder durch die Freunde selbst zur allgemeinen Kenntniß, und regte neue Kontroverse an. Stehende Nachrede war, Lavater sei eitel, sei verborgener Katholik, wolle eine Lavater'sche Gemeinde gründen, und die Geneigtesten wurden durch seine redliche Faselei oft zur Entgegnung genöthigt. So war er ein aufregendes Element der merkwürdigsten Art.

Meiners, der bekannte Professor in Göttingen, sagt in seinen „Briefen über die Schweiz," die 1784 erschienen, schlechten, aber wahrhaftigen Stiles Folgendes über Lavater.

„Lavater gehört zu den wenigen Menschen, die ihr Inneres, ihre Fehler, am Wenigsten verstecken und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seien. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind seine unermüdliche Versönlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und

charakteristischen Tugenden. Beide hab' ich an ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteiischen Mann unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Affektation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnungen gar keine Anstrengung kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur, als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seien. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat und auch jetzo nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln." — „Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frei glaubte, habe ich, auch nach der genauesten Beobachtung, so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in seiner Person und Gesichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zusammenschmelzenden Liebe und Freundschaft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat." — „Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig, und Widersprüche

kann er eben so ruhig und gelassen anhören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde." — „Seine Predigten werden mit sehr großem Beifalle gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeinende und Rührende in der Sprache, Stimme und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen." —

Nachdem noch erzählt ist, wie Lavater Gewissensrath und Helfer vieler Hunderte gewesen, und wie er auch dem Ungläubigsten gegenüber an die Untrüglichkeit seines physiognomischen Sinnes geglaubt und diesen fest behauptet habe, schließt Meiners damit: „jetzt ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, sondern daß er auch Andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu sein schienen."

Vielleicht wichtiger als Meiners Bericht, der Lavater nur einige Tage beobachtet hat, ist, was Goethe an mehreren Orten über den merkwürdigen Mann sagt. Er ist von früh auf und innig mit ihm bekannt gewesen, er hat sogar mit an dem physiognomischen Werke, wenigstens an den Aeußerlichkeiten desselben, gearbeitet, sie haben mit einander korrespondirt, und es ist uns ein Bändchen dieses Briefwechsels im Druck erhalten, das Verhältniß zwischen ihnen war ein intimes. Goethe wußte die verschiedensten, ihm entlegensten Charaktere von einem unbefangenen Standpunkte, von einem Standpunkte aufzufassen, wo es sich zu Anfang und zu Ende um die reine Möglichkeit der Menschennatur fragte, auf sein Urtheil ist also der größte Nachdruck zu legen. Am Gesammeltsten spricht er im achten Bande der „nachgelassenen Werke," im 48sten der Gesammtausgabe über Lavater, und zwar im Wesentlichen wie folgt:

„Lavater's Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe

konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen, und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe ziemlich bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gesprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte."

Es wird nun erzählt, wie Lavater des Sonntags am Schluß der Kirche den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten, und sogar aus dem bloßen Anblick der Hände, aus der Miene derselben beim Niederlassen Folgerungen zu machen pflegte. „Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideales als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am ersten aufklären. Seine Aussichten in die Ewigkeit sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins, unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle. Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er, bei seinem scharfen Blick, solchem Wesen die Unmöglichkeit, lebendig organisirt zu sein, nur allzu sehr ansah, und sie daher in's Fabelreich, in das Reich des Monstrosen verwies. Seine unaufhaltsame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dränge als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte."

Giebt es einen unerwartetern und doch tiefern Blick in das

Wesen jenes Mannes? Und von welcher unendlichen Folge ist jene Andeutung des moralischen Moments für alles literarische Urtheil! Sie zeigt, daß die moralische Wendung in Sachen der Kunst nur ein Behelf für ideelles Unvermögen sei, — man kann nicht über die alltäglichsten Beziehungen hinaus, und denkt nun das Höchste zu thun, wenn man wenigstens das fordert und bewerkstelligt, was allerdings im Alltäglichen das Beste ist, nämlich ein moralisches Verhältniß. Statt die eigene Unfähigkeit anzuklagen, daß man mit der feinsten und höchsten Möglichkeit des Menschen, daß man mit der Kunst nicht in Höheres aufdringen könne, statt dessen schmäht man die Künstler, und schilt, weil sie Ambrosia speisen, während ehrliche Leute sich mit hausbackenem Brode begnügten. Ist es nicht besser, die Organe zu schärfen, um auch irgendwie eines Ambrosia inne zu werden, was dem Menschen erreichbar?

„Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht," — fährt Goethe fort — „anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete. Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu thun; daher jenes beinah unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keins genug that. Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coteriesprache geschrieben, die man kennen muß, — um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen, wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden. So hatten wir ihn z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten, und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist, es gebe doch

kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären. In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinem Zwecke zu brauchen, und sich der Masse anzunähern, die er heranziehen will. — Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte. — Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem gränzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit," welche indeß dem größten Theile der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten."

„Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und rauchglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit,

den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen."

„Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen, einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

„Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt; und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch, mit seinen mannigfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußeren Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte."

„Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte."

Goethe erwähnt nun hierzu, daß ihm das, was Lavater für Resultate in seiner Physiognomik ausgegeben, solche durchaus

nicht gewesen seien, — „es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen, oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten."

So sehen wir denn diese theologische Gruppe, welche sich noch einmal dicht vor der letzten Revolution unsers Begriffslebens aufstellt, machtlos ringen und streben. So hoch wir auch das Einzelne derselben anerkannt sehn, die theologische Absicht wird von einer Welt verschlungen, welche jener Absicht gegenüber profan genannt wird. Eine ganz neue Kritik des menschlichen Denkvermögens, von Herder bekämpft, von Hamann verdammt, von Lavater ignorirt, wird allmächtig und verweist jene theologische Bestrebung in das halbe Wesen des Beliebigen.

Welch eine düstere Beleuchtung gewährt dies bei der Ansicht dieses Buches, nur da eine poetische Erfüllung zu suchen, wo Gedanke und Glaube einträchtig verbunden seien! Jeder sonnenhafte Blick, welcher seit den klingenden Tagen des Mittelalters durch die wallenden Nebel einer Zeit drang, die sich neu gestalten will, jeder ferne Ton, von dem unser Ohr einen Augenblick harmonisch berührt wurde, galt für das nahe Zeichen einer neuen Erfüllung, und immer war solcher Blick und Ton nur das Zeichen eines tiefer reißenden Zwiespalts. Die alten Volkslieder, welche vor Luther aufflogen, wurden zu Grabvögeln der alten Volkseinheit im Denken und Glauben; die Künste, welche zu Luthers Zeit mit unerhörtem Gelingen die katholische Kirche umrankten und verherrlichten, und von ihr verherrlicht wurden, sie waren gediehn, um eine Leichenfeier zu schmücken. Und ist es im Einzelnen anders mit den halb oder ganz theologischen Partieen, die in unsrer Literatur dem Seelenleben einen neuen Schwung zu verleihn wußten? Klopstock rauschte auf wie

ein Stern; alle Welt meinte, die verlorne Einigung mit dem Himmel würde nun wieder gefunden! Aber der Stern ward blaß und bläſſer, er hatte nicht eigen Licht, und es fand ſich kein ſelbſtſtrahlender, der ihm geholfen hätte. Die Wolken der Werkeltage zogen unter ihm hin, und nur der Kundige wußte ihn binnen Kurzem unter jener Maſſe von Geſtirnen aufzufinden, welche einſt des Menſchen Hoffnung erregt und die Pietät zur Gedächtnißnahme aufgefordert haben.

In Herder, Hamann, Lavater kündigte ſich ein neuer Verſuch an, mit alter poſitiver Glaubenslehre die neue Welt zu verknüpfen, — auch dieſer Verſuch fand eifrige Aufmerkſamkeit, denn alle Richtung auf das Herz einer Gedankenwelt bleibt niemals ohne die größte Theilnahme. Der Sehnſüchtigen und Bedürftigen, die in der Stille harren und denen jedes Brett eine Rettung verheißt, giebt es unzählige.

Auch dieſer Verſuch zerſchellte ohnmächtig. Man muß ſagen, daß Herder juſt durch das den meiſten Ruhm erwarb, was ihn von der religioſen Tradition der Kirche entfernte. Hamann ward des religioſen Kerns halber nur von wenig Leuten dem Gedächtniſſe empfohlen, die Nation nahm gar keine Notiz von ihm. Lavater hat durch nichts ſo ſehr als durch ein ſpecifiſches Talent intereſſirt, durch ſeine Phyſiognomik, — juſt da, wo ſie ſich in eine Verbindung mit ſeiner Glaubenswelt drängte, verfiel ſie dem Spotte. Was er für ſeinen Kern hielt, das war der Nation die Schale.

Darf man es läugnen? Die Sachen dieſer Männer ſind nicht im Leben der Nation geblieben, kaum im Gedächtniſſe der Aufmerkſamen. Von dem Beſten ſind drei bis vier Gedanken oder Maximen in's poetiſche oder in's ſittliche Bewußtſein der Nation getreten, und dieſe ſind beinahe das Gegentheil von theologiſch-dogmatiſchen, — kurz, als theologiſch ſchaffende oder nur herſtellende Gruppe iſt die vorſtehende zu Grab' gegangen. Alles gleichzeitige und folgende Genie erſter Klaſſe richtet ſich nicht auf die theologiſche Seite; welche bedeutſamen Folgerungen thun ſich damit auf! Jung Stilling könnte hier beigezählt werden, der in einer ganz perſönlichen Entwickelung das chriſtliche Moment ausprägt. Dies geſchieht aber dergeſtalt harmlos, und ſo ganz ohne Prätenſion, daß er einſam bleibt, und daß erſt ſpäter

in der romantischen Schule seine eigenthümliche Geisterwelt verwandtes Leben in der Literatur findet. Es darf also bei ihm, wenn hiermit der Jahresforderung genügt ist, die nähere Charakteristik im Gefolge einer Schule gesucht werden, welche im literarischen Herzensleben breitere Verwandtschaft mit ihm hat.

Halten wir an der Idee fest, daß eine historische und mit ihr gleichzeitig eine poetische Erfüllung nur dann eintrete, wenn aller mögliche Umkreis eines menschheitlichen Bereiches erschöpft sei in Breite, Höhe und Tiefe, so begegnet uns auch hier wiederum das herbe Wort, welches wir so oft vernommen haben, seit unsre Existenz aus der ersten, aber sehr beschränkten des Mittelalters herausgegangen ist, das herbe Wort: die Frucht ist noch nicht reif, sie hat den ihr möglichen Umfang noch nicht erreicht, und ist demgemäß auch im Innern noch nicht genügend ausgebildet.

Und so hebt sich denn unsere Gedankenwelt noch einmal wurzeltief zu einer Kritik aus; die Bacon'sche Geistesbewegung erhält noch ein neues Stadium in Kant, und dies Stadium ist nothwendig gewesen, denn es ist zum Nationalbewußtsein gediehn. Die Kant'sche Kritik ist Gedankenatmosphäre geworden; alle Opposition dagegen für Positives vor der kritischen Prüfung ist tödtlich durch diesen Erfolg gerichtet.

Die poetische Bestrebung kann also nicht in Herder's verschwimmender Humanität, nicht in Hamann's Jehovah-Groll, nicht in Lavater's regellosen Entdeckungen dauernde Wurzel fassen, sie bleibt angewiesen auf steten Kreuzzug. Immer noch muß sie selbst aufsuchen, aus dem Gegensatze, aus der Verwandtschaft und aus den Genieblitzen diese und jene poetische Partie sich zusammenstellen. Einen positiven Mittelpunkt giebt es wiederum nicht weiter, als insofern die ideale Erfindung sich selbst wie einen Mittelpunkt bietet. Der Poet ist Alles selbst, der Genius allein ist seine Berufung, der Genius, welcher hervorbringt, und der, welcher beurtheilt. Es war darum keine unpassende Weise, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so viel vom Genie zu reden, so viel darnach zu benennen. Man war auf das Genie angewiesen, und empfand dies um so tiefer, je mehr einleuchtete, daß eine so lebhafte und lange geistige Bestrebung der Nation immer noch nicht weiter als zu einem neuen Anfange gebracht

hatte. Die Vorbereitung konnte zu statten kommen, aber alle eigentliche Regel wurde noch vom Genie erwartet, das Genie sollte eben die freie Regel sein, die Regel, welche sich selbst erfindet.

Wie richtig der Weg war, hat die Folge gezeigt, mit Kant beginnt die reichste und glänzendste Entwickelung des deutschen Geistes.

So müssen wir uns denn ergeben, nach all dem tausendfältigen Versuche wiederum von Grund aus für eine neue Weltansicht auszuheben, die vielleicht noch nicht die letzte für eine poetische Einigung sein wird, da sie sich in ihren Haupttalenten gar nicht geneigt beweist, zu konstituiren, da sie mehr aufstellt als feststellt.

Das traurige Geläut der Kirche soll aber auch nicht überhört sein, welches über die Bestrebung der theologischen Gruppen durch die neuere Geschichte hinklingt, über die vergebliche Bestrebung, Poesie zu beleben mit altem Odem.

26.

Die neue Philosophie.

Kant.

Fichte — Jacobi.

Umsonst also war der Versuch, in näherer oder fernerer Verbindung mit dem alten Dogma, mit einem Dogma, was sich trotz aller Ungläubigkeit in den Familien noch forterbte, eine poetische Welt wieder zu erwecken. Diese halb und ganz theologische Bestrebung ward ohne Weiteres zertreten, und zwar von einer Gedankenwelt zertreten, die sich ganz unabhängig davon bewegte, die kaum einige Pietät für den alten Familienglauben zeigte, ihm aber nirgends eine Stimme höchstens ein Zugeständniß einräumte. Kurz, die eigengesetzliche Revolution, welche Baco begonnen, erlebte jetzt in Deutschland eine ganz neue, eben so eigengesetzliche Fortbildung, Kant lehrte, unbekümmert um alles Historische, seinen Kriticismus.

Suchen wir historisch auf, wie sich Kant herausstellte, das Unterscheidende wird sich dann von selbst darbieten.

Bei Wolf und den Popularphilosophen ließen wir die philosophische Bildung. Als theologisch verketzernder Gegner trat Lange auf ohne nachhaltigen Erfolg, — diese Erscheinung wiederholt sich bis heute oft, daß beschränkte oder bloß fromme Gemüther um jeden Preis das Historische retten wollen, die Tradition des Glaubens, welche man unter mancherlei kleinen Mo-

dificationen die Kirche nennt. Aber dieser Kampf für eine alte Poesie bleibt immer einzeln, und seine Einzelnheit ist ein merkwürdig Zeichen, wie tief und allgemein das Abwenden von historischer Kirche die Jahrhunderte herab geworden sei. Die Kirche selbst, welche sich daneben als nothwendiger Mittelpunkt für die Menge erhält, bietet in diesem Betrachte den merkwürdigsten Anblick: die Prediger sind mehr oder weniger betheiligt von dem Bildungsmomente, was eben für das höchste philosophische gilt, sie machen größere oder kleinere Zugeständnisse, die Kirche ist oft nichts als eine Verwaltungsanstalt, welche der Moral zu Hilfe kommen soll, oder sie ist gar in direktem Widerspruche mit der philosophischen Kultur und dem daraus entstandenen Allgemeingedanken.

Unter all dieser Mißlichkeit lebt sie fort, so gut es gehen mag, — es sind also Haupttendenzen dieser Kirche trotz aller Reform noch immer die lebendigsten für die Allgemeinheit, alle sonstige Gedankenerfindung hat sich noch nicht zu einer so allgemein gültigen und verständlichen Reife verdichtet, und der Muth für durchgehends neue Positivität ist noch nicht erworben.

Dieser Muth ist aber ein außerordentliches historisches Moment, er tritt erst in voller Größe ein, wenn ein Bewußtsein voller Kraft vorhanden ist, er repräsentirt also die historische Gottheit selber, und äußert sich darum auch nur in dem größten Genie der Menschheit oder in überwiegender Masse derselben.

So kam's, daß Lange unbedeutend blieb, und die Philosophie selbst doch auch weder damals noch später zu einer positiven Herrschaft gelangen konnte.

Thomasius, der Franzose Crousaz, Andreas Rüdiger, Christian Ernst Crusius griffen tiefer in die wunden Stellen Wolfs, das bloß Mechanische seiner Formen entblößend, und die ungenügende Auffassung Leibnitzens darlegend. Aber es war in ihnen selbst nicht schöpferische Gestaltung genug, um eine geschlossene philosophische Welt an die Stelle zu setzen. Dies Unvermögen und jene Einsicht in die Mangelhaftigkeit der dogmatischen Philosophie erzeugten eben die Popularphilosophie, welche uns so vielfach begegnet ist, in welcher von den bereits Erwähnten Ernesti, Baumgarten, Meier, Reimarus, Sulzer, Mendelssohn, Eberhard

sich auszeichneten, und an welche noch Plouquet, Lambert und Ernst Plattner zu reihen sind.

Noch mehr vom höheren philosophischen Ausdrucke entfernt, aber ebenfalls in diese Partie der Popularphilosophen gehörig, waren außer den schon genannten Garve, Engel ꝛc. auch die Meiners, Lossius, Tetens, Tiedemann, Feder, Eschenburg, Campe und der beiläufig angeführte Basedow, — stirbt 1790 — welcher die Erziehung nach Grundsätzen der Menschenfreundlichkeit umgestaltete.

Die Popularphilosophie gedieh vielfach in den Zweck der sogenannten Aufklärung. Dies ward bei Nicolai bemerkt, und der ebenfalls angedeutete Illuminatenorden war in manchen Stücken ein entsprechender Pendant dazu, aber mit größerem, ausgebildeterem Zwecke und mit kleinerer Gewissenhaftigkeit.

Stürmischer und gewaltsamer äußerte sich das in Frankreich, wo Condillac, — stirbt 1780 — der Locke geistreich populasirt, wo Diderot, — stirbt 1784 — d'Alembert — stirbt 1789 — encyklopädisch aufräumten. Im système de la nature, was dem Baron Hollbach zugeschrieben wird, trat der populare Materialismus dreist hervor; Voltaire — stirbt 1778 — spottete in gleicher Weise, Helvetius — stirbt 1771 — erfand zu allgemeinem Jubel ein lächelndes, überall gefaßtes System der Sittenlehre, was auf den geistreichsten Egoismus gestützt war; Rousseau — stirbt 1778 — mit einem bewundernswerthen Talente, läugnete die Brauchbarkeit alles Systems, alles historisch Gewonnenen, und die Opposition eines Bonnet, — stirbt 1793 — Robinet, und des Mystikers St. Martin — stirbt 1804 — wirkte zunächst nicht das Mindeste. Bonnet wußte sich für den Beweis viel zu wenig von einer positiven Religiosität zu befrein, die er den Ungläubigen eben erst beweisen sollte; Robinet, der es besser verstand, verwirrte sich zu oft in seiner Lebhaftigkeit, und wie hätte die mystische Poesie eines St. Martin etwas vermocht, eines Sehers, da Niemand sehen und glauben, Jedermann nur in populärer Logik überführt sein wollte! —

Wie der philosophische Punkt in England geführt wurde, ist bei Anführung David Hume's — stirbt 1776 — bereits gesagt, der die Möglichkeit des Wahrheitsbeweises läugnete, nur

Wahrscheinlichkeit einräumte, und für die Berufung auf das Gefühl hinwies, bei dem man über Gutes und Böses anfragen müsse.

So entstanden parallel mit unsern Popularphilosophen, nur peinlicher als diese, die schottischen Moralphilosophen, die Thomas Reid, — stirbt 1796 — Johannes Beattie, — stirbt 1803 — Oswald, Stewart, Richard Price, Ferguson, Adam Smith, die auf den sittlichen Gemeinsinn, auf common sense fußend, über Recht und Staat sich verbreiteten.

Die höhere Wissenschaft konnte dabei nichts gewinnen, wohl aber die Verwaltung. Das Genie, was auftrat, mußte gestört und niedergehalten werden, und das geschah denn auch, weil für alle wirklich aufgehende Poesie in dieser Bildung kein Weg lag. Eine hohe Wissenschaftlichkeit und eine hohe Poesie begegnen sich im Aether, eine Verwaltungswissenschaft aber, die nicht über den Kreis der Feuereffe hinaus darf und will, nimmt stets Aergerniß an der hohen Poesie, und es liegt in ihrer sonst ehrenwerthen Bestimmung, dies Aergerniß durch Verfolgungen geltend zu machen. Das hat Byron, Shelley derb, Goethe und mancher Andere hier genügend erfahren.

Von den Ausländern wurde eine Zeitlang der Holländer Hemsterhuis — 1720—1790 — außerordentlich wirksam auf Deutschland, obwohl er seine Schriften ursprünglich französisch in fliegenden Blättern, etwa in den Jahren von 1769—1787, herausgab. Dieser sogenannte Batavische Sokrates, den man der Verstandesrichtung nach gern mit Lessing vergleicht, hat äußerst geneigte Aufmerksamkeit in Deutschland gefunden. Zunächst persönlich schloß er sich eine Zeitlang dem Kreise der Fürstin von Gallizin in Münster an, welche wir bei Hamann bereits gesehn haben, und so kam er denn auch zu naher Einwirkung auf diesen und besonders auf Jacobi. Dieser fand denn nun freilich bald mit Schrecken, daß in Hemsterhuis Bibelverachtung und antichristliche Gesinnung leicht zu entdecken sei, und Hamann fand die Platonische Schale dieses Sokrates auch sehr bald verdächtig; indessen hat Jacobi deshalb seine Theilnahme doch nicht völlig abgewendet, und zu einer deutschen Uebersetzung der Schriften von Hemsterhuis mit Herder Zusätze gespendet.

Darin ist denn auch dieser christliche Punkt leidlich in Ja-

kobi'schem Sinne ausgefallen. Hemsterhuis's Ansichten bilden schon ihrer Entstehungsart nach kein vollständig System, machen nur, besonders im materialistischen Punkte, Opposition gegen die damaligen Franzosen, und gehören zu den geistreichsten jener Zeit.

Er verlangt zunächst einen streng festgehaltenen Unterschied zwischen sinnlichen und geistigen Verhältnissen, im Gegensatze zu einer Zeit, welche sie in einander schlang. So wird ihm denn auch Gott ein einzelner abgesonderter Gott, nicht bloß eine Weltseele.

All dieser philosophische Weg erhielt nun plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Die Popularphilosophie war ein Geltendmachen des nächsten, einzelnen Gedankens, welcher sich durch eine naheliegende Vergleichung und ein daraus gezogenes analoges Gesetz bildete, — der einzelne Gedanke, das kleinste Subjekt des Menschen wurde also ein eigentlicher Mittelpunkt, die kleinste Subjektivität herrschte.

Der Uebergang zu Weiterem war, daß in Kant die Deduktion aus dem Subjekte bis zur geschlossensten Höhe getrieben, und damit, wie die Schulsprache sagt, diese Richtung vollendet, der Uebergang zu neuen Bestandtheilen gereift wurde. Der mögliche Weg des Menschengedankens war nun geebnet, Kant bewies, was und wie gedacht werden könne. Kant's kritische Philosophie ist die Spitze aller reinen Verständigkeit, alles Rationalismus, die sublimste Subjektivität, die in sich Gesetze sucht, um alles Außen darnach zu messen, und die deshalb die kritische Philosophie heißt.

Diese Waffe des Subjekts — denn Kant's Philosophie ist erst die Waffe, nicht die Eroberung — mußte fertig geschmiedet und geschliffen sein, damit neuere Philosophie, mit dieser Waffe ausgerüstet, in das gegenüber liegende Reich des Weltobjektes ziehn, und von da neue Eroberung für den Gedanken und Schluß holen könne.

Dies that zunächst auf eine geistreich dichterische Weise Schelling, er versenkte sich, gewappnet mit der neuen Denkrüstung, in das Weltobjekt, und er scheint sich bis jetzt noch nicht wieder zur eigentlichen Ohnmacht daraus hervorgefunden zu haben. So ist er mehr ein Material als ein Ende geworden. Hegel, zuerst neben ihm schreitend, empfand tiefer das Bedürfniß, des

Objekts Herr zu werden, ein herrschkräftiger Geist ertrug es nicht so lange, in dem aussichtslosen Gewirr der tiefen Thäler und Schluchten umherzutasten, seine Seele drängte um jeden Preis nach einem Ueberblicke, er arbeitete sich geradeauf nach der höchsten Spitze, die sich bot, und er erreichte sie. So gab er zuerst das bis jetzt letzte Ganze, das letzte philosophische Gesetz, aus den beiden Bestandtheilen Kant's und Schelling's, aus einer sich bewußten Denkwelt, und aus einer neuen reichen Welt des Gedankenobjektes blickte und deutete er zusammen ein neues Drittes.

So thürmen wir Denkgebirg auf Gebirg, und wenn das eine immer wieder krachend auf das andere bricht, so liegen seine Trümmer doch höher als die früheren, und solchergestalt hoffen wir doch, stets aufzusteigen, der höchsten Einsicht näher zu kommen.

Diese letzte große Epoche der Philosophie datirt vom Jahre 1781, dem Todesjahre Lessings. Da erschien Kant's Kritik der reinen Vernunft.

Es wird zunächst alle bisherige Weltweisheit unter eine neue Kritik gebracht, und eine Vermittelung gesucht zwischen jener Weisheit und dieser Kritik. Dann vollendet Fichte den rein kritischen Weg, und hebt ihn auf in dieser Vollendung; — Jacobi versucht, ohne hinreichende Macht, neuen Stoff beizubringen, die unmittelbare Vernünftigkeit im Gegensatze zur vermittelnden Verständigkeit geltend zu machen.

Dies sind die Hauptmomente, aus welchen unsere heutige Geisteswelt sich vorbereitete.

Kant, — 1784—1804 — achtzig Jahre alt werdend bei der großen Umwälzung, die aus seinem Kopfe hervorging, lebte in Königsberg ein einfaches Junggesellenleben. Er ist nie über die Umgebungen von Königsberg hinausgekommen, nicht einmal Danzig hat er gesehn. Herder schildert ihn in der schon erwähnten Metakritik, worin er den alten Lehrer zu bekämpfen suchte, folgendermaßen, gleichsam erst das Schwert senkend und Achtung beweisend dem Schilde, worauf er Streiche führen wollte:

„In seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich höre, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedanken-

reicheste Rede floß von seinen Lippen, Scherz, Witz und Laune stunden ihm zu Gebote, und sein Lehrvortrag war die unterhaltendste Conversation." — „Nichts Wissenswerthes war ihm gleichgültig, keine Kabale, keine Secte, kein Vorurtheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Erhaltung der Wahrheit."

Der Kantische Hauptpunkt war der: wir können nur die Erfahrungswelt erklären, und die Vernunfterkenntniß des Uebersinnlichen steht uns nicht zu. Er will zwar nicht das Ding an sich, aber die Erkenntniß desselben läugnen. — Er war besonders angeregt durch Hume's Skepticismus, und ging auf Untersuchung des Erkenntnißvermögens selbst. Dies war sein Gegensatz zu den Dogmatikern, die sich des Wegs für sicher hielten, und zuversichtlich nach Resultaten griffen. Erst den Weg betrachten, sagte Kant, und das Werkzeug des Fortkommens, ehe wir vom Ziele sprechen. Die freie, rein vernünftige Selbstheit des Geistes ward Gegenstand der Untersuchung. Was kann sie? wird die Frage. Was gehört rein ihr an bei Urtheilen, was der Sinnenwelt?

Das reine Resultat war folgendes:

„Raum und Zeit als Bedingungen aller sinnlichen Erkenntniß sind nicht objektive, sondern rein subjektive, und zwar die allgemeinsten Formen sinnlicher Anschauung, das heißt Sinnesbestimmungen."

Wir erhalten die Vorstellung durchaus nicht baar, erkennen kein Ding an sich, sondern nur wie es unserm Subjekte erscheint. — Das Erkennen geht nicht über die Erscheinung hinaus.

Kant nennt diese seine Erkenntnißtheorie „transcendentalen oder kritischen Idealismus."

Die reinen Formen des Sinnes und Verstandes lassen sich nur auf Gegenstände der Sinnlichkeit anwenden; „denn sobald die Vernunft als das Vermögen des Uebersinnlichen und Unbedingten, selbige auch auf ihre Ideen der Seele, Welt und Gott bezieht, wird sie transcendent, d. h. überschreitet sie die Grenzen möglicher Erkenntniß, und dialektisch, d. h. sie geräth in Widersprüche und Fehlschlüsse, die sie nicht auflösen kann. Von den unbedingten und reinen Vernunftideen giebt es daher kein Wissen, oder Erkenntniß, — diese beruhen ganz auf

einer aus der sittlichen Natur oder aus der praktischen Vernunft entspringenden Annahme, oder auf dem Glauben. Die theoretisch beschränkte Vernunft nämlich offenbart sich praktisch frei und nach eigenen Gesetzen. Aus diesen Gesetzen bilden wir Sittlichkeit, Vorstellung von Gott, von Unsterblichkeit."

Kant hat drei Kritiken: das Denken erscheint entweder als Verstand, oder als Vernunft, oder als Urtheilskraft. Dem entspricht die Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, welche die beiden vorhergehenden in Einklang zu bringen versucht. In dieser Form wenigstens stellt ihn die Hegel'sche Schule gern dar, weil solchergestalt die Trichotomie auch beim Hauptanblicke sich darstellt. Diese Schule hält sich gern näher zu Kant als zu Fichte, weil jener die Kategorieen aus dem absoluten Denken — nur unvollständig, weil ohne innere Ableitung — Fichte aber aus dem Ich als einem Subjekte herleitet. Jenes in vollständiger Deduktion ist Hegel'scher Gang. Eben so hat Kant hierbei die seit Proclus versäumte Trichotomie — zwei einseitige Richtungen aus denen das Dritte als versöhnender Begriff sich ausspricht — wieder aufgenommen, wenn auch ohne den Werth dieser wissenschaftlichen Bewegung zu ahnen, welcher für Hegel der Hauptschlüssel wurde. — Indessen ist dies Alles eine durchaus neue Auffassung Kant's. Seiner Zeit war die Kritik der reinen Vernunft das höchste Gesetz.

Heine in der scharfen Heiterkeit, womit er diesen Stoff bespricht, und hierbei der Phänomena und Noumena erwähnt als der Kant'schen Punkte, welche begriffen und nicht begriffen sein können, hält sich vollkommen richtig an die Kant'sche Hauptsache, an dasjenige Moment, wo er aus seinem Systeme herausgeht und Zugeständnisse macht. Denn dies ganze Bereich der „praktischen Vernunft," welches er der theoretischen anhängt, ist Zugeständniß, das Kant'sche System ist nur die Welt der theoretischen Vernunft. Der Gedanke liegt also nicht so fern, daß Kant diesen „praktischen" Nebenbau nur angefügt habe, um doch nicht die Lehren von Gott und Unsterblichkeit völlig zu morden, weil sich in seiner theoretischen Vernunftlehre kein Platz dafür findet.

Jenes Standpunktes wegen, der nur Erfahrungsbeweise zuließ, und der just bei allen nüchtern Verständigen so viel Beifall erwarb, nennt die neueste Philosophie das Kant'sche System ein

unvollständiges. Die Hegel'sche Schule sagt, solcher Standpunkt der Kritik sei kein wahrhaft vernünftiger oder spekulativer und metaphysischer, sondern ein rein empirisch-psychologischer, keine Vernunftwissenschaft, sondern eine Verstandestheorie. Kant habe kritisch außerordentlich aufgeräumt, aber nur negativ kritisch; — bei der Metaphysik ankommend, habe er sich umgewendet und gesagt: seine Kritik sei alle erreichbare Möglichkeit von Metaphysik.

Die Schule Schellings drückt sich meist noch härter über ihn aus, weil sie zunächst nach ihm den Schritt unternahm, in eine höhere komplicirtere, reichere Region, und weil sie sich weniger zu einem rationell abschließenden Punkte aus diesem eroberten Gebiete rettete, als die Hegel'sche. Sie hielt sich stets empfindlicher im Punkte alles Jenseitigen.

Sie sagt, es vertrüge sich mit dem von Kant geforderten Vernunftglauben ganz wohl, daß spekulative Vernunft selbst nicht einmal die Möglichkeit eines Wesens einzusehn im Stande sei, eines Wesens, wie wir uns Gott denken müssen, und Schelling bedeckte dies mit der berühmten Wendung im „Denkmale gegen Jacobi:" „es kann doch mit keinem Glauben zusammen bestehn, daß die Vernunft die Unmöglichkeit eines Gegenstandes einsehe, und dennoch aus andern Quellen die Wirklichkeit desselben erkennen könnte."

Die Vernunft, sagt die Schelling'sche Schule ferner, habe sich bei Kant mit dürren Worten den Banquerut erklärt, und es sei die Kant'sche nur eine Philosophie im negativen Sinne, ein Protestantismus gegen Philosophie.

Es ist nun, da Kant ein so folgenreicher Wendepunkt geworden, in einiges Detail seiner Lehre einzugehn. Seine Schriften, er schrieb viel, sind im Wesentlichen folgende: „Kritik der reinen Vernunft," — „Kritik der praktischen Vernunft," (1785) — „Anfangsgründe der Naturwissenschaft," (1786) — „Kritik der Urtheilskraft," (1787, 1790) — „Religionslehre innerhalb der Grenzen der Vernunft," (1793) — „Sitten- u. Rechtslehre," (1797) — „pragmatische Anthropologie" (1798). Daneben eine große Menge kleinerer, meist Gelegenheitsschriften. In diesem Augenblicke wird endlich, Leipzig bei Voß, durch die Königsberger Rosenkranz und Schubert eine Gesammtausgabe veranstaltet, die besonders Rosenkranz schon lange angestrebt hatte.

Die hauptsächlichsten Sätze Kant's sind denn etwa folgende:

„Die letzten Gründe alles wesentlichen Wissens und Erkennens sind in der reinen Vernunft aufzusuchen, nicht im bloßen empirischen Denken, dies begründet nur die analytische, nicht die synthetische Erkenntniß.

Was unser Bewußtsein für nothwendig hält, ist a priori, und gehört zur Kenntniß der reinen Vernunft, heißt rein, — das Zufällige heißt a posteriori, heißt empirisch. Jene giebt die Transcendental-Philosophie, die also in nichts weiter besteht, als daß man sich die nothwendige Folge und das nothwendige Verhältniß der Dinge sucht, und sich nicht mit der zufälligen Erfahrung begnügt.

Zeit und Raum sind reine Formen, aber wir haben die Vorstellung davon nur durch Erfahrung; sollen sie darüber hinausgehn, so sind sie uns inhaltsleer.

Es giebt also wohl Dinge an sich außer uns, aber das Ansich derselben kann nicht zu uns dringen. Sie kommen nur in Form von Zeit und Raum zu uns, wie wir Zeit und Raum anzuschauen gewohnt sind.

Zeit und Raum sind also die Grenzen des sinnlichen Erkenntnißvermögens.

Zur Sinnenfähigkeit kommt die Einbildungskraft. Es giebt eine empirische, die nur vergangene Vorstellungen ergreift, wiederschafft und zusammenstellt, (Apprehension, Reproduktion und Synthese) und eine reine, eine von vornherein, a priori gegebene Verbindung der einzelnen reinen Anschauungen aller Zeit- und Raumtheile.

Beides, Wahrnehmung der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft eint der Verstand, die synthetisirende Thätigkeit, in feste Begriffsklassen, d. i. Kategorieen; er erkennt objektiv.

Es giebt zwölf Kategorieen, die aus vier Hauptkategorieen entstehn, von denen jede drei enthält. Jene vier sind: Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Hierbei finden bereits die Schellingianer eine Andeutung der Identität, und zwar in einer Bemerkung Kant's, daß die dritte Kategorie allenthalben aus der Verbindung der zweiten mit der ersten ihrer Klasse entspringe. Sie folgern daraus, daß die Gegensätze der beiden ersten in der dritten vereinigt, also aufgehoben seien, und daß

also das richtige Erkennen nicht bei solchem Zwiespalt stehn bleiben dürfe.

Jene zwölf Verbindungsweisen des Verstandes sind die nothwendigen Formen aller möglichen Begriffe und mithin die nothwendigen Bedingungen alles Denkens. Sie enthalten aber keine Erkenntniß der Gegenstände an sich, sondern können nur zur Bestimmung sinnlicher Gegenstände angewandt werden.

Der Satz des Widerspruchs ist der erste Grundsatz analytischer Urtheile; der Grundsatz synthetischen Urtheils dagegen ist der Satz jener zusammengestellten Einheit (Synthesis), welche sich aus den verschiedenen ursprünglichen Wahrnehmungen zusammenbaut.

Diese Idee des synthetischen Urtheils ist der Punkt, auf welchen sich die Folgezeit in Kant gestellt hat, und woraus die Alleins-Lehre oder das Schelling'sche Identitätssystem erwachsen ist. Der hierauf bezügliche Hauptsatz in Kant's Kritik der reinen Vernunft-Elementarlehre II. Thl., 1ste Abtheilung, 1. Buch, 2tes Hauptstück, §. 16—18 lautet:

„daß nämlich alle Gegenstände als angehörig demselben Weltganzen der Erfahrung, und folglich das subjektive Ich sowohl, als auch die demselben gegenüberstehende Welt als zweitheilige Erscheinung und Produkt des einen und selbigen an Sich zu achten seien." —

Eine andere Stufe für Schelling war, daß Kant auch den Grund einer spekulativen Betrachtung der Natur legte: er sah die Kräfte nicht als der Materie äußerlich eingepflanzt an, sondern die einwohnende Thätigkeit war ihm die eigene Substantialität der Materie.

Die Vernunft, das Vermögen der Schlüsse, strebt mit den Kategorieen des Verstandes vom Bedingten zum Unbedingten, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; aber diese Vernunftideen sind nur abstrakte Begriffe, deren Wahrheit durch keine entsprechende Anschauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, — eine wissenschaftliche Metaphysik, welche über das Uebersinnliche und Unbedingte uns belehre, eine Ontologie, wie er es nennt, sei also unmöglich.

Eben so unmöglich eine rationale Psychologie, da die Seele an sich, nicht so weit wir uns deren bewußt werden, sondern so

weit sie Grund dieses Bewußtwerdens ist, Gegenstand einer solchen Psychologie wäre.

Eben so unmöglich eine rationale Kosmologie, welche das Weltall an sich zu geben hätte, nicht als Erscheinung für uns.

Eben so unmöglich eine rationale, d. i. reine Theologie.

Man gewinnt durch das Philosophiren nichts Absolutes, oder Kantisch ausgedrückt, keinen konstitutiven Nutzen, aber einen regulativen Gebrauch für die Naturforschung, und einen religiosen für's praktische Leben.

Gewinnt man auch nichts Absolutes, so ist doch eine Analogie zwischen Wirklichkeit und Idee nicht zu läugnen, und deshalb soll man besonders in künstlerischer oder sittlicher Hinsicht die Bestrebung nicht aufgeben, Idee und Wirklichkeit, wenn nicht in einander, doch an einander zu bringen.

Das Sittengesetz enthält, „was der Vernunft gemäß allgemein sein soll." Das heißt: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens durchgehends als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung aufgenommen werden könnte."

Das Sittengesetz kann hier nicht voll realisirt werden, weil die Sinnenwelt ein anderes Interesse hat; folglich muß es ein unsterblich Leben geben. Das Sittengesetz verbürgt demnach auch das Dasein eines Gottes.

Es ist eine sittliche Pflicht, an das Dasein eines Gottes zu glauben, obwohl dies für die bloße theoretische Vernunft unerweislich bleibt.

Der Staat ist nur eine Rechtsanstalt.

Die Freiheit ist das erste Postulat der praktischen Vernunft — sie ist das Princip aller Moral.

Das Christenthum ist die Idee von der Religion, die überhaupt auf Vernunft gegründet, und insofern natürlich sein muß.

Religion unterscheidet sich nicht der Materie, d. i. dem Objekte nach, in irgend einem Stücke von der Moral; denn sie geht auf Pflichten überhaupt; sondern ihr Unterschied von dieser ist bloß formal: d. h. sie ist eine Gesetzgebung der Vernunft, um der Moral, durch die aus dieser selbst erzeugten Idee von Gott, auf den menschlichen Willen zur Erfüllung aller seiner Pflichten Einfluß zu geben."

Man begreift, welch ein Wetterstrahl dieses System für eine Welt sein mußte, die mit unendlicher Mühsamkeit wenigstens in soweit wiederum konstituirt war, daß eine Verbindung mit dem Himmel doch fortwährend für möglich, und dem einzelnen Genius für erreichbar galt. Krachend schlug der kleine Mann aus Königsberg, krachend und lachend in dies wissenschaftlich nicht begründete, poetisch nicht geweihte Verhältniß, — und er hatte den Hohn hinzugefügt: wollt Ihr Euch daran laben als an einem Traume der Möglichkeit, labt Euch! das schwache Herz will sein Spiel, ich will's ihm nicht verderben.

Ganz wie ein Strahl mußte diese Lehre auch durch alle andere Verhältnisse fahren: Geschichte, geschichtliches Ergebniß, Staat und staatliche Anstalt als solche Ergebnisse, welchen Stempel tragen sie? Den Stempel kurzsichtiger Menschen, fort damit ohne Weiteres, sobald uns eine andere Einsicht kommt. Der nackte Revolutionsgedanke lag für den deutschen Geist darin, und es ist darum ein so tiefes Wort, wenn man in Kant, in dem einzigen stillen Manne, den ganzen französischen Konvent findet. Seine Schwerter haben sich auf Kind und Kindeskind vererbt. Eine Anekdote von Kant, welche in Laube's „jungem Europa" gedruckt ist, erhält ihre wahre Beleuchtung durch dies System. Kant soll in Jubel ausgebrochen sein beim Tode des unglücklichen Ludwig. Das konnte der sonst edle Mann nur im Interesse dieses seines Systems: eine Illusion war durch jenen Akt zerstört, die Gedankenmöglichkeit war vernichtet, daß eine Staatsinstitution mehr sein könne, als ein menschlich Institut, was eben so von Menschen vernichtet werden könne.

Das Kantische System liegt uns so nahe, die erste Grundlage alles Gedankens ist der jetzigen Generation noch aus ihm gekommen, und doch welch mächtiger Ueber- und Unterbau ist seitdem geschehn! Poetische Bestrebung hat sich auf alle Dächer erhoben, sich in philosophische Systeme versenkt, sich wenigstens Zugeständnisse von diesen erzwungen, auf allerlei Weise, mitunter gewaltsam hat man den zerstörten Weg zum Uebersinnlichen wieder herzustellen gesucht, der baare Kantianer — der Kantianer war viel prosaischer als Kant — wird jetzt wie ein an Schwingen und Brust gerupfter Vogel dargestellt; — es hat in Wahrheit noch niemals fünfzig Jahre unsrer Geschichte gegeben, welche

solch einen Sturz durch und für einander tobender poetischer Anstrengung erzeugt, als die Jahre von 1780 bis 1830!

Die Kantischen Bücher, in denen eine so radikale Umwälzung kauerte, lagen eine Zeitlang fest, bestäubt, unerkannt auf den Tischen, man sah ihnen die Revolution nicht an, von der sie strotzten, die letzte vollkommenste Trennung von allem geschichtlich Religiosen.

Die Periode der Moral beginnt mit ihnen. Der Gedanke, welchem Kant allen Weg über die Gipfel der Bäume, über die Wolken hinaus versagt, baut sich wenigstens einen festen Kreis in sich aus, macht aus sich eine Festung, tyrannisirt sich um so mehr, weil er sich von allem unzweifelhaften Unterthanenverhältnisse zu einer ewigen Macht gelöst hat. Von Kant datiren die edlen prosaischen Menschen, welche das Gute und Nützliche um jeden Preis, um den Preis der Schönheit, der Gottheit und der Ewigkeit wollen.

Es ist wahr, Kant läßt, um sich, wie schon erwähnt, gefällig zu beweisen, den Gedanken auch einmal hinauf in ewige Fernen, aber nur wie der Jäger seinen Falken auch einmal steigen läßt, obgleich im Augenblicke nirgends eine Beute in hoher Luft zu sehen ist, er läßt ihn aber einmal steigen und sagt: Gehe hin, Unruhiger, flieg Dich müde! Wenn Du leer zurückgekommen sein wirst, sitzest Du mir um so ruhiger auf der Hand. Der Falk kommt leer zurück, und der Jäger lächelt, denn es ist ihm diesen Augenblick mehr darum zu thun, daß er Recht habe, als daß er eine sonst sehnlich gewünschte Beute heim bringe zu den verlangenden Kindern.

Recht haben, ja, auch gegen sich selbst! denn wir wollen jenen Punkt nicht vergessen, den Kant gewiß nicht übersah, wie Schelling glaubt, dem er aber keine Ausbildung geben mochte. Jener Punkt war der Gedanke: alle Gegenstände gehören demselben Weltganzen der Erfahrung, und das Ich und die mir gegenüber liegende Welt, wir sind Theile eines Ganzen; — umarmt Euch, und Euer Kuß, Eure Liebe, Euer Hader, Euer Kind, sie werden das gesuchte Absolute sein.

Diese Umarmung, welche Schelling später in's Werk setzte, blieb Kant schwerlich so versteckt, als man's darstellen möchte; aber dieser Gedankenakt hatte ihm zu viel Poetisches, Beliebiges,

Kant blieb lieber in seiner keuschen Zurückgezogenheit, er wollte selbst gefesselt sein von seinen Kategorieen.

Verfolge man in alle einzelne Gebiete des Denkens und Lebens, welch eine Umgestaltung solch ein konsequentes System, ein fest vergitterter Käfig in seiner nüchternen Verstandeswelt, hervorbringen mußte. Vom Jahre 1790 bis 1810 hat es unumschränkt in Deutschland geherrscht, und sich bis in die Unbewußtheit des alltäglichen Geschwätzes eingegraben. Die höchste und niedrigste Bildung ausgenommen, ist heute noch alle Schätzung von Ruhm und Ehre, von Staat und Zukunft, von Verdienst und Tugend aus Kantischem Prozesse. Es ist Grund und Boden alles modernen Denkens, um so mehr, da auch die neueren Philosophen ohne Ausnahme auf sein Fundament getreten sind. Jene schon beregte Vermittelung zwischen Subjekt und Objekt, welche Kant gegen seinen eignen Hintergedanken hartnäckig läugnete, ward von Schelling zur Identitätslehre aufgenommen, und man kann allerdings sagen, daß, wenigstens von 1810 an, die wissenschaftliche und poetische Spitze Kant's bereits durch die Idee der Naturphilosophie gebrochen und überboten war. Aber diese und alle andere Identitätslehre ist heute noch nicht so wie die Kant'sche Lehre in das allgemeine Denkbewußtsein übergegangen; der Arzt der Jurist, der rationelle Staatsmann, der höhere Bürgersmann in Masse und mancher Gelehrte schließt noch heute in Kant.

Mag dies in der künstlichern Form der neueren Systeme, mag's darin liegen, daß sie doch alle auf dem Kantischen Denkroste ruhn, welcher immer vom Hauptwerthe bleibt. Bekanntlich bleiben manche bereits zerfallende Paläste in Venedig hoch im Preise, weil der Zedernrost, auf welchem sie gebaut sind, unverwüstlichen Werth hat.

Es ist dieses Orts unmöglich, all den einzelnen Denk- und Lebensrichtungen nachzugehn, um die eindringende und umändernde Kant'sche Seele zu zeigen. Aus der Theologie verschwand der letzte Rest von Supernaturalismus. Die Populärphilosophie hatte die Tradition verdrängt, die äußerlichen Wunder des Christenthums, sie behielt aber einen persönlichen oder abstrakten Gott und nannte sich davon, um ein Ansehn zu haben, Deismus. Kant sagte nun, jenes Dasein ließe sich nicht beweisen, es verbreitete sich Gleichgültigkeit gegen alles zunächst Unbeweisbare,

Nüchternheit, Unglaube oder gar Spott. Die spätern Rationalisten in Deutschland, das heißt die Rationalisten in der Theologie führen ihre nächste Vaterschaft auf Kant; mit Semler, Reimarus ꝛc. weisen sie nur die Verwandtschaft einer Seitenlinie nach. Der philologische Punkt des Neuen Testaments ward eine Zeitlang ohne Wichtigkeit, da man über die philosophische Wesenheit des Inhalts hinaus war.

Aus dem Staate verschwand ebenfalls die Tradition und mit ihr was an Uebergriff der Verjährung, an Poesie des geheimnißvoll Familienmäßigen, an Kitt des Herkömmlichen übrig war. Allerdings ist Kant von der Reformbewegung französischer Philosophen, von den Schriften der Helvetius, Rousseau betheiligt gewesen, und durch sie auf ähnliche Resultate geleitet worden; denn wir haben in diesem einzigen Manne eine ganze Encyklopädie der Franzosen. Aber man kann eine sehr unrichtige Vorstellung wecken, wenn man von näherem Zusammenhange, oder gar von Nachahmung sprechen wollte. Die Stimmung des Gedankens, welche einmal eingedrungen war, kam auch über ihn, aber nur sie; selbst und eigen arbeitete sie sich in ihm zu einer gründlich deutschen oder deutsch gründlichen Welt.

Es ist bezeichnend, daß die Hegelianer den negativen Punkt Kant's am Wenigsten hervorheben, und gern darauf beruhn, wo sich Kant in Anerkennung gedanklicher Allmacht der Hegel'schen Zukunft so nahe zeigt. So sagt Michelet, Kant sei mit seiner Kritik den verschiedenen Arten des Atheismus entgegengetreten, um der Usurpation des endlichen Erkennens, das sich für das einzige hielt, ein Ende zu machen und ein höheres Erkenntnißvermögen demselben gegenüber zu stellen, obgleich dieses Bestreben für jetzt sein Ziel noch nicht erreichte; — ein Gesichtspunkt, der für Kant sonst nicht gewöhnlich ist, da man sich sonst zunächst nach dessen Verhältnisse zum Dogma der alten Welt, nicht zu den Abweichungen von demselben umsieht.

Mit Bangen geht man nun an den poetischen Kreis, der aus und neben Kantischer Gedankenwelt bestehen konnte! Alle Unmittelbarkeit, aller poetische Eindrang und Vordrang war ja durch solche Philosophie abgeschnitten, Alles ward ja aufgegeben, was über die handgreiflichste Anschauung und Erfahrung hinaus-

ging, man sollte sich sparsam und sicher einrichten in einen streng irdischen Verstandeskreis.

Kant war indessen so geistreich, daß er dennoch für schöne Kunst reichere Motive zu finden wußte, als sie der kategorisch-moralische Befehl einzuräumen schien. Ein Todfeind der unbegabten Faselei, würdigte er doch hoch das Talent, was der eintheilende Verstand nicht berechnen kann; in all seinem stolzen Imperativ barg er eine poetische Bescheidenheit. Aus dieser Bescheidenheit gab er seiner todesstrengen, theoretischen Vernunft das unsystematische Zugeständniß einer praktischen Vernunft an die Seite, um weitere Entdeckungen für geniale Blicke offen zu lassen, und in dieser Absicht bedachte er auch die Kunst reicher, er ließ ihr so viel Spielraum, daß unsre reichste poetische Welt neben seinem harten Systeme entstehen konnte. Just neben und nach ihm offenbarte sich unsrer nationalen Welt die wunderbar tausendfältige Kraft der tausendfachen Persönlichkeit; das unklare Ausschweifen in's Ungemessene, in's leere Wesen der Redensart ward durch ihn beendigt, aber jedes Talent war durch ihn angewiesen, seine ächte, eigene Welt sorgfältig auszubilden. Sein Schlagbaum ward das Signal, jede einzelne charakteristische Möglichkeit zu erheben; solchergestalt offenbarte sich der poetische Drang in gesunder Beschränkung nachdrücklicher, denn in irgend einer Epoche unsers Nationallebens, und so rückte man auf festem, wenn auch scheinbar niedrigerem Boden einer begründeten, allgemeinen Poesie näher, als wenn die Grenzenlosigkeit und Beliebigkeit noch lange geherrscht und verflüchtigt hätte.

Er ward also, wie im philosophischen Gedanken, so auch in der poetischen Aeußerung, ein unschätzbarer Grenzpunkt, der neben der Grenze auch die größte Veranlassung gab.

Diese Motive für Poesie verdienen hier noch einen besonderen Hinblick.

Der Mittelpunkt unserer ästhetischen Frage beruht darin: ob das Kunstschöne als eine Verbindung anerkannt wird, welche den Gegensatz und Widerspruch, oder wenigstens die Trennung des abstrakten Geistes und der Natur, der Natur, welche außen erscheint und welche innen als unmittelbares Gefühl oder als unerklärtes Gemüth sich darstellt, auflösen und zur Einheit zurückführen kann.

Diesen Vereinigungspunkt hat Kant allerdings in die Vorstellung gebracht, wenn auch nicht wissenschaftlich entwickelt. Sein größter Schritt darin ist das, was er intuitiven Verstand nennt, obwohl er die also gefundene Idee in Wahrheit nur dem Ich zuweist, und sie nicht zu einer wahren und wirklichen macht, die das Objekt mit erschöpfe.

Das ästhetische Urtheil nun läßt er nicht aus dem bloßen Verstande hervorgehen, noch aus der bloß sinnlichen Anschauung, sondern aus dem freien Spiele des Verstandes und der Einbildungskraft. Lust und Wohlgefallen des Subjekts ist die Beziehung.

Dies Wohlgefallen soll

1) ohne alles Interesse, das heißt ohne Bezug auf unser Begehrungsvermögen seyn. Also nicht Neugier, Begierde des Besitzes und Gebrauches; der Kunstgegenstand soll uns um seiner selbst, nicht um unsers Bedürfnisses willen wichtig sein.

2) „Das Schöne soll dasjenige sein, was ohne Begriff, d. h. ohne Kategorie des Verstandes, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird."

Die Scheidung zwischen Begriff und Gegenstand wird also hier nicht vorgenommen, wie sonst in Kant, das Ich wird sich nicht bewußt, daß es nur einen Akt seiner selbst vor sich habe.

3) Das Schöne soll die Form der Zweckmäßigkeit in sofern haben, als die Zweckmäßigkeit an dem Gegenstande ohne Vorstellung eines Zweckes wahrgenommen wird.

Dies ist derselbe Gang, wie bei Nr. 2. Das Ich soll sich der Trennung vom Objekte nicht bewußt werden, wie dies doch Kant übrigens verlangt. Das Schöne existirt hier als zweckmäßig in sich selbst.

4) Das Schöne soll als ein Gegenstand nothwendigen Wohlgefallens anerkannt werden, ohne Bezug auf Begriffe.

Ueberall zeigt sich also nach dieser Seite, daß Kant seine strenge Scheidung des Subjekts und Objektes bei der Aesthetik verlassen hat. Diese Aussöhnung, welche er sonst verschmäht, soll freilich am Ende doch nur subjektiv, „in Rücksicht auf die Beurtheilung wie auf das Hervorbringen, nicht aber das an und für sich Wahre und Wirkliche selbst sein."

Hierbei preist Hegel den philosophischen Kunstsinn Schillers,

welcher, übrigens so eng an Kant sich schließend, doch zuerst, eher als die Philosophie, diese Kantische Subjectivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen, und den Versuch gewagt habe, über sie hinaus die Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Hierher rechnet er besonders Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung."

So werden wir im Verlaufe zu dem Anblick kommen, daß dieser ewige Gegensatz zwischen Gedanken und Natur großartig und vielfach versöhnend just von den beiden Heroen unsrer schönen Literatur vertreten wird, indem Goethe von dem Objekte, von der Natur aus, Schiller von Seiten des Subjektes, des Gedankens die Hand hinüber reicht.

Bei dieser Gedankenfolge bleibt es denn auch sehr merkwürdig, wie sich Goethe, dem alle abstrahirende Trennung so entgegen gesetzt war, zu diesem grausam trennenden Kant verhielt. Eine Stelle in Goethe's Beiträgen zur Naturwissenschaft I Bd. II Heft, S. 104 giebt darüber Auskunft.

Wie zu erwarten, sagt er daß ihm diese Trennung zwischen Gedanke und Gegenstand nie in den Sinn gekommen sei. „Gerne gab ich jedoch den Freunden vollkommenen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse und synthetischen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen; denn ich hatte ja in meinem ganzen Leben dichtend und beobachtend eben sowohl synthetisch als analytisch verfahren, und diese Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie die physische des Herzens beim Athemholen, nur ein Prozeß."

Weit habe er sich jedoch nicht hinein gewagt in das Labyrinth des Systems, weil ihn „Dichtungsgabe und Menschenverstand davon gehindert hätten." Da kommt ihm Kant's Kritik der Urtheilskraft zu Handen, und er findet mit größter Freude seine „disparatesten Beschäftigungen" mit Natur und Kunst nebeneinandergestellt, eins wie das Andere behandelt und die teleologische und ästhetische Urtheilskraft einander wechselsweise erleuchtend. „Das innere Leben der Kunst so wie der Natur und ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche ganz deutlich ausgesprochen, die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten,

erklärt Kant ausdrücklich, seien die einen, so wie die andern um ihrer selbst willen da; obschon neben einander bestehend, bestehen sie deßwegen doch nicht gegen einander. Deutlich konnte ich nun Zweck und Wirkung unterscheiden, und wußte auch, warum der gemeine Menschenverstand beide so oft mit einander verwechselt. Besonders freute ich mich, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen."

Ein Hauptmoment in der Kantischen Philosophie wurde es, daß er unerwartet das, was er bisher nur für Kritik der möglichen Erkenntniß ausgegeben hatte, für die äußerste mögliche Erkenntniß selbst ausgab, daß er das Läugnen der Metaphysik zur Metaphysik selbst stempelte.

Von da an ward die Aufnahme seiner Philosophie natürlich viel heftiger in Entgegnung und Zustimmung.

Wenn wir uns nach dem alten Bestande umsehn, welchen Kant's Lehre in Deutschland antraf, so zeigen sich alle Dogmatiker aus der Wolf'schen Schule, Popularphilosophen und halb oder ganz poetische Philosophen. Es war unmöglich, daß Kant bei alle denen Glück machen konnte. Zunächst ereignete sich das Gewöhnliche. Alles schrie auf über die gewaltsame Sprache Kant's, und die poetischen Gegner Hamann und Herder verweilten besonders bei diesem Vorwurfe. Als ob je eine wirklich neue Gedankenwelt in dem alten Gleise des Ausdrucks entstehen könnte! Jede neue Geburt macht bei einiger Kraft ihr neues Verhältniß geltend, und die Sprache enthält ja eben die stets neu erfindbaren Bestandtheile neuen Verhältnisses.

Das Mißliche lag darin, daß eigentlich nur ein Einziger dem Erfinder Kant in die geheimnißvollen Falten der neuen Redewendung folgen, und in diesen Ecken und Winkeln des neuen Ausdrucks auch die neue Bedeutung ausfinden konnte. Dies war Fichte. Alle Uebrigen, so viel Kantische Jünger da sind, erfaßten den idealistischen Grundpunkt Kant's nicht in seiner Reinheit.

Die vorzüglichsten Gegner sind: Moses Mendelsohn, Hamann, Herder, Fritz Heinrich Jacobi, S. Maimon, Tiedemann, Feder, Tittel, Reimarus, Eberhard, Weishaupt, Nicolai, Plattner, Schulze, Stattler, Abel, Garve, Lazarus Ben. David.

Kant selbst hat Rücksicht genommen auf Eberhard und Garve, und jedem dieser eine Entgegnung geschrieben. Wichtig geworden sind als Gegner Jacobi und G. E. Schulze, letzterer als Verfasser des Aenesidemus, eines geistreichen skeptischen Buches gegen Kant's Lehre, was 1792 erschien und viel Antheil weckte. Dies Buch und die Polemik Salomon Maimons haben nach dem, was Fichte zu Anfange seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" und was Reinhold in „Lebensbeschreibung und Briefwechsel," von dessen Sohne edirt, anführen, Fichte auf die Hauptidee seines Systems geleitet.

Jacobi hat als Gegner darum große Bedeutung gewonnen, weil er in geistreicher, wenn auch nicht systematischer Weise geradezu den gegentheiligen Standpunkt von Kant einnahm, und die Gefühlswelt über die Gedankenwelt setzte.

Hamann verwarf alle bloß logische Form als unzulänglich und trüglich, und wollte die mystische Methode vorgezogen sehn, Realismus und Idealismus seien nicht außer- sondern ineinander. Trotz solcher schönen Blicke, wie dieser letzte einer ist, konnte damit nichts ausgerichtet werden, da Entwickelung und Beweis bei ihm Nebensache und ungenügend, dogmatische Voraussetzungen das Ein und Alles blieben.

Unbedingte Anhänger Kant's wurden: J. Schulz in Königsberg, der sehr eifrig für den Meister warb, dem aber vorzüglich oberflächliches Verständniß Schuld gegeben wird, C. G. Schütz, C. C. E. Schmid, C. H. Heydenreich, S. A. Mellin, die beiden Snell, C. H. Jakob, J. H. Tieftrunk, J. G. C. Kiesewetter, J. C. Hofbauer, J. G. Maaß, G. Hufeland, A. H. Niemeyer.

Unter den bedingten Anhängern, welche die ableitende Entwickelungsweise Kant's mehr auf eine geschlossene Einheit führen wollten, ist zunächst Leonhard Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, zu nennen, ein sehr beweglicher Kopf, der sich jeder neuen Wendung sanguinisch anschloß, der Kant durch Principien-

regelung des Vorstellungsvermögens tiefer begründen wollte, sich aber selbst damit verspätete. Ferner Sigmund Beck, welcher eine Zeitlang große Hoffnungen erregte. Er bewies, daß Kant's System wirklich idealistisch, und das Ding an sich die ursprüngliche Synthese all' der Verhältnisse sei, durch welche das Ding ist und besteht. Er nahm aber diese Synthese auch nur formal, und so gewann er keinen weitern Fortgang. Ferner Bardili, in welchem sich der empirische Skepticismus des Aenesidem-Schulze und der skeptische Idealismus Beck's in einen neuen Aufschwung zusammenfaßt. Ferner Friedrich Bouterweck, Jacob Friedrich Fries und Wilhelm Traugott Krug. Die ersten beiden haben indessen einen näheren Bezug zu Fichte und werden besser hinter diesem angeführt. Krug hat durch eine philosophisch aufgeputzte Trivialität nur die oberflächliche Theilnahme eine Zeitlang für sich gewonnen, besonders weil er sich mit einer bürgerlichen Redlichkeit auch muthig in allerlei praktischen Fragen vernehmen ließ. Er ist ein merkwürdiges Beispiel, wie man, im Besitz einiger philosophischen Terminologie, auch dem Unbedeutenden und Alltäglichen ein Ansehn geben kann. Hegel besonders hat ihn in's Nichts zurückgewiesen, er muß aber doch aufmerksamer angeführt sein, weil er in den mageren zwanziger Jahren reichlich gesprochen und bis jetzt eine hausbackene Bildungspartie vertreten hat, die alles Interesse nur von der nüchternen und trivialen Seite anzufassen weiß. Das „Organon" und die „Fundamentalphilosophie" sind seine Hauptwerke. Darin wird gelehrt, daß es eine synthetische Einheit des unmittelbaren gemeinen Bewußtseins gebe, Ich und Welt seien nothwendig und ursprünglich verbunden. Diese Verbindung lasse sich aber nicht weiter erklären, weil man zu dieser Erklärung die Synthesis aufheben müsse.

Im Grunde also sei die Philosophie nicht möglich, denn diese Erklärung ist eben Sache derselben, und der Krug'sche Satz ist Eigenthum jedes Menschen, der nie an's Denken gedacht hat. Jeder besitzt diese Synthese, aber er weiß nichts davon und darüber.

Fichte.

Hier nun findet sich eine wahrhafte und kühne Fortbildung in Kant.

Johann Gottlieb Fichte — 1762—1814 — wirft das Ding an sich, welches Kant für nicht findbar beweist, weit von sich, sucht nur einen kritischen Princippunkt, und leitet Alles aus diesem Punkte des Subjects nach einer wissenschaftlichen Methode ab, welche er die Wissenschaftslehre nennt. Wir stehen also hier vor dem subjektivsten Idealismus.

Man stellt jetzt gern in Entwickelung des philosophischen Gedankens Jakobi vor Fichte, da Fichte zu seinem Standpunkte nicht bloß von Kant aus, sondern auch in Rücksichtnahme auf Jakobi gekommen sei. Wie er 1796 an Jacobi schreibt, stimmt er darin mit ihm überein, daß er alle Wahrheit da sucht, wo dieser sie sucht, im innersten Heiligthume unsers Wesens. Dies ist indessen doch ein vager Ausdruck, und es ergiebt sich auch im übrigen Fichte, wenigstens dem der ersten Hälfte, zu wenig Jacobi'scher Einfluß, als daß man ihn, wie zum Theil aus diesem mitgeboren, und nicht sogleich nach Kant aufführen sollte. Spricht Fichte auch von einer Ausgleichung des Jakobi'schen Dogmatismus mit Kant's Kriticismus, so sagt er doch auch ohne Weite es, daß sein System dieselbe Ansicht der Sache enthalte als das Kantische, wenn es auch im Verfahren ganz unabhängig von der Kantischen Darstellung sei. Den Nachfolgern Kant's — Beck allein ausgenommen — wirft er vor, den Idealismus Kant's verkannt zu haben.

Das Subjekt, Ich, ist ihm ursprünglich frei, unbedingt, vernünftig, — dies in seiner verständigen Thätigkeit anzuschauen ist Anfang der Wissenschaft.

Der erste Akt zeigt ihm Einheit und Gleichheit mit sich selbst: Ich = Ich.

Der zweite Akt, um aus dieser Unterschiedslosigkeit heraus zu kommen, ist der Anstoß, welchen ein Anderes, ein Nicht—Ich giebt. Dadurch wird Ich beschränkt, von sich selbst verschieden.

Aus diesem leidenden Zustande geht es entweder als theoretisches oder als praktisches hervor. Nämlich: Bestimmt

das Ich jenes Nicht—Ich so, daß letzteres ein am Ich vermittelt gesetztes Theil = Ich (Objekt) bleibt, und bei dauerndem Anstoße in's Unendliche sich entwickelt, so entstehen daraus die besonderen Seelenvermögen: Einbildungskraft, Vernunft, Verstand, Urtheilsfähigkeit ꝛc., so wie alle Kategorieen des theoretischen Ich, kurz, Alles, was Erfahrung heißt.

Trachtet dagegen das Ich nach Befreiung vom Nicht—Ich, nach Unterwerfung desselben als eines Nichtigen, so verschafft es an und außer sich alle praktische Vermögen, Handlungen und Lebenszwecke.

Dort macht es sich also selbst zu einer Verstandeswelt des Wissens und der Erfahrung, und hier schafft es außer sich das Reich der sittlichen Freiheit.

Dies ist eben so wenig auf Erden zu vollenden, als das Nicht—Ich zu überwinden ist. Die uns unübersteiglichen Grenzen lassen uns nicht über ein Streben hinaus, und man muß eine „moralische Weltordnung" voraussetzen, welche Gott ist. Vereinigung mit Gott ist Zweck des Lebens. —

Man findet also hier Kant's Kriticismus zum vollkommensten transcendentalen Idealismus ausgebildet, man sieht eine großartige Konstruktion des kritischen Gedankens versucht. Das Kantische Ich, was nur bescheiden und prüfend sich zurückhielt, ist außerordentlich erhöht, ist unbedingt gedacht, — natürlich bleiben die Vorwürfe, welche man dem Kantianismus machte, in Kraft, man blieb erstaunt, daß alle objektive Welt verloren gehe, der Mensch nichts mehr behalten sollte, als die Welt seines Gedankens. Es sind nicht alle Menschen geneigt, jede höhere Berufung in sich selbst zu erledigen.

Hochachtung gebietend ist der Einfluß auf scharfsinniges Denkstreben, der hiermit geübt wurde; fremde Nationen halten es nicht für möglich, solch ein belebtes Reich der feinsten Gedankengeschöpfe zu erzeugen, wie dies deutsche Philosophie, besonders durch Kant und Fichte, erzeugt hat. Die Sprache seufzt, die angenommene Denkform läßt sich nur stöhnend umbiegen, aber die starken Geister achten, wie Eroberer, der Schlachtverste nicht, und wer möchte bis in's Detail nachweisen, welchem Veränderungen all unsre Existenz durch diese phisosophische Betriebsamkeit erlitten hat. Sie allein war es auch, welche dem

Glauben an positive Religion wieder einiges Leben einhauchte. Wenigen ist just dieses specifische Talent des formellen Philosophirens gegeben, ein anderes Talent hat für Bestreitung desselben keine Waffe, denn die Waffen verschiedener Talente haben verschiedene Schlachtfelder, sie begegnen einander nicht, — was blieb starken Naturen übrig, die sich dem philosophischen Despotismus nicht unterwerfen wollten? Nichts Anderes, als wozu die schwachen flüchteten. Sie ergriffen die positive Ueberlieferung des höheren Gedankens; ohne eigentliche Religion ward Religion wieder empfohlen. Der Poet wollte den persönlichen Gott nicht hingeben für ein moralisches Weltgesetz, das Geisterleben für eine todte Masse, die nur auf der Iris unsrer Seele lebendig sei.

Bei philosophischen Talenten aber wurde die verwegene Fichte'sche Kraft außerordentlich fruchtbar, man sieht hier reichlichen Saamen, der später in Schelling und Hegel aufgeht. Der Zweck dieses Buches verlangt deshalb eine nähere Einsicht in das Formale des Fichte'schen Systems, und weil dieses System so streng auf kategorischen Formeln beruht, so kann man sich nicht mit einer Beschreibung desselben abfinden, sondern muß die Formeln selbst überliefern.

Die Hauptschriften Fichte's, worin er sie niedergelegt, sind folgende: „die Einladungsschrift über den Begriff der Wissenschaftslehre, Weimar 1794," — dazu gehören zwei Einleitungen im philosophischen Journale 1795, erstes und viertes Stück, — „die Grundlage der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, 1795," — „die Grundlage des Naturrechts, 1796 und 97," — „das System der Sittenlehre, 1798," — „die Appellation und Verantwortung wegen des angeschuldigten Atheism, 1799," — „über die Bestimmung des Menschen, 1800," — „sonnenklarer Bericht an das größere Publikum, 1801."

Es ist in dieser Aufzählung auf manche Schrift nicht Rücksicht genommen, die ihn von anderer als streng philosophischer Weise zeigt, und die uns später einen neuen Bezug für ihn öffnet. Zum Beispiele: „Grundzüge über das jetzige Zeitalter, 1804 und 5," — „über das Wesen des Gelehrten, 1806," — „Reden an die deutsche Nation," welche er 1808 in Berlin hielt, — „über den Begriff des wahren Krieges, 1815," und Vieles,

was, wie dies, nach seinem Tode erschien und seinen zweiten Standpunkt deutlicher feststellte, wie „die Thatsachen des Bewußtseins," — „die Staatslehre" ꝛc.

Die Hauptformeln des Systems selbst sind folgende:

Philosophie ist die Wissenschaft der Wissenschaft, also Wissenschaftslehre.

Ich ist gleich Ich; dies ist der erste unbedingte Grundsatz.

Das Ich ist Thätigkeit, also setzt es sich selbst, es ist zugleich Subjekt, das, was handelt, und Objekt, die Handlung als Ergebniß, welches durch Reflexion des Subjektes auf sich selbst entsteht. Dieses sich selbst Setzen des Ich's heißt das Bewußtsein.

Jene Reflexion des Ichs auf sich selbst entsteht durch einen Anstoß, den die theoretische Philosophie als eine Forderung stellt.

Der zweite Grundsatz ist der Satz des Widerspruches, nämlich der: Das Ich ist zum Theil gleich dem Nicht—Ich, dem, was außer dem Ich ist. Dieser Satz ist also schon bedingt, denn ohne Ich giebt es kein Nicht—Ich.

Der dritte Grundsatz ist der des Grundes. Das Nicht—Ich, was erst durch das Ich eine Existenz gewonnen hat, wird von dem Ich dem Ich entgegengesetzt.

Diese drei Grundsätze sind Thesis, Antithesis und Synthesis.

An die Synthesis halten wir uns nun, nach welcher Ich und Nicht—Ich einander entgegen stehen, und sagen: entweder es bestimmt das Ich das Nicht—Ich, oder umgekehrt.

Wenn Ich in sich einkehrt, so begrenzt es sich, und schafft sich gegenüber ein anderes Nicht—Ich. Insofern also Ich beschränkt erscheint in der Reflexion, so ist Nicht—Ich, oder die Welt, unendlich, das Ich aber endlich.

Eben so umgekehrt: insofern das Ich bestimmt, ist dies unendlich und Nicht—Ich endlich.

Wo Ich thätig auftritt, nennt man es Gedanke, wo leidend, Empfindung.

Zwischen dem Gedanken und der Empfindung, da diese von entgegengesetzter Seite ausgehn, schwebt das Gemüth im Vorstellen zwischen zwei Vorstellungen, und zwar als Einbildungskraft, das Schweben selbst ist das Anschauen. Dies Anschauen drängt also gleichsam Thun und Leiden des Ich in Eins, und wird solchergestalt Bewußtsein.

Das Bewußtsein giebt also ein angeschautes Objekt, was dem Ich als von außen kommend erscheinen muß, weil dies Ich im Akte selbst nicht hervorbringen und auffassen zugleich kann.

Ein festgehaltenes Anschauen ist also Anschauung, die freie Thätigkeit des Ichs hält fest, und dies ist die Vernunft; festgehalten wird die Einbildungskraft, das Produkt ist die Anschauung.

Der Verstand hält die Anschauung im Bewußtsein fort. Er producirt nicht, giebt nur den Stand, verbeständigt, verständigt, realisirt das Ideelle.

Ueber die That des Verstandes kombinirt die Urtheilskraft. Sie sind also für einander nöthig.

Grund und Boden alles Wissens ist die Vernunft, — Erkenntniß, welche Reales und Ideales zusammenbringt.

Dies sind die Hauptformeln der theoretischen Wissenschaftslehre, welche mit Vorstellen, Anschauen und Erkennen oder Wissen zu thun hat.

Die praktische Wissenschaftslehre, die sich um Wollen und Handeln bewegt, geht von dem entgegengesetzten Satze aus: das Ich sei sich, obwohl das Nicht—Ich bestimmend, seiner selbst bewußt.

Als solches ist es absolut und frei, unendlich und die einzige wahre Realität.

Es kann also in's Unendliche verursachen, allein es bekundet sich nur als ein Streben, weil es in seinem Bewußtsein immer nur als ein endliches erscheint, was durch das außer ihm, durch das Nicht—Ich begrenzt werde.

Das Streben geht daher immer nur auf etwas Bestimmtes, d. h. Begrenztes, wenn auch die eigentliche Wurzel unbegrenzt ist.

Deshalb, weil der Trieb nach außen nicht ganz ausströmen kann, wirkt er auch nach innen auf das Ich zurück, und es entsteht der nie geschlichtete Kampf zwischen Freiheit des Ichs und Nothwendigkeit des Nicht—Ichs.

Der Begriff der Pflicht, dies unbedingte Sollen des Bewußtseins, erhält diesen Kampf gegen das Nicht—Ich fortwährend,

denn das Nicht—Ich ist eine todte Schranke, nur Wissen ist Thätigkeit und Leben.

Das Nicht—Ich ist nur da, um vernichtet zu werden.

Der ideale Gott, die moralische Weltordnung, hat von Ewigkeit dafür gesorgt, daß diese endlich gelinge, daß die Idee über die Materie siegen müsse.

Je mehr Jemand an sich die moralische Weltordnung verwirklicht, desto mehr nähert er sich der Gottheit, und umgekehrt.

Die aktive moralische Weltordnung, dies Sein der Gottheit, kann nicht theoretisch erkannt werden. Nur ein vernünftiger Glaube, ein Glaube moralischer Art, reicht daran, — was derartig über den Moralbegriff hinaus gefolgert wird, ist thöricht und abgöttisch.

Uebereinstimmung der innern Meinung des Gewissens mit dem Handeln ist Tugend.

Der Staat hat das Vernunftrecht zu verwirklichen.

Der Staat ist nothwendig, ohne ihn wäre das Vernunftrecht nur eine Formel. Man sieht dies am Völkerrechte, dem ein Bund kultivirter Nationen fehlt; es herrscht da immer nur die brutale Stärke.

Die Lehre vom Staate hat Fichte in seinem zweiten Stadium, wo er sich der praktischen Welt näher anschloß, weiter ausgebildet. Man nennt dies zweite Stadium Fichte's ein zahmes, zugebendes gegen die frühere abstrakte Kühnheit. Es beginnt bereits 1800 mit seinen kleinen Schriften „über die Bestimmung des Menschen" und 1801 mit dem „sonnenklaren Bericht an das größere Publikum;" wird weiter geführt in den Erlanger Vorlesungen „über die Bestimmung des Gelehrten," in der 1806 zu Berlin erscheinenden Schrift „Anweisung zum seligen Leben in Gott" und in den 1808 daselbst gehaltenen „Reden an die deutsche Nation." In alle dem schloß er sich dem gewöhnlichen Bewußtsein an, und gestand dem Nicht—Ich, der äußeren Welt, eine Wirklichkeit zu, die er früher geläugnet. Er nennt sie zwar noch wie früher eine todte Schranke, aber doch einen Gegenstand, der durch den menschlichen Geist eine Realität erhalte. Der Mensch und das Wissen in ihm bleibt ihm indessen die einzige Form, worin sich das unendliche Sein

offenbare, und die übrige Welt nur dadurch etwas, daß sie der Mensch zu etwas mache.

Gegen diesen Punkt richtet Schelling, der die Natur retten will, alle Waffen, und dieser Punkt ist es wiederum, worin der spätere Hegel in neuer dialektischer Wendung dem Fichte'schen Gedanken gegen Schelling näher tritt, indem auch ihm, dem Hegel, nur der gedankliche Prozeß wahres Leben ist.

Fichte hat die nach dem jetzigen Standpunkt richtige Einsicht, daß der Anfang der Philosophie nicht bewiesen werden kann. Würde er dies, so wäre er ein Vermitteltes, hinge von einer Bedingung ab. Er beginnt mit dem Ich, und entbehrt nur einer wirklich dialektischen Bewegung zum zweiten Satze, zum Nicht—Ich, was bei ihm nur dualistisch beigezogen wird. Uebrigens aber hat er das Verdienst, die von Kant angedeutete Trichotomie entschieden aufgefaßt zu haben, was durch Hegel zur absoluten Form des Wissens gestempelt wurde. — Das Ansich ist bei Fichte nicht mehr das Unnahbare, sondern es ist so, wie wir es machen sollen, unser innerster Geist, wie er sich praktisch realisirt. Die Entfaltung des menschlichen Geistes ist die Entfaltung Gottes. So nahe streift Fichte an Hegel. Der Hegel'sche Schüler bewundert denn auch nichts mehr nach Hegels Logik als Kant's Kritik und Fichte's Wissenschaftslehre.

Eine so kühne Schöpfung wie das Fichte'sche System erweckte natürlich die lebhafteste Opposition. Was sich dem mehr urtheilenden als gestaltenden Kant gegenüber noch zurückgehalten hatte, das gerieth gegen den konstitutiven Idealismus Fichte's in entschlossenere Aufregung. Außer Schelling und Jakobi machte sich auch Jean Paul auf, dieser unpoetischen Lehre entgegen zu treten, und er that dies in seiner „**clavis Fichtiana**," worin mit allerlei geistreichen Beispielen und Anwendungen das System verspottet wird. Ueber das absolute Ich dem Nicht—Ich gegenüber sagt er: es gleicht dem Vater des Sobouroff, der sich selber Geld borgte, sich Wechsel ausstellte, sich oft protestirte, und sich nach dem Wechselrechte streng genug behandelte; bloß zu ihrer Verherrlichung thut die absolute Ichheit alles, — oder: es kommt mir wie jener Handelsmann in Montaigne vor, der, um ein Lavement zu nehmen, die Werkzeuge und alle Ingredienzien auf den Tisch vor sich hinlegen ließ, und Alles dann ein wenig

besah, worauf sogleich, ohne daß man ihm das Klystier wirklich setzte, die Sedes kamen, die nur einmal ausblieben, als gerade die Frau aus Geiz wohlfeilere Species aufgetragen hatte.

Fichte's Leben ist denn auch ein immerwährender Kampf gewesen. Obenein fiel es in die aufgeregteste Zeit der neuen Geschichte, in die Zeiten des Convents und des erobernden Napoleon, das Leben selbst also wirkte so stark auf Empfängniß einer solchen Philosophie, wie diese auf ein Leben, das schon aus den Fugen glitt. Die ganze revolutionaire Welt war bereits in einem Fichte'schen Prozesse begriffen, sie strebte krampfhaft, sich aus sich selbst zu gebären, aus dem absoluten Ich, ohne die mindeste Rücksicht auf ein gegebenes Objekt in Geschichte und Gegenstand. Nur aus dem absoluten Ich wurden Gesetze und Konstitutionen gesucht. —

Man soll die pragmatische Anschauung geschichtlicher Phänomene nicht überschätzen, aber um für den schwankenden Menschengeist einen Halt zu gewinnen, lasse man sie doch nie außer Acht. Der Zusammenhang giebt stets Resultate, die man abstrakt blickend übersieht, und die eben so viel der unmittelbaren Offenbarung in sich haben als der selbstständig aufwachende Gedanke des Genies. Man verschmähe dies also auch beim Philosophen und beim philosophischen Systeme nicht, man suche den Zusammenhang, in welchem das System entstanden sei. Ein Theil der Höhe, worauf sich jede Nachwelt der Vergangenheit gegenüber befindet, ist ja aus der Uebersicht des historischen Zusammenhanges aufgehäuft. Diese Höhe kann man auch einem philosophischen Systeme gegenüber gewinnen, wenn man alle inneren und äußeren Schicksale des Philosophen zu einer vollen Lebensgeschichte vereinigt.

Der hoch-asiatische, der ägyptische, der griechische, der scholastische Philosoph sind uns zur Hälfte erklärt, wenn wir eine dramatische Gruppe ihrer menschlichen Existenz zusammenfinden. Wie lebhaft wird der Wunsch bei so naher und gewaltiger Erscheinung wie Fichte's! Wir haben den Titanenkampf mit dem abstrakten Gedanken in so hundertfacher Form gesehn von Moses bis auf Fichte, wir denken wohl manchmal an eine todte Zahlenreihe, mit welcher sich hundert- und aberhundertfache Veränderung vornehmen lasse, ohne daß ein Stein am wirklichen

Objekte gerückt sei. Dennoch trennen wir uns nicht gern von dem Gedanken, daß in Erfüllung und Vollendung des menschlichen Denkvermögens diese unsere Welt einmal erfüllt und beendigt werde, obwohl sich ohne Zeit und Raum nichts in uns gestalten läßt, und Zeit und Raum stets wieder die Streitpunkte neuer Philosophie werden; kurz, unsere Theilnahme bleibt dem Philosophiren zugewendet, so viel gegen den dadurch gewonnenen, scheinbar unmerklichen Fortschritt gespottet wird. Diese Geneigtheit unserer Bildung fände einen ergiebigen Vorschub, wenn pragmatische Biographieen der Denker die menschlichen Verbindungswege unter der erhöhten Gedankenwelt aufsuchten. Besonders da, wo sich, wie bei Fichte, der Gedanke so großartig verwegen von dem herkömmlichen Bewußtsein, und von der außen gegebenen Welt losreißt. Die Geburt des Systems in Anlage, Lage und Charakter des Systemphilosophen nachzuweisen wäre die Aufgabe einer sehr lohnenden biographischen Wissenschaft. Was wir werden sehn, glauben wir zu beherrschen, ein solcher Einblick in die philosophischen Keime, worin die Mysterien aller Geschichtsentwickelung ruhn, würde dem philosophischen Studium einen interessanten Schwung, der Geschichtsentwickelung einen tiefen Gewinn bringen, und es verschwände endlich auch, was nichts Geringes, die so lächerliche als mißliche Erscheinung, daß stets über Unverstand und Mißverstand eigenthümlicher Systeme geklagt würde.

Fichte's Leben bis in's feinste Detail der inneren Regung ist vor vielen andern eine solche Aufgabe, denn er ist eben noch etwas ganz Anderes als seine Philosophie. Unter Schmerzen philosophirte er, er nennt es selbst einen „widerlichen Zustand," sich in's Philosophiren zu versetzen. Die ihm angemessene, und darum seinem Wirken ergiebigste Welt lag also in einem andern Felde, denn die That des inneren Berufes entwickelt sich leicht. Krampfhaft, gewaltsam, und weil er ein titanenhafter Mensch war, dennoch erfolgreich riß er auch bei der ihm angemessenen Arbeit Felsen und Gebirge los, welche der Welt zu thun gaben.

Wie viel wird in solcher einzelnen Notiz schon geboten zu neuer Einsicht in eine so gewaltsame Idealistik wie die Fichte'sche; welch' eine pragmatische Kenntniß und Folgerung öffnete sich,

wenn man genau die Sache, das Grundinteresse jedes Philosophen, auffände. Um ein Ding besonders gruppirt sich jedes Menschen mannigfaltigste Kraft.

Man bereitete auch einen großen Schritt für die Sprache vor. Jeder Philosoph braucht eine andere, sucht Charaktere für seinen Denkcharakter; wir aber wollen uns nicht weiter unsers Ichs entäußern, um ihn zu verstehen, als es die starre Grammatik erlaubt, wir haben keine Brücke in's Sprachherz des Philosophen, als die Combination in Schulgedanken, und wie wenig ist das, mächtig eig'ner Aeußerung gegenüber! Das System und die Sprache des Philosophen ist eine Individualität, welche des genialen Einblicks von unserer Seite bedarf.

Reinhold begriff das und verlangte eine Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, — das heißt, er wollte generalisiren, was sich so wenig generalisiren läßt.

Nun haben wir zwar eine Biographie Fichte's, und zwar eine ausführliche in zwei Bänden, allein der eigene Sohn Fichte's ist der Verfasser, und dieser Sohn macht obenein selbst Ansprüche auf eig'ne philosophische Systematik. Dies sind zwei große Hindernisse: der Sohn und der Philosoph sieht nicht frei von außen hinein in das Bild des väterlichen Lebens.

Fichte war armen Ursprungs aus Rammenau bei dem Oberlausitz'schen Städtchen Camenz. Er steht wie Sokrates, und zwar schon als Knabe, stundenlang einsam starrend auf dem Felde. Auf der Schulpforte lernte, in Jena, Leipzig und Wittenberg studirte er. Später ist er Hauslehrer in Polen und in der Schweiz, dann Professor in Jena. Dort wird er zum Abschiede gedrängt durch Kursachsen, welches ihn des Atheismus anklagt; 1805 finden wir ihn bei der Universität Erlangen angestellt, während des nächsten Krieges in Königsberg und Kopenhagen und dann in Berlin, wo er seine berühmten Reden hält, 1810 Professor wird und 1814 am 29. Januar stirbt.

Alle Sehnen einer revolutionairen Zeit liegen in diesem, scheinbar nicht so außerordentlichen Leben, und man könnte herausblicken, wie der tiefste Revolutionsgedanke in einem Manne lebte, der durch Entschlossenheit und Kraft auf das energischste Handeln angewiesen schien, und nur sinnen durfte.

Alle die Leidenschaft, welche sich in Fichte's Wesen kund gab, ward von Wichtigkeit für unsere Literatur. Sie entzündete erst recht das Für und Wider in Sachen des neuen Gedankens, dieser neue Idealismus brannte nun erst recht hindurch durch alle Köpfe und Herzen. Die Poeten, diese Väter und Kinder der Leidenschaft, wurden jetzt erst lebhaft betheiligt. Schillers Poesie, die, wenn auch nicht aus, doch neben diesem neuen Idealismus ihren gedanklichen Stolz, ihren moralischen Schwung schöpfte, füllte sich zum Vortheile unserer Herzen mit Fichte'schem Ungestüme. Kurz, Fichte ward der weitererobernde Feldherr des Idealismus, und seine Waffen klirren überall, wo man in das Gebiet unsers damaligen geistigen Lebens hinein schaut. Merkwürdig wird sein Denkwesen auch am Genialsten von Poeten und solchen aufgenommen, welche romantischer Welt nahe stehen, von Novalis, Friedrich Schlegel, Schleiermacher.

Es giebt drei Punkte in der Fichte'schen Lebensgeschichte, wo sich dramatisch dreierlei wichtige Zustände der deutschen Existenz aus jener Zeit herausstellen. Zum Ersten, da er arm und jung aus Warschau nach Königsberg kommt, Kopf und Herz voll weltbewegender Gedanken. Er weiß nicht, wohin damit, das Leben in Deutschland ist so unfruchtbar an Gelegenheit für einen gelehrten jungen Mann, daß man in Königsberg weiter keine Hoffnung für ihn hat, als irgend eine Hauslehrerstelle. Er will sich nicht dazu bequemen, und doch verspricht ihm sein Beutel nur noch Mittagessen auf wenige Tage; er geht zu Kant, sie sprechen über die sublimste Spitze des Gedankens, daheim schreibt er rasch einen großen philosophischen Aufsatz und schickt ihn an Kant, den schon berühmten Professor, und fragt bald darauf, ob er ein kleines Gelddarlehn von ihm erhalten könne. Kant bittet ihn wieder zu Tische, die höchsten Gespräche gehen hin und her, wie unter den stolzesten und begabtesten Männern, der reale Geldmangel bleibt verborgen im Hintergrunde, nebenher muß ihn Kant versichern, daß er für den Augenblick selbst nicht im Stande sei, ihm zu helfen. Dies ist die Lage der beiden Männer, welchen die oberste Herrschaft deutscher Gedankenwelt angehörte.

Später sehen wir Fichte von der Schweiz aus nach Jena berufen, er tritt in die blühende Zeit jener kleinen Universität,

wo diese den Kern deutschen Geistes in sich pflegt, wie einst Prag, dann Wittenberg, dann Leipzig, dann Halle, dann Göttingen. Schiller lebt damals in Jena und lehrt, die Schlegel, v. Woltmann lehren, Humboldt schließt sich an, Goethe, Herder, Wieland wirken von dem nahen Weimar. Die kühnste Geburt des Fichte'schen Geistes geht hier sorglos heraus, kein historisches Hemmniß wird beachtet, in Niethammers „philosophischem Journal" giebt er die verwegensten Combinationen frei. Da trägt Kursachsen auf Entfernung des Mannes wegen Atheismus an, den er absonderlich in der Schrift „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gelehrt habe. Fichte wohnt so tief in der philosophischen Freiheit damaliger Zeit, daß er die Anklage nicht begreift und sie brüskirt. Was kann Atheismus heißen bei spekulirender Philosophie, die nur für ihren systematischen Gang und für sonst nichts sich verantwortlich glaubt. Man denkt nur, daß der Gang wissenschaftlich anzufechten sei, und Bekümmerniß um Resultate nur der Wissenschaft zustehe. In dieser Ansicht benimmt sich Fichte trotzig, ungeschickt; Goethe, welcher die Weimar'sche Staatswelt zu vertreten und sich darin mehr um das nach außen wirksame Resultat, als um den logischen Gang eines Professors zu kümmern hat, obwohl er sonst gegen diesen Gang nichts Besonderes einwendet, kann ihn nicht halten, und Fichte geht.

Zum Dritten sehen wir ihn inmitten der realen Bedrängnisse damaliger Zeit, wo der Franzose unser Vaterland erobert. Er stumpft die theoretischen Spitzen seiner früheren Lehre ab, er drängt seine gedankliche Leidenschaft auf die nächste Nothwendigkeit der äußeren Welt, er spricht und schreibt populär, er hält seine Reden an die deutsche Nation.

Werfen wir noch einen Blick auf Fichte's Verhältniß zur Religion, und auf den Umwandlungspunkt in seinem Systeme:

„Eine Wechselwirkung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlicher praktischer Ueberzeugungen heißt eine Kirche, ein ethisches Gemeinwesen — und das, worüber Alle einig sind, ihr Symbol. Es muß stets verändert werden; denn das, worüber Alle übereinstimmen, wird doch bei fortgesetzter Wechselwirkung der Geister allmählig sich vermehren." — „Darauf dringen, daß die Einkleidung des Symbols Bestimmung sei, ist

Unwissenheit: wider eigne Ueberzeugung es sich zum Zwecke machen, Andere bei diesem Glauben zu erhalten, ist gewissenlos und das eigentliche wahre Pfaffenthum. Das weitere Fortschreiten, die Erhebung des Symbols, ist eben der Geist des Protestantismus."

„Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend." Was sich unter Gott etwas Anderes als eine moralische Weltordnung dachte, war ihm höchst unwürdig, höchst verdächtig.

Nach der Fichte'schen Umgestaltung, die etwa in den Anfang des neuen Jahrhunderts fällt, erhalten diese Dinge wohl eine andere Physiognomie, aber es bleibt ihnen doch im Grunde dasselbe Herz. Es heißt bei ihm nach dieser Umgestaltung: „Der Begriff bricht irgendwo in der Welt zum Bewußtsein durch; dies geschieht genialisch als Offenbarung. Jedes Symbol ist Nothsymbol." Es ist perfektibel — „Sind die Urkunden des Symbols seit ihrer Entstehung noch niemals ganz und richtig verstanden worden, wie ich dies von den christlichen glaube, so muß der künftige Lehrer durch neue Interpretation ihren wahren Inhalt hervorziehn."

Der Fichte'sche Wendepunkt zeigt sich 1800 schon in einem Briefe an Schelling, worin er verspricht, über das Ich hinauszugehn. Das that er denn, aber nicht so weit, als daß ihm nicht die neuere Philosophie vorzuwerfen gehabt hätte, er sei im „unendlichen Prozesse stecken geblieben," und habe seinen Reflexionsstandpunkt nicht überwunden, oder doch nur, wie Hegelianer nachweisen, einzeln, ohne Konsequenz überwunden. Schelling trat 1806 sehr erbittert gegen ihn auf, und zieh ihn des Plagiates. Es bleibt ein staunenswerther Anblick, wie sich der alte Löwe wehrt, und unerschöpflich producirend, einer neuen Einsicht Herr zu werden, oder ihr zum Trotz mächtig zu bleiben sucht. Ein Wesentliches im Wechsel ist, daß er die Erfahrung als ein Hauptkriterium annimmt. Das Wissen wird nicht mehr als ein Moment in der göttlichen Entwickelung aufgefaßt, sondern außer Gott gesetzt. Ein Bild, ein Schema von Gott ist nur darin. Die Wissenschaftslehre wird nur Weisheitslehre.

Wie viel spiegelt sich in diesem gewaltigen Manne! Einzelne

haben sich's auch, nur leider immer beiläufig, zur Aufgabe gemacht, wie viel Fichte'sches in dem damals modern entstehenden preußischen Staate enthalten sei. Der Fürst Hardenberg, dieser vortreffliche Staatsmann, hat ihm die genialste Gunst zugewendet, und man würde in dessen Plänen und in Fichte's Reden die edeln und die gründlichen Bestandtheile bis auf das Turnerthum vorbereitet finden.

Friedrich Heinrich Jacobi

1743 — 1819.

Dieser Mann, dem wir schon so oft begegnet sind, verlangt hier seine eigene Stellung, da er, obgleich gegen alle damalige Philosophie des Systems auftretend, doch eine philosophische Stellung gewann, und zwar eine Stellung ganz im Gegensatze zu diesen Helden des Gedankens.

Im Allgemeinen ist Jacobi der geistvollste Dilettant jener philosophischen Zeit, welcher alle Uebelstände der Systematik empfand, ohne ihnen eine Abhilfe zu verschaffen. Zum eigentlich Thatsächlichen in der Literargeschichte reichte seine Kraft nicht hin. Fast durchgängig ist er ein Bild selbst jenes Zustandes, den wir seit Zersprengung der dogmatischen Einheit vor uns sahen: allerlei Anfänge zu neuer Philosophie sind da, aber der zusammen dichtende, in's wirklich lebendige Dasein erhebende Hauch des Genius fehlt.

Er ist ungeduldig, daß es so langsam geht mit der Konstituirung des neuen Dogma, daß man, trostlos für das Herz, so weit ausholt wie die idealistische Philosophie, er eilt mit Hilfe einzelner Regung zum Abschlusse, und wird dabei von außen fortwährend gestört. Wie eine unordentliche Reise durch schöne Länder gemahnt darum seine Existenz. Hier mahnt ihn der idealistische Philosoph, daß er auf der letzten Station das Wichtigste vergessen habe und umkehren müsse, hier geht ihn zornig der Naturphilosoph an, wie er oberflächlich durch den wichtigsten Landestheil habe eilen mögen, und daß er umkehren müsse; dort beklagt ihn der Poet, daß er sich die schönste Unmittelbarkeit durch

Raisonnement zerstöre, und daß er besser thäte, sich unbefangen noch einmal hinein zu versetzen; dort steht am Ende der Theologe selbst, daß in solcher Erklärungsweise die überlieferte Größe beleidigt und verletzt werde, und daß er die Reise noch einmal von vorn zu beginnen habe.

Und Jacobi war so vorherrschend dem Gebildetwerden, und so wenig der selbstständigen Zeugung zugewiesen, daß er jeder mahnenden Richtung einen lebhaften Einfluß nicht versageu konnte. So wurde er denn ganz nach Art seiner zwei bedeutendsten Schriften „Allwills Briefwechsel" und „Woldemar," ein philosophischer Roman statt eines Philosophen, mit dem der Dichter und der Philosoph nicht zufrieden war, und den die jetzige Welt ein in Vermittelung abschwächendes juste milieu nennen würde.

Dabei bleibt seine Erscheinung eine überaus liebenswürdige und schätzenswerthe, besonders wenn man sie so betrachtet, wie es Jacobi selbst gewollt zu haben scheint. Wir sehen ihn nämlich Talente unterstützen, wie das Heinse'sche, die seinem Naturell geradezu entgegengesetzt sind, und wo er geradezu für ein Bildungsmoment beiträgt, was über die Berechnung seines Beifalls hinaus einwirken kann. Er will also eine anregende und helfende Person sein, die über die kurze systematische Absicht hinaus lange. Als eine solche Person, als eine förderſame Individualität, die mehr ist, denn eine abgeschlossene Absicht, ist er überaus wichtig, ja groß und einzig in unserer literarischen Welt.

Die Art, wie er an die Literatur kam, mochte wohl eine Hauptursache sein, daß ihm ein gewisser Dilettantismus eigen blieb. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Düsseldorf, und verrieth in der Jugend keine besondere Anlage. Da nun sein älterer Bruder Georg, den wir schon in der Nähe Gleims gesehn und als Dichter angeführt haben, der Wissenschaft gewidmet war, so wurde der jüngere dem Kaufmannsstande bestimmt. Dieser Stand paßte allerdings am wenigsten für ihn, ein religioser Tiefsinn bildete sich bei ihm aus, welchen die Handelsgenossen verspotteten, in Genf, wohin er von Frankfurt kam, kümmerte er sich mehr um Gelehrte und Literatur als um Handel, eine reiche und glückliche Heirath mit Betty v. Clermont, eine Anstellung bei der Jülich-Berg'schen Hoffammer, Bekanntschaft mit Wieland und Goethe, — alles das entfernte ihn vom

Handel und brachte ihn in die Literatur. Frühzeitig schrieb er die Anfänge des Allwill und Woldemar, und das interessante Leben in Pempelfort, einer ländlichen Besitzung, die er sich anlegte, und wo reichlicher Besuch einkehrte, trieb die literarische Vorliebe zu immer größerer Reife. Daneben blieb er doch Geheimer Rath in München, wozu er gemacht worden war, später Präsident der wissenschaftlichen Akademie daselbst, und erhielt sich solchergestalt eine vielfache Existenz, neben und in welcher die Literatur immer nur dilettantisch betrieben sein mochte

In den Heidelberger Jahrbüchern von 1817 findet sich eine Charakteristik Jacobi's von Hegel, welche vorzugsweise den Philosophen Jacobi schildert.

Nicht der Gedanke, sondern der Glaube, ist Jacobi's letzte Berufung, er vertritt die Gefühlswelt dem terroristischen Gedanken gegenüber. — Es giebt durchaus keinen bloß spekulativen Weg zum Innewerden Gottes, — giebt man sich einem solchen hin, so kann man dem gotteslängnerischen Spinozismus nicht entgehn. — Das Objekt, das Nicht-Ich, die Welt in ihren Formen, welche dem Idealismus nur durch den Gedanken existirend ist, nimmt er umgekehrt für das Wichtigste, für den Ausdruck der höchsten Vernunft an.

Es giebt, sagt er, nicht eine doppelte Erkenntniß vom wirklichen Dasein, vom Dinge an sich, nicht eine a priori und eine a posteriori, sondern nur eine einfache durch Empfindung.

Wissen und Ueberzeugung aus Gründen ist immer eine Kenntniß aus zweiter Hand, da die unsprüngliche auch aus dem Glauben kommt.

Die Vernunft weiß immer nur Verhältnisse des Seins, nicht das Sein selbst.

Wahrheit wird nur erfahren, nicht erdacht.

Tugend ist der Vernunftinstinkt zum Guten und Wahren.

Gäbe es nicht eine Vernunft, — Wahrheit an sich außer der durch unsern Gedanken hervorgebrachten, — so wäre die Wurzel aller Wesen ein reines Nichts. — Man citirt hierzu geistreich eine Stelle Goethe's: „Das Sonnenlicht ist im Auge, aber nicht bloß im Auge."

Auf den Himmel verweisen der Belohnung und irdischer Oekonomie wegen, ist unwürdiger als Gotteslängnerei.

— Und so kann man in Aufführung interessanter Sätze fortfahren, da es daran nicht fehlt, und es sich bei Jacobi nicht um ein geschlossenes System, sondern um geistreiche Punkte handelt, deren sich zahlreiche finden. Es ist neuerdings folgende Aeußerung von Jacobi bekannt worden, die er einst für seinen Sohn gab, als ihm dieser seine Ansichten über positiven Religionsglauben mittheilte. Der junge Fichte macht sie unter der natürlichen Einschränkung bekannt, daß sie nicht wörtlich als Meinung des Philosophen anzusehen sei. In jedem Betrachte aber ist sie wichtig und lautet wie folgt: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies oder katholisch werden: es giebt kein Drittes! So wie es kein Drittes giebt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist, zwischen Naturvergötterung und Sokratisch-Platonischem Anthropomorphismus. — Gerne vertauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives historisches. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern so wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das Andere."

An ihn schlossen sich, wenn auch meist nur dem Ausgange nach in doppelter Bedeutung dieses Wortes: Friedrich Bouterwek in seiner „Apodiktik," Fries in seiner „neuen Kritik der Vernunft," der liebenswürdige Köppen, der sehr geistvolle Standpunkte außerhalb der herrschenden Systematik findet; von Weiller, Eschenmaier, Salat, Meilinger, Calker.

Bouterwek fand sich, wie Fries in der Polemik gegen Fichte zu Jacobi, indem er jenem entgegen ein objektives absolutes Sein als Grund alles subjekiven Erkennens forderte.

Fries, von Jacobi sehr geschätzt, und im philosophischen Romane „Julius und Evagoras" eben so wie dieser, nur weniger scharf und interessant, Gefühl und Gedanke in Beliebigkeit und doch ohne ästhetische Kraft mischend, hat von der systematischen Philosophie harte Urtheile erlebt. Hegel nennt die Fries'sche Kritik „eine absolute Verseichtigung der Kantischen."

Er hält die reinen Gefühle für Grundurtheile der Vernunft, — was einem sanften edeln Gemüthe wie dem Fries'schen wohl natürlich, der Anforderung an einen Romangedanken auch ganz genügen, aber nach Kantischem und Fichte'schem Vorgange zu matt erscheinen durfte. Er wollte „der Leerheit Fichte'scher Wissenschaftslehre in deren negativer Hälfte abhelfen," und erklärte, es sei nur bei sinnlichen Dingen ein Wissen durch Anschauung möglich, nicht aber eine Wissenschaft aus Ideen. Da gebe es nur Glauben. Unglücklicherweise nennt er auch seine unmittelbaren Erkenntnisse „dunkle, unaussprechliche Vorstellungen," und die Wissenschaft will allerdings aussprechen.

Diese Verzweigungen durch halbe Gegner, die allerdings auch das Ihrige zur Weiterbildung beitrugen, gehn nach tausend Seiten, und erhalten sich im Publikum auch jetzt noch durch diese und jene Schrift, nachdem in der Identitätsphilosophie der wirkliche Fortschritt in der Grundanregung Kant's und Fichte's bereits an die dreißig Jahre bewerkstelligt ist. Die Masse ist breit und jede Fähigkeit macht Ansprüche auf die ihr angemessenen Stufen.

Man hat mit Recht vielfaches Bedenken geäußert, und das Ausland, ohne die erforderliche nationale Einsicht, hat es übertrieben: ob es nicht ein Extrem und deshalb ein Uebelstand der Bildung sei, sich so gewaltsam und allgemein abstrakt zu machen, als wir es gethan in unsrer vorherrschend philosophischen Zeit.

Der Fehlgriff liegt in der Sache und in dem Urtheile sehr nahe. Man muß geschichtlich verfolgen, wie unsere Nationalität geworden sei: der objektivste Gewinn des Gedankens an sich ist zu einem Bestandtheile unsrer Nationalität geworden, Lage und Geschichte haben uns vom Handeln entfernt, so ward das Denken vorzugsweise unsere Aufgabe. Wenn ein französischer Autor wie Montaigne sagt, seine Kunst und Aufgabe sei: zu leben, so lächelt mancher deutsche Autor, er weiß das besser, seine Kunst und Aufgabe ist: zu denken.

Dabei bleiben wir aber doch eine thatsächliche Gemeinschaftlichkeit, die ihre praktischen Bedürfnisse und Ansprüche hat, es ist

nicht zu läugnen, daß eine, wenn auch sublime Krankhaftigkeit entstehen muß, sobald alle Kräfte nur dem abstrakt-systematischen Gedanken zugewendet werden. Die menschliche Fähigkeit ist tausendfältig, und Nation und Staat soll, um sich vollkommen zu bethätigen, und sich zu genügen, alle Form der Fähigkeit ausbilden. Auch das systematische Philosophiren ist, obwohl das Mark aller Aeußerung und Möglichkeit in sich drängend, nur ein specifisches Talent, und in diesem Punkte gehen wir, die Schätzung anbetreffend, im Allgemeinen zu weit. Ausgesprochen nämlich oder nicht ausgesprochen hält unsere Nationalbildung die philosophische Kraft für die höchste, — selbst der Kreis des Dichters gilt ganz in der Stille nur für ein gnädiges Zugeständniß, was man dem popularen Verstande und Bedürfnisse machen könne. Selbst dabei schiebt man gern den geschlossen philosophischen Kern des Dichters in den Vorgrund, und läßt die poetische Gabe selbst, die sich in der Zusammensetzung ihrer Resultate nicht so genau nachrechnen läßt, mehr auf sich beruhn.

Im Allgemeinen an dies Moment zu tasten ist mißlich, da sich uns allerdings Alles auf die Denkform zurückführen muß, um uns eine Evidenz zu gewinnen, da ferner diese allgemeine Vernünftigkeit vor Faselei und Excessen der Bildung schützt. Aber es ist von vielen Seiten, von der Poesie und allen Halbschwestern derselben, der Mystik, der Schwärmerei, es ist von der praktischen Seite, vom Drange zur Thatsache zur Politik eine Gegenwirkung versucht worden, und mancherlei Gewinn ist uns daraus entsprungen. Unser Bewußtsein der Bildungsexistenz ist dadurch mannigfacher angeregt und geartet. Man ist noch mehr, wenn man nicht bloß klug und geschult, sondern auch reich, gewandt, liebenswürdig ist, und man ist nicht genöthigt, Klugheit und Schule darüber aufzugeben. Eine Welt, wie die Nation sie darzustellen hat, geht denn am End' zu Grunde, wenn sie bloß zu erklären weiß, und nicht nach aller Möglichkeit hin neue That für Belebung, Erweiterung und Umgestaltung des philosophischen Weltcommentars erzeugt.

Deshalb ist bei der philosophischen Partie einzelnen Männern eine würdige Aufmerksamkeit zu widmen, denen das System verständlich und doch nicht bis zur Unfreiheit bindend wird, die wie geistreiche Dilettanten nebenher gehn. Es entrinnt ihnen

in der halben Polemik manche Konsequenz im Großen, und sie zählen deshalb nicht zu den Philosophen vom Fache, sie sprechen und man spricht bei ihnen nur von philosophischen Ansichten, aber sie bringen in niedrig geachteter Freiheit Ausfüllung und Anregung für die Kulturexistenz, für eine Welt, die sich immer wieder neu und räthselhaft zeigt, so oft sie auch für beendigt ausgegeben worden ist durch den philosophischen Systemgedanken.

Jacobi ist eigentlich der Held dieses philosophischen Dilettantismus, dem es nur zum Vorbilde im Großen an mannigfaltigem, farbigem Talente fehlt. Näher oder ferner haben sich interessante Fähigkeiten um ihn geschaart. „Philosophiren kann keiner früh genug," — ist das Motto derselben, — „nur zögre er, sich in ein System einzuschließen."

Carl Gustav von Brinkmann, der 1806 „Philosophische Ansichten" herausgegeben, ist ein Typus dieses Theils unsrer Literatur. In solchen Büchern wird recht eigentlich die Rettung für die mannigfaltige Fähigkeit versucht, die sogenannten synthetischen Naturen, welche nicht zu analysiren, aber mit einem Griffe Außerordentliches zu geben verstehn, werden geistreich beschützt gegen die angemaßte Oberherrschaft der Systematiker, dem systematischen Philosophiren wird nur die Bestimmung zuerkannt, die Muskelkraft des Geistes auszubilden. Bekanntlich ist aber diese Muskelkraft nur ein einzelner Vortheil, nur ein einzelnes Werkzeug zu der ausführbaren That, welche die systematische Philosophie in sich beendigt glaubt. Die philosophischen Systeme heißen Reisebeschreibungen durch das unermeßliche Gebiet des Denkens, von denen die geistreichsten nicht immer am Zuverlässigsten das Land kennen lehren, sondern den Verfasser der Reisebeschreibung. Es wird im Vorwurfe gegen die idealistische Philosophie so weit geflüchtet, daß man dieser nachweist, auch sie in strenger Scheidung des Subjektes bediene sich dafür nur der Bilder, welche sie nicht auseinander zu legen und zu trennen wisse, denn die Sprache sei ja auch nur ein bildlicher Ausdruck.

Nur wenn auch diese Richtung unbefangener Aufmerksamkeit empfohlen ist, kann man dem Forscher einen vollständigen Einblick in diese merkwürdige Revolutionszeit unserer geistigen Welt versprechen, nur dann begreift man ohne Gewaltsamkeit, wie am

Schlusse des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts eine so vielfältige und überall bedeutende Literatur entstehen konnte; eine Literatur, gebieterisch durch den neuen philosophischen Strom, welcher hindurch geht, und vielfältig trotz des Stromes. —

Herbart.

Zuneust ist der Kantianismus wieder in Rede gekommen durch Herbart, geboren 1776, der eine Zeitlang Kant's Katheder in Königsberg einnahm, und jetzt in Göttingen lehrt. Er nennt sich selbst einen Kantianer von 1829. Eine Zeitlang verhoffte das dilettirende Publikum viel von ihm. Er besticht das Popularbewußtsein, daß er nichts Ueberschwengliches von der Philosophie verheißt. Zuerst seien skeptisch alle Anfänge zu prüfen. Absolute Erkenntniß sei nicht möglich. Beim Skepticismus sei indeß nicht zu verharren, sondern es sei durchzudringen zur Metaphysik.

Er strebte aus der Subjektivität der Vorstellungsphilosophie hinaus, und wollte die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche bei Kant das Subjekt völlig auf sich nahm, aus dem Objekte erklären. So will er Einfachheit und Mannigfaltigkeit als Eins denken, weiß dies aber nicht durch Gedankenakte zu vermitteln, und sagt denn auch später geradezu, alle Widersprüche könnten und sollten nicht aufgelöst werden.

Sein Hauptziel wird dann die Psychologie, wo die Erfahrung mit der Metaphysik und mit sich selbst ausgesöhnt wird dadurch, daß die Principien der Psychologie Thatsachen des Bewußtseins sind.

Diese Psychologie, interessant gefaßt, verliert sich in Rechnung, da den Vorstellungen nur quantitative Unterschiede zugestanden werden, und es sich immer nur um ein Mehr oder Weniger handelt.

Der formelle Weg dieser jetzt noch thatsächlich in Göttingen und in Leipzig gelehrten Philosophie wird von der jetzt herrschenden philosophischen Bildung gering angeschlagen. Für den vorliegenden Zweck ist es also nur von Wichtigkeit, ob dieser neuste Kantische Zweig in den Resultaten, der Idee vom Staate, vom Schönen, von Gott gegenüber, Besonderes darbietet. Der

Staat ist ihm das Gleichgewicht, und dies Mechanische erbaut sich denn auch nur aus mechanischen Theilen, aus Störungen, Selbsterhaltungen, aus Partieen und Gruppen. Das innere Leben wird vermißt. In der Aesthetik ist Besonderes, aber nichts Lockendes zum Vorschein gekommen, Solches, was der jetzige Geschmack trivial zu nennen versucht ist. — Die nach dem Zwecke fragende Naturbetrachtung ist Stütze des religiosen Glaubens. Für das Wissen Gottes fehlen uns die Data. Aber — meint Herbart — die Religon würde nicht gewinnen, wenn Gott in scharfen spekulativen Umrissen deutlich dem Forscher dastünde. — Demnach wäre doch die Religion eine Krankheit, und wenn Religion wünschenswerth, auch eine wünschenswerthe Krankheit. Herbart meint auch, daß durch dies Wissen des Nichtwissens die Demuth, welche die Religion heischt, begünstigt werde.

Dergleichen will allerdings mit der Kühnheit moderner Forderung nicht zusammengehn.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

BIBLIOTECA CENTRAL

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Andeutungen

über

Landschaftsgärtnerei,

verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau,

vom Fürsten von **Pückler-Muskau.**

18½ Bogen Text in gr. 8. nebst einem Atlas von 44 landschaftlichen Darstellungen nach Zeichnungen von W. Schirmer, lithographirt von Hermann, Mützel und Tempeltei und 4 Plänen von den Kupferstechern Voss und Wibel.

schwarz 50 Thlr. 16 gr. 76 fl. Conv.-M. oder 88 fl. rhein.
sorgf. colorirt 80 „ „ „ 120 „ „ „ 144 „ „

Bei der grossen Sorgfalt und den sehr bedeutenden Unkosten, die wir auf dieses Prachtwerk zu verwenden genöthigt waren, haben wir mit Vergnügen bemerkt, dass die Anerkennung, die dasselbe gefunden, sich nicht allein in beifälliger Beurtheilung aussprach, sondern vielmehr durch eine rege Theilnahme dieses in seiner Art einzige und vorzügliche deutsche Nationalwerk beförderte.

Wir fügen hier bei, wie sich eines unserer competentesten kritischen Blätter darüber ausspricht:

„Dieses Gartenwerk," heisst es dort, „wird für ewige Zeiten zu den *klassischen* gehören. Edmund Burke, der feinste Kenner der Schicklichkeit in der Behandlung des Grossen und Massenhaften, würde den Verfasser umarmt haben, wenn er diese schöne Ausführung seiner noch nicht ganz entwickelten Ideen erlebt hätte. Die in unserer mit dem Erhabenen und Grossen so sehr kokettirenden Zeit fast unbekannt gewordenen ästhetischen Gesetze, die Burke aufgezeichnet hat, sind so ewig, wie die Gesetze Kepplers, aber es gilt sie an-

zuwenden, und ich entsinne mich keines andern Werkes, worin es in so harmonischer Vollendung geschehen wäre, als in diesem Gartenwerke.“

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen sind in unserm Verlag erschienen:

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829, 1ster und 2ter Theil, 3te Aufl. 8. br. 3 Thlr. 18 gr. od. fl. 6.

— — Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Mit Stahlstichen und Lithographieen. 3. 4. Th. 2te Aufl. 8. br. 5 Thlr. 6 gr. oder fl. 9.

Jugendwanderungen. Aus meinen Tagebüchern für mich und Andere. 8. br. 2 Thlr. oder fl. 3. 36.

Semilasso's vorletzter Weltgang. Traum und Wachen. Erster Theil, Gang in Europa. 1. 2. und 3. Abtheilung. 8. br. 7 Thlr. oder fl. 12.

Semilasso in Afrika. 5 Bde. 8. br. 10 Thlr. od. fl. 17. 30.

Atlas hiezu, enthält: Städteansichten, Scenen ꝛc.
schwarz 1 Thlr. 18 gr. oder fl. 3. —
colorirt 3 „ 6 „ „ fl. 5. 24.

Tutti frutti. 1. und 2. Band. 2te Auflage. 3. 4. 5. Bd. 12. br. 10 Thlr. oder fl. 17. 30.

Vorläufer, der. 8. br. 3 Thlr. 6 gr. oder fl. 5. 24.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Geschichte der deutschen Literatur

Bd.: 2

Stuttgart 1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.l.o.104(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11687548-6